Library
of the
University of Wisconsin

Nikolai Leſſkow

Geſammelte Werke

Erſter Band

Nikolai Lesskow

Geschichten aus der Großstadt

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung
München

343253
APR 12 1929
X54Y
.L56
.G
1

Inhalt

Die Kampfnatur 1
Deutſch von Johannes von Guenther

Pawlin 147
Deutſch von Erich Müller

Die Dame und das Frauenzimmer 251
Deutſch von Erich Müller

Das Kadettenkloſter 327
Deutſch von Erich Müller

Die Kampfnatur

Mein ganzes Leben war bisher
Nur eine Schule der Moral mir,
Und Schule iſt ſogar der Tod.

A. Maikow

„Oh-ho-ho! Nein, Väterchen, nein, tu mir die Liebe und ſtreit nicht länger mit mir!“

„Aber Domna Platonowna, warum denn nicht ſtreiten! Und was ſoll das, in der Tat, daß Sie es ſich zur Regel gemacht haben, daß niemand gegen Sie ein Wörtchen riskieren darf?“

„Nein, das bin gar nicht ich, das ſeid ihr andern, die ihr euch herausnehmt, immer gleich wegen jeder Kleinigkeit zu ſtreiten! Wart's ab, Bruder, lebe erſt ſo lange wie ich — und dann ſtreite; ſo lange ein Menſch aber noch wenig erlebt hat oder all die Petersburger Umſtände nicht einmal recht kennt, wie es ſich gehört, ſo lange ſoll er, das rate ich dir, ſtill ſitzen und zuhören, was die andern ſprechen, die älter ſind und dieſe Umſtände kennen.“

Auf dieſe Weiſe wurde ich jedesmal von meiner guten Bekannten, der Spitzenhändlerin Domna Platonowna, unterbrochen, wenn ich irgendwie mit ihren Meinungen hinſichtlich der Welt und der Menſchen nicht übereinſtimmte. Genau ſo brachte ſie freilich auch alle ihre anderen Bekannten zum Schweigen, wenn einer von dieſen ſich erdreiſtete, Bemerkungen zu machen, die mit Domna Platonownas Überzeugungen nicht übereinſtimmten. Domna Platonownas Bekanntenkreis war ungemein groß, nach ihren eigenen Worten war er ſogar ‚unermeßlich‘ und zudem von verſchiedenſtem Kaliber. Kommis', Grafen, Fürſten, Kammerdiener, Garköche, Schauſpieler und bedeutende Kaufleute

waren darunter — mit einem Wort, Domna Platonownas Bekannte waren aus jedem Beruf und von jeder Herkunft, was aber das weibliche Geſchlecht anbetraf — da wäre jedes Wort zu viel. Mit ihren weiblichen Bekannten prahlte Domna Platonowna gar nicht erſt.

„Die Weiber“, pflegte ſie zu ſagen, wenn das Geſpräch darauf kam, „die Weiber, die ſind mir ſo bekannt!“

Und bei dieſen Worten ballte Domna Platonowna ihre Fauſt und hielt ſie einem vor die Augen.

„Da“, fügte ſie hinzu, „da halte ich das ganze weibliche Geſchlecht in einer Hand.“

Der ſo verſchiedenartige und umfangreiche Bekanntenkreis, den Domna Platonowna in einer Stadt wie Petersburg ſich erworben, war für viele ein Gegenſtand äußerſten Erſtaunens, ſo daß manche mit ehrfürchtigem Schrecken die Frage an ſie richteten: „Domna Platonowna! aber wie war es nur möglich, Mütterchen? ...“

„Was denn?“

„Daß Sie mit allen bekannt ſind?“

„Ja, lieber Freund, mit allen; abſolut faſt mit allen.“

„Wie war es nur möglich und wie kam es ...?“

„Alles nur durch meine Natürlichkeit, abſolut nur durch meine Natürlichkeit“, entgegnete Domna Platonowna.

„Wirklich nur durch Natürlichkeit?“

„Ja, lieber Freund, mich haben alle gern, weil ich

ungewöhnlich natürlich bin, wegen dieſer Natürlichkeit aber und meiner Güte habe ich viel Kummer auf der Welt erleben, viele Kränkungen hinnehmen und viele Verleumdungen jeder Art ertragen müſſen, und ich kann dir ſagen, daß man mich zuweilen auch geſchlagen hat, wenn auch nicht eben ſehr; aber zu guter Letzt haben mich die Leute doch lieb gewonnen."

„Je nun, dafür kennen Sie auch die Welt durch und durch."

„Ja, lieber Freund, daß ich dieſe gemeine Welt kenne, das ſtimmt, ich kenne ſie gut. Mir ſcheint, ich kann heute jeden Tunichtgut durchſchauen, als ob ich ihn da auf meiner Handfläche vor mir hätte. Hingegen freilich muß ich wiederum ſagen — nein . . ." fügte Domna Platonowna hinzu und wurde dabei verlegen und nachdenklich.

„Was denn?"

„Ja, das, lieber Freund," entgegnete ſie mit einem Seufzer, „daß man heutzutage auf lauter neue Dinge verfällt und die Menſchen immer liſtiger werden."

„Wieſo denn, Domna Platonowna, auf welche Art werden denn die Menſchen immer liſtiger?"

„Immer liſtiger! ſo daß, wenn man heutzutage einen Menſchen am Kopf zu faſſen bekommt, er dir im Handumdrehen in die Beine fährt. Bei Gott, es iſt geradezu erſtaunlich, was es jetzt an Betrug und Hinterliſt gibt: und was ſich der eine ausdenkt, das wird ſtets von einem andern noch übertroffen."

„Als ob es wirklich auf der Welt nichts als Betrug gäbe, Domna Platonowna?"

„Es hat keinen Zweck, immer mit mir zu ſtreiten. Worauf, glaubſt du wohl, beruht denn die heutige Welt? Doch nur auf Betrug und Schwindel.“

„Allein es gibt doch immerhin auch noch gute Menſchen auf der Welt.“

„Es kann ſein, daß es auf den Friedhöfen unter den Gebeinen der Vorfahren welche gibt; aber davon hat man nur wenig Nutzen; was aber das jetzt lebende Geſindel anbetrifft — das iſt alles von derſelben Art. Abſcheulich und nichts weiter.“

„Dann meinen Sie wohl, Domna Platonowna, daß heutzutage ein Schelm auf den andern kommt und daß man keinem Menſchen mehr trauen darf?“

„Ih, mein Väterchen, es iſt niemand verboten, einem andern zu vertrauen; vertrau nur, wenn du willſt, ſo viel du Luſt haſt. Da habe ich neulich der Generalsfrau Schemelpfennig vertraut; ſiebenundzwanzig Arſchin Spitzen habe ich ihr anvertraut — doch als ich vor ein paar Tagen wieder zu ihr kam und ſagte: ‚Die alte Schuld, Exzellenz, könnte ich ſie nicht erhalten?‘ entgegnete ſie: ‚Die habe ich dir längſt erſtattet.‘ — ‚Nein, nein,‘ ſagte ich zu ihr, ‚dieſes Geld hab ich niemals von Ihnen bekommen . . .‘ ſie aber fing da zu ſchreien an: ‚Wie wagſt du's,‘ ſagte ſie, ‚Gaunerin, mir ſo zu antworten? Hinaus mit ihr!‘ ſagte ſie. Na, und da nahm mich augenblicks der Kammerdiener unterm Arm und brachte mich ins Freie, und außerdem vergaß ich dort ein paar Spitzen (Gott ſei Dank, von den billigen). Da ſoll man einem vertrauen.“

„Nun und,“ meinte ich, „das iſt doch nur eine einzige!“

„Eine! nein, Väterchen, nicht die eine allein iſt es, ſondern ihr Name iſt Legion. In den früheren Zeiten, als die Edelleute noch ihre Bauern hatten, da war es freilich anders; in jenen Zeiten, da hörte man nur von den niederen Ständen, daß ſie ſich mit Diebſtahl befaßten; heutzutage aber, wo es keine Leibeigenen mehr gibt, heutzutage ſcheuen auch die Herrſchaften nicht mehr davor zurück. Iſt es denn nicht der ganzen Welt bekannt, wer die Perſon war, die neulich auf dem Ball das Brillantkollier hat mitgehen heißen ... Tja, mein Lieber, heutzutage läßt keiner eine Gelegenheit vorübergehen. Zum Beiſpiel, die Awdotja Petrowna Karaulowa! wenn man ſie ſieht, hält man ſie unwillkürlich für eine gnädige Frau, neulich aber hat ſie mir in ihrem Sommerhauſe vor meinen Augen einen Kragen geſtohlen.“

„Wieſo,“ warf ich ein, „geſtohlen? Mütterchen, Domna Platonowna, haben Sie auch überlegt, was Sie da ſprechen! Wie kommt eine Dame dazu, zu ſtehlen?“

„Ganz einfach, geſtohlen, wie man eben zu ſtehlen pflegt. Und dabei muß ich dir ſagen, daß ich es im gleichen Augenblick bemerkte und ſie höflich, weißt du, voller Politik anredete: ‚Verzeihung,‘ ſagte ich, ‚Gnädigſte, habe ich nicht hier einen Kragen fallen laſſen, denn ein Kragen‘, ſprach ich weiter, ‚ein Kragen geht mir ab.‘ Sie aber fuhr mir bei dieſen Worten gleich ins Geſicht und ſetzte mir ihr Siegel drauf. ‚Man

führe ſie hinaus!‘ rief ſie dem Diener zu; und was meinſt du — ich wurde hinausgeführt. Zum Kammerdiener ſprach ich unterwegs: ‚Geehrter Herr! du biſt doch,‘ ſagte ich, ‚ein Menſch in dienender Stellung, ſo ſag doch ſelber,‘ ſagte ich, ‚mein Täubchen, wenn einem das eigene Hab und Gut verſchwindet, muß es einem doch leid tun!‘ Da gab er mir zur Antwort: ‚Was da,‘ ſagte er, ‚leid tun, wenn das nun einmal ihre Gewohnheit iſt!‘ Da haſt du die ganze Geſchichte. In ihrer Stellung kann ſie ſich allerhand Gewohnheiten erlauben, du aber biſt arm und mußt ſchweigen, weil du arm biſt.“

„Und was wollen Sie damit beweiſen, Domna Platonowna?“

„Was ſoll ich damit groß beweiſen wollen, Väterchen! Es iſt nicht meine Sache zu beweiſen, wenn man mich ſelber hinausweiſt; daß aber alle Menſchen Schwindler ſind und alles nur noch auf Schwindel beruht, darüber ſtreite du nicht mit mir, da ich, Gott ſei Dank, jetzt ſchon ſo weit gekommen bin, daß ich, wenn ich einen Menſchen nur anſchaue, ſofort ſehe, was er insgeheim denkt.“

Wehe aber, wenn Sie verſuchen wollten, Domna Platonowna hierauf etwas zu erwidern! Wie groß auch die Kunſt Ihrer Dialektik ſei, Domna Platonowna wird trotzdem in dieſem Streit über Sie ſiegen; Sie werden ſie durch nichts überzeugen können. Höchſtens das eine: befehlen Sie, daß man ſie hinausführt! gewiß, das wäre eine Sache; in jedem andern Fall aber wird ſie Ihnen zweifellos im Streit überlegen ſein.

Ich ſehe ein, daß es jetzt meine Pflicht iſt, Domna Platonowna den Leſern ſo genau als möglich zu ſchildern.

Domna Platonowna iſt von niederem Wuchs, ja, ſogar von ſehr niederem, man könnte ſie eigentlich als ſehr klein bezeichnen, und dennoch kommt ſie allen wie eine ſehr maſſive Perſon vor. Dieſe optiſche Täuſchung rührt daher, daß Domna Platonowna, wie man ſich auszudrücken pflegt, breiter iſt als lang, und was ſie nach oben zu kurz iſt, durch Fülle des Umfanges erſetzt. Sie klagt über ſchlimme Geſundheit, obwohl es noch niemand gegeben hat, der ſich daran erinnern kann, ſie je krank geſehen zu haben, und ſie dem Ausſehen nach wie ein lebender Berg daherwandelt; ſchon ihr Buſen ſtellt etwas ſo Gewaltiges vor, daß es geradezu ſchreckhaft iſt, Domna Platonowna aber jammert in einem fort.

„Ich bin zwar“, pflegt ſie zu ſprechen, „eine ziemlich volle Dame, allein es iſt keine wirkliche Kraft in mir, wie die anderen ſie haben, die habe ich nun einmal nicht, und was meinen Schlaf anbetrifft — es iſt der furchtbarſte Schlaf von der Welt. Kaum lege ich mich nieder, ſo kommt er gleich wie eine Betäubung über mich, und in dieſem Zuſtand könnte man mich den Krähen als Vogelſcheuche hinſtellen: ſo lange ich nicht völlig ausgeſchlafen habe, werde ich nichts davon merken.“

Domna Platonowna hielt ihren abenteuerlichen

Schlaf ebenfalls für eine der vielen Krankheitserſcheinungen ihres vollen Körpers und hatte ſeinetwegen, wie wir weiter unten ſehen werden, nicht wenig Kümmerniſſe und Unglücksfälle durchgemacht.

Domna Platonowna war eine große Freundin davon, mediziniſchen Rat einzuholen und ihre Leiden mit allen Einzelheiten zu beſchreiben; Arzneien freilich nahm ſie nie und vertraute lediglich ihren Tropfen aus Haarlem, die ſie allerdings immer ‚Haremstropfen' nannte und von denen ſie ſtets in der rechten Taſche ihrer ſeidenen Pelerine ein Fläſchchen trug. Wie ſie ſelber ſagte, war Domna Platonowna ſo gegen fünfundvierzig Jahre alt, ihrem friſchen und munteren Ausſehen nach konnte man ihr aber kaum mehr als vierzig geben. In der Zeit, da ich ſie kennen lernte, hatte Domna Platonowna noch dunkelbraune Haare, unter denen kein weißes bemerkbar war. Ihr Antlitz war wie Milch und Blut, und auf ihren Wangen ſpielte eine geſunde Röte, die Domna Platonowna freilich nicht recht zufriedenſtellte, weswegen ſie auch in der oberen Galerie der Paſſage gewiſſe franzöſiſche Blättchen zu kaufen pflegte, welche die natürliche Röte noch erhöhten, die bisher weder durch Kummer noch durch die finniſchen Winde oder die finniſchen Nebel hatte vermindert werden können. Domna Platonownas Augenbrauen waren ebenmäßig wie aus ſchwarzem Atlas: unbeſchreiblich ſchwarz waren ſie und glänzten mit übernatürlichem Glanze, weil Domna Platonowna ſie mit einem ſchwarzen Fixatoir ungemein kräftig zu behandeln pflegte und ſtets mit den Fin-

gerſpitzen ſchnurgerade ſtrich. Zwei ſchwarze Pflaumen waren ihre Augen, beſprengt mit erregendem Morgentau. Ein gemeinſamer Bekannter von uns, Jſpulat, ein gefangener Türke, der während des Krimkrieges hierher geraten war, konnte Domna Platonowna niemals ruhig betrachten. Er geriet, ſobald er ſie ſah, in eine Verzückung, als wäre er beſeſſen, und rief:

„Ai, griechiſch Aug, griechiſch ganz!“

Eine jede andere hätte es ſich an Domna Platonownas Stelle für eine Ehre angerechnet, ſolch eine Äußerung zu vernehmen; Domna Platonowna aber ließ ſich nie von dieſer türkiſchen Schmeichelei beſtricken und trat beſtändig hitzig für ihre unfehlbar ruſſiſche Herkunft ein.

„Das lügſt du, du ungetauftes Maul! du lügſt, dicker Froſch!“ pflegte ſie luſtig dem Türken zu entgegnen. „Ich bin von meiner eigenen mir wohlbekannten Abſtammung; und außerdem gibt es bei uns keine Griechen in der Fabrik und hat es auch niemals gegeben.“

Domna Platonownas Naſe war keine Naſe, ſondern ein Näschen, ſo klein, ſchmal und gerade, wie ſie zuweilen bei uns an der Oka und an der Suſcha nur durch einen Fehler entſtehen. Ihr Mund freilich war dafür um ſo größer, man ſah ihm gleich an, daß ſie in ihrer Kindheit mit einem runden Löffel gegegeſſen hatte; aber er war angenehm, dieſer Mund, friſch war er und von regelmäßigen Linien, die Lippen rot, die Zähne wie aus jungem Rettich geſchnitzt —

mit einem Wort, nicht nur auf einer unbewohnten Inſel, auch in der großen Stadt wäre es damals wohl keinem Liebhaber von Küſſen unangenehm geweſen, von Domna Platonowna geküßt zu werden. Der höchſte Zauber aber in Domna Platonownas Geſicht war zweifellos ihr pfirſichartiges Kinn und ihr allgemeiner Ausdruck, der ſo weich und kindlich war, daß — wen immer die Luſt ankam, darüber nachzudenken: wie es möglich wäre, daß ein Antlitz gleichzeitig eine abgründige Schlichtheit ausdrücke, während über die Zunge nichts als Worte von menſchlicher Bosheit und Hinterliſt kämen — in die Worte ausbrechen mußte: „So ſei denn verwünſcht, Domna Platonowna, denn der Teufel allein mag wiſſen, was in deiner Perſon für Rätſel ſtecken!“

Domna Platonowna war von ſehr umgänglicher, heiterer, gutmütiger, nicht empfindlicher und einfältig-abergläubiſcher Art. Ihr Charakter war weich und nachgiebig; ihr Weſen war im Grunde ehrlich und ziemlich offen, obwohl ſie, verſteht ſich, einer gewiſſen Schläue nicht entbehrte, wie eben jeder ruſſiſche Menſch. Arbeit und Geſchäfte waren die Sphäre, in der Domna Platonowna lebte. Sie war ewig geſchäftig, mußte ewig irgendwohin laufen, an etwas denken, irgendetwas überlegen oder zur Ausführung bringen.

„Einſam und allein lebe ich auf der Welt, allein mit meinem Seelchen, und dennoch führe ich, um mich durchzubringen, ein völlig aufreibendes Leben,“ pflegte Domna Platonowna zu ſprechen, „wie eine toll gewordene Katze renne ich auf den Bazaren umher, aber iſt

es nicht dieſer, ſo iſt es jener, der mich auch dort am Schwanze erwiſcht und feſthält.“

„Man kann halt nicht alles auf einmal erledigen“, gab man ihr dann zur Antwort.

„Nicht alles, aber viel,“ entgegnete ſie, „und dennoch muß ich dir ſagen, es iſt entſetzlich bedrückend, und jetzt lebe wohl — auf Wiederſehen: man wartet auf mich, an ſieben Stellen wartet man auf mich“, und ſchon eilte ſie in der Tat in ſchnellem Trabe davon.

Es konnte zuweilen geſchehen, daß Domna Platonowna ſelber eingeſtand, daß ſie nicht nur aus Gründen der Ernährung arbeite und daß ſie ihre drückenden Laſten und ihr aufreibendes Leben ohne jede Schmälerung ihrer wirklichen Intereſſen hätte leichter geſtalten können; allein es war ihr völlig unmöglich, ſich ihrer ewigen Geſchäftigkeit zu enthalten.

„Heißhungrig bin ich nach Geſchäften; mein Herz lebt ordentlich auf, wenn ich ſehe, daß es irgendwo was zu machen gibt.“

So war es auch, Domna Platonowna war gierig hinter allen möglichen Geſchäften her, nicht aber hinter der Bezahlung. Im Gegenteil, zuweilen verhielt ſie ſich zu ihrem Verdienſt in einer erſtaunlichen Gleichmütigkeit.

‚Der Barbar hat mich betrogen!‘ oder ‚betrogen hat ſie mich, die Barbarin!‘, dieſe Ausdrücke konnte man häufig von ihr hören, kurze Zeit darauf aber eilte ſie wiederum zu dem Barbaren oder der Barbarin, um ſich für ſie die Beine aus dem Leibe zu rennen, obwohl ſie ſich doch eigentlich von vornherein

ſagen konnte, daß man ſie zweifellos aufs neue beſchummeln würde.

Domna Platonowna war in den verſchiedenartigſten Geſchäften tätig. Ihr offizieller Beruf war freilich der einer Spitzenhändlerin, worunter zu verſtehen iſt, daß ihr die armen Bürgers-, Kaufmanns- und Popenfrauen aus ‚ihrem Ort' verſchiedene Kragen, Spitzen und Jabots ſchickten, die ſie in Petersburg verkaufte, indem ſie von Haus zu Haus ging; im Sommer aber betrieb ſie ihr Geſchäft in den Villenorten. Das erlöſte Geld ſchickte ſie nach Abzug ihrer Prozente und Auslagen nach ‚ihrem Ort'. Außer dem Spitzenhandel hatte Domna Platonowna jedoch noch verſchiedene andere Privatgeſchäfte, zu deren Ausführung die Spitzen und Kragen nur eine Art Paſſagierſchein waren.

Domna Platonowna kuppelte, ſie ſuchte für die jungen Mädchen Bräutigame und Bräute für die jungen Männer; ſie fand Käufer für Möbel und getragene Damenkleider; ſie verſchaffte Geld gegen Pfänder und auch ohne Pfänder; ſie brachte Menſchen in Stellungen, vom Erzieherpoſten abwärts bis zum Hausmeiſter und Kammerdiener; ſie trug Billette in die allerbekannteſten Salons und Boudoirs, in die je zu gelangen die ſtädtiſche Poſt nicht einmal zu denken wage, und brachte Antworten von ſolchen Damen, von denen ſtets ein weihnachtlicher Froſt und eine Atmoſphäre des Anſtandes auszugehen ſchienen.

Trotz ihrer vielen Gänge und Verbindungen aber gelang es Domna Platonowna weder ſich zu vergolden

noch ſich zu verſilbern. Sie lebte zwar recht gut, ſie zog ſich, nach ihren eigenen Worten, ‚bedeutend‘ an und verſagte ſich auch keinen leckeren Biſſen, dagegen hatte ſie nie Geld, da ſie erſtens ſtets zu ſehr in ihren Geſchäften aufging und häufig von guten Leuten betrogen wurde, zweitens aber ihre Geldangelegenheiten ſtets irgendwelche beſonderen Nachſpiele hatten.

Um gleich die Hauptſache zu ſagen: Domna Platonowna war eine Künſtlerin, ihre eigenen Schöpfungen riſſen ſie hin. Und wenn ſie auch noch ſo oft erzählte, daß ſie ſich nur um ihr tägliches Brot mühe, ſo war das doch nicht ganz richtig. Domna Platonowna liebte ihr Geſchäft wie eine Künſtlerin: komponieren, zuſammenſtellen, garkochen und ſich am Werk ihrer Hände erfreuen, das war ihr die Hauptſache, hierüber konnte ſie vergeſſen ans Geld zu denken und an jeden anderen Nutzen, die beide ſich eine mehr realiſtiſche Perſon keineswegs hätte entgehen laſſen.

Domna Platonowna war eigentlich unabſichtlich zu dieſer Laufbahn gekommen. Anfangs hatte ſie beſcheiden ihre Spitzen von Tür zu Tür getragen und keineswegs daran gedacht, mit dieſem Gewerbe irgendwelche anderen Betätigungen zu verquicken: die zauberiſche Metropole aber hatte nach und nach das törichte Weib aus Mzensk zu jenem geſchliffenen Faktotum umgewandelt, als welches ich die koſtbare Domna Platonowna kennen lernte.

Domna Platonowna hatte bald ihre Fühler nach allen Seiten ausgeſtreckt und ſich überall Eingang verſchafft. Ja, es war ſogar ſo, daß es Domna

Platonowna allmählich völlig unfaßbar erſchien, nicht überall dorthin zu kommen, wohin ſie zu gelangen wünſchte: ſtets hatte ſie ihre geſtickte Taſche mit den Spitzen zur Hand und trug immer eine neue Seidenpelerine; um den Hals hatte ſie einen Spitzenkragen, um die Schultern einen blauen franzöſiſchen Shawl mit weißem Saum, in der freien Hand ein holländiſches Tüchlein, weiß wie ſiedende Milch, auf dem Kopf aber bald ein violettes, bald ein kirſchfarbenes Bändchen aus Gros de Naples, kurzum, mit einem Wort, ſie war eine prächtige Dame. Und dazu das Geſicht! — die Demut und der Anſtand ſelber. Aus ihrem Geſicht wußte Domna Platonowna ſtets das zu machen, was ſie wollte.

„Denn anders“, pflegte ſie zu ſagen, „geht es in unſerm Geſchäft nicht: mit keiner Miene darf man verraten, daß man eine falſche Katze oder eine Canaille iſt.“

Zu dem kam, daß Domna Platonowna im Umgang von äußerſt feinen Sitten war. Um keinen Preis der Welt hätte ſie jemals wie andere geſagt: ‚ich war mal in der öffentlichen Badeſtube‘, ſondern ſie drückte ſich etwa derart aus, ‚ich hatte geſtern abend, mein Herr, das Glück, bei einer unbekleideten Maskerade zu ſein‘; und war eine Frau ſchwanger, ſo plumpſte ſie nicht etwa wie andere damit grob heraus und ſagte, jene ſei ſchwanger, ſondern äußerte ſich: ‚ſie befindet ſich in ihrem ehelichen Intereſſe‘, und ähnliches mehr.

Überhaupt war ſie eine Dame von Umgangsformen

und wußte, wo es ſich gehörte, ihre Bildung zu zeigen. Allein, um bei der Wahrheit zu bleiben, Domna Platonowna war dabei niemals überheblich und blieb, ſozuſagen, ſtets in ihrem Zirkel. Sie war Patriotin; da jedoch Domna Platonownas politiſcher Horizont eng war, ſo war auch ihr Patriotismus von der gleichen Enge, das heißt, ſie hielt ſich für verpflichtet, das Orlowſche Gouvernement ſtets zu preiſen und einem jeden zu helfen und jeden lieb zu finden, der ‚aus ihrem Ort‘ ſtammte.

„Sag mir doch,“ ſprach ſie zuweilen, „was ſoll das wohl bedeuten: ich weiß doch nur zu genau, daß unſere Orlower die bedeutendſten Diebe und Gauner auf der ganzen Welt ſind; magſt du aber noch ſo ein Schelm aus meinem Orte ſein, und wäreſt du ſchlimmer als das glotzäugige Türklein Jſpulatka, ich werde dich nicht verlaſſen und nicht gegen den allerehrlichſten Menſchen aus einem anderen Gouvernement eintauſchen!“

Darauf wußte ich ihr nichts zu erwidern. Und zuweilen wunderten wir uns beide darüber: „Ja, warum iſt das nur ſo?“

3

Meine Bekanntſchaft mit Domna Platonowna wurde durch einen völlig nichtsſagenden Zufall herbeigeführt. Ich wohnte damals bei einer Frau Oberſt zur Miete, die ſechs europäiſche Sprachen beherrſchte, ganz abgeſehen von der polniſchen, in die ſie immer zum Schluß verfiel. Domna Platonowna kannte eine entſetzliche Menge ſolcher Oberſtenfrauen in Petersburg

und hatte für alle die verſchiedenartigſten Geſchäfte zu erledigen: ſowohl Herzensſachen wie auch Beutelgeſchäfte und ebenſo vereinigte Beutel- und Herzens-, als auch Herzens- und Beutelangelegenheiten. Übrigens war meine Frau Oberſt in der Tat eine ſehr gebildete Dame, ſie kannte die Welt, benahm ſich ungewöhnlich anſtändig und wußte dabei geſchickt vorzubringen, daß ſie an den Menſchen die unmittelbar menſchlichen Werte zu ſchätzen wiſſe, ſie las viel, Dichter verurſachten ihr unbeſchreibliche Entzückungen, und ſie liebte es, aus der ‚Marija‘ von Malczewski zu zitieren:

‚Bo na tym swiecie, smierć wszystko zmiecie.
Robak się legnie i w bujnym kwiecie.‘*

Bei dieſer Frau Oberſt ſah ich Domna Platonowna zum erſtenmal. Es war gegen Abend, ich ſaß beim Tee, die Frau Oberſt aber deklamierte derweilen:

‚Bo na tym swiecie, smierć wszystko zmiecie.
Robak się legnie i w bujnym kwiecie.‘

Da trat Domna Platonowna ein, ſprach ein Gebet, verneigte ſich an der Tür nach allen Seiten (obwohl außer uns beiden niemand im Zimmer war), legte ihre Taſche auf den Tiſch und ſagte: „Na alſo, Frieden ſei mit Ihnen, und nun bin ich da!“

Dieſes Mal trug Domna Platonowna eine braune Seidenpelerine, einen Kragen mit Franſen, den blauen franzöſiſchen Shawl und das kirſchfarbene Stirnband aus Gros de Naples, mit einem Wort, ihre Uniform,

* ‚Alles auf Erden, alles muß ſterben,
Selbſt in der Blume niſtet Verderben‘.

in welcher die künſtleriſche Phantaſie meiner Leſer ſie ſich von nun ab vorzuſtellen hat.

Meine Obriſtin freute ſich ſehr über den Beſuch, doch ſchien mir, als wäre ſie beim Erſcheinen Domna Platonownas ein wenig errötet; allein ſie begrüßte ſie freundſchaftlich, wenn auch mit einer gewiſſen Reſerve.

„Wie kommt es, daß Sie ſich ſo lange nicht mehr blicken ließen, Domna Platonowna?“ fragte die Obriſtin.

„Geſchäfte, Mütterchen, Geſchäfte,“ entgegnete Domna Platonowna, ſetzte ſich und muſterte mich.

„Was haben Sie denn für Geſchäfte?“

„Na, zum Beiſpiel, Geſchäfte für dich, für eine andere, für eine dritte, für alle muß ich ſorgen, allen muß ich's recht machen; da haſt du die Geſchäfte.“ —

„Nun, und wie iſt's mit jener Sache, derentwegen du damals mit mir ſprachſt, weiſt du noch . . .“ begann Domna Platonowna, nachdem ſie einen Schluck Tee getrunken. „Ich war kürzlich dort . . . und ſprach darüber . . .“

Ich erhob mich, nahm Abſchied und ging fort.

Das war meine ganze Begegnung mit Domna Platonowna. Mir ſcheint, daran eine Bekanntſchaft zu knüpfen, iſt ſchwer, und dennoch wurde ſie angeknüpft.

Lange nach dieſem Vorfall ſaß ich einmal zu Hauſe, da pochte plötzlich jemand an meine Türe.

„Herein!“ rief ich, ohne aufzuſehen.

Ich hörte, wie ſich etwas Breites hereinwälzte und ſich bewegte. Ich drehte mich um, — es war Domna Platonowna.

„Mein beſter Herr,“ ſagte ſie, „wo hängt denn hier das Heiligenbild?“

„Dort,“ entgegnete ich, „in der Ecke über dem Vorhang.“

„Iſt es ein polniſches Heiligenbild oder ein chriſtliches von uns?“ fragte ſie weiter, langſam den Arm erhebend.

„Mir ſcheint,“ antwortete ich, „daß es ein ruſſiſches Heiligenbild iſt.“

Domna Platonowna hielt die flache Hand über die Augen und ſchaute lange das Heiligenbild an, ſchließlich aber machte ſie eine Handbewegung, als wolle ſie damit ‚gleichviel!‘ ſagen, und ſprach ihr Gebet.

„Und mein Bündelchen,“ ſagte ſie darauf, „wo darf ich das hinlegen?“ und ſchaute ſich dabei um.

„Legen Sie es, wohin Sie wollen.“

„Dorthin,“ erwiderte ſie, „ich will es dorthin auf den Diwan legen.“

Sie legte ihre Taſche auf den Diwan und nahm ſelber Platz.

‚Ein lieber Gaſt,‘ mußte ich denken, ‚ein Gaſt, der nicht gerade Umſtände macht.‘

„Heutzutage ſind ſo kleine Heiligenbilder in Mode gekommen,“ begann Domna Platonowna, „daß man nichts auf ihnen erkennen kann. Alle dieſe Ariſtokraten haben jetzt nur noch kleine Heiligenbilder. Das iſt ganz und gar nicht gut.“

„Aus welchem Grunde gefällt es Ihnen nicht?“

„Ja, iſt denn das nicht dasſelbe, als ob ſie

Gott verſtecken, um ihn nachher gar nicht mehr zu finden?“

Ich ſchwieg.

„Wahrhaftig,“ fuhr Domna Platonowna fort, „ein Heiligenbild muß eben eine gewiſſe Größe haben.“

„Wieſo denn,“ meinte ich, „ſeit wann hat man beſtimmte Größen für Heiligenbilder feſtgelegt, Domna Platonowna?“ Gleichzeitig aber war es mir, als ſpräche ich mit einer alten Bekannten.

„Wieſo denn nicht!“ rief Domna Platonowna, „ſchau doch nur, wie es die Kaufleute halten, lieber Freund: die haben ſtets Heiligenbilder, die was vorſtellen, und davor ein Lämpchen und ewiges Licht ... ganz wie es ſich gehört. Die neumodiſchen Bildchen aber, die bedeuten nichts anderes, als daß die Herrſchaften vor Gott fortlaufen und daß mithin auch Gott ſich von ihnen fernhält. Heuer in der Oſterwoche war ich bei einer Generalin ... und gerade als ich da war, kam der Kammerdiener herein, und meldete, die Popen, ſagte er, ſeien gekommen.

‚Abweiſen‘, gab ſie zur Antwort.

‚Warum das,‘ ſprach ich, ‚weiſen Sie ſie nicht ab, das wäre Sünde.‘

‚Ich liebe die Popen nicht,‘ gab ſie mir zur Antwort.

‚Je nun, es iſt ihr gutes Recht, verſteht ſich; ein jeder kann freilich abweiſen laſſen, wen er will, aber wenn du den Geſandten nicht liebſt, ſo wird dich auch jener nicht lieben, der ihn geſandt hat.‘“

„Schau einer an,“ warf ich hin, „wie logiſch Sie denken können, Domna Platonowna!“

„Es geht doch gar nicht anders, mein Freund,“ erwiderte ſie, „es geht nicht ohne Logik. Sag mal übrigens, wieviel zahlſt du für dieſes Zimmer?“

„Fünfundzwanzig Rubel.“

„Teuer.“

„Ja, auch mir ſcheint es teuer zu ſein.“

„Nun, und,“ meinte ſie, „warum ziehſt du nicht um?“

„Ja,“ ſagte ich, „ich will mich nicht damit plagen.“

„Dir gefällt wohl die Hausfrau?“

„Aber nein,“ rief ich, „was ſagen Sie da von der Hausfrau?“

„Sei nur ſtill, du! das kannſt du, Bruder, einer andern weismachen, nur nicht mir; ich weiß doch, was ihr alle für Schelme ſeid.“

‚Schau mir einer dies an,‘ fuhr es mir durch den Kopf, ‚was du für treffende Ausdrücke haſt, mein teurer Gaſt.‘

„Sie ſind übrigens geſchickt, dieſe Polinnen,“ fuhr Domna Platonowna fort, gähnte und bekreuzigte den Mund dabei, „ſie machen alles mit Überlegung.“

„Domna Platonowna, Sie tun unrecht, von meiner Hausfrau ſo zu denken,“ warf ich ein; „ſie iſt eine ehrenhafte Frau.“

„Ja, ſiehſt du denn hierbei irgendeine Unehrenhaftigkeit, lieber Freund? Sie iſt doch noch ſo jung.“

„Ihre Worte, Domna Platonowna, ſind zwar verſtändig und nicht ungerechtfertigt, aber ich habe nichts mit dieſer Sache zu tun.“

„Habe nichts mit der Sache zu tun, und Stadthauptmann ward er nun; kenn ich ſchon, ich kenne

dieſe Petersburger Umſtände, man braucht mich darüber nicht erſt aufzuklären.“

‚Wahrhaftig,‘ überlegte ich, ‚es ſcheint unmöglich zu ſein, dich, Mütterchen, von etwas abzubringen.‘

„Steh ihr nur ſo weiter bei, — und zahl brav für deine Wohnung,“ ſagte Domna Platonowna, bog ſich zu mir und ſchlug mich leicht auf die Schulter.

„Wie meinen Sie das,“ entgegnete ich, „ſollte ich denn nicht zahlen?“

„Na ſo, — du weißt ſchon, ihr alle miteinander, ihr Männer, ihr ſeid, wenn ihr eine von uns beſtrickt habt, doch nur darauf aus, nicht mehr zu zahlen, was ihr ihr ſchuldet . . .“

„Aber was ſagen Sie da!“ ich wollte Domna Platonowna zum Schweigen bringen.

„Ja, Freundchen, wir Weiber, und insbeſondere wir Ruſſinnen, werden dumm, wenn wir lieben: ‚da, mein Falke, nimm nur‘, ſagen wir und ſind ſogar bereit, uns das Fleiſch von den Knochen zu ſchneiden und es fortzugeben; ihr aber, ihr Wiſperer und Liſpeler, ihr nutzt das ſtets aus.“

„Ja, was ſoll denn das, Domna Platonowna, wie kommen Sie darauf, daß ich ihr Liebhaber bin?“

„Du mußt Mitleid mit ihr haben. Denk mal ſelber nach, mein Freund, wie bemitleidenswert wir Frauen doch ſind! Wie lange muß man unſereine prügeln und ſchlagen, bis ſie ſich vor euch Unflaten in acht nimmt. Und kannſt du mir vielleicht ſagen, wer das ſo geſcheit gemacht hat, die ganze Welt mit dieſen Männern, die nichts ungeſchoren ziehen laſſen können, zu überfüllen!

. . . Wozu ſind ſie nur da? Freilich, wenn man nachdenkt, kann es einem ſo vorkommen, als wäre es ohne ſie doch langweilig; ja, manchmal iſt es einem zu mute, als fehle ohne ſie was. Und dabei iſt es nur der Teufel im Beichtſtuhl, der da fehlt!“ rief Domna Platonowna zornig, ſpuckte aus und fuhr fort: „So kam ich einmal zu der Obriſtin Domuchowskaja . . . haſt du die gekannt?“

„Nein, ich habe ſie nicht kennen gelernt.“

„Eine Schönheit.“

„Ich kenne ſie nicht.“

„Eine Polin.“

„Nun, und,“ erwiderte ich, „muß ich denn etwa alle Polinnen in Petersburg kennen?“

„Sie iſt keine ganz richtige Polin, ſondern eine getaufte, — unſeres Glaubens!“

„Und darum muß ich ſie wohl unbedingt kennen, dieſe Frau Domuchowskaja, die keine richtige Polin, ſondern unſeres Glaubens iſt. Ich kenne ſie nicht, Domna Platonowna; ich kenne ſie abſolut nicht.“

„Ihr Mann iſt Arzt.“

„Wieſo iſt ſie denn Obriſtin?“

„Da mußt du dich wohl wundern, was?“

„Schon gut, macht nichts,“ meinte ich, „und was weiter?“

„Ja, weißt du, die hatte ſich halt mit ihrem Mann auseinandergeſchnippt.“

„Was heißt auseinandergeſchnippt?“

„Weißt du denn nicht, wie es tut, wenn man nicht übereinſtimmt, da heißt es gleich ſchnipp-ſchnapp, und

flugs ſauſen beide nach verſchiedenen Seiten auseinander. So hat es auch dieſe Lekanida getan. ‚Domna Platonowna, er iſt zu eigen‘, ſagte ſie.

Ich hörte zu und nickte nur mit dem Kopf, weißt du.

‚So viel Launen‘, ſagte ſie, ‚kann ich nicht ertragen; meine Nerven‘, ſagte ſie ‚halten das nicht länger aus.‘

Ich nickte aufs neue mit dem Kopf.

Was die immer mit ihren Nerven haben, die ſie umwerfen, mußte ich denken, und warum hat unſereiner keine ſolchen Nerven?

So verging ein Monat, ich ſah ruhig zu, und ſchließlich nahm die gute Dame eine Wohnung: ‚Ich werde Zimmer vermieten‘, ſagte ſie.

Nach dem Sinn ihres Mannes zu leben, hatte ſie nicht verſtanden, nun verſuchte ſie, nach ihrem eignen zu leben; aber ſchnell treibt die Not hinab in den Kot, auch du wirſt das kennen lernen, dachte ich, und noch froh ſein darüber.

Einen Monat darauf kam ich wieder zu ihr, da hatte ſie bereits einen Mieter, es war ein ganz anſehnlicher Mann, freilich ein bischen dürr und ein wenig pockennarbig.

‚Ach‘, ſagte ſie, ‚Domna Platonowna, Gott hat mir einen prächtigen Mieter beſchert — ſo zartfühlend, gebildet und gutmütig, er kümmert ſich um alle meine Angelegenheiten.‘

‚Was die Zartfühligkeit anbetrifft, Mütterchen, das haben ſie alle jetzt heraus, aber wenn er ſich ſchon um deine Angelegenheiten kümmert, iſt denn das nicht ganz ſo, als ob du richtig verheiratet wäreſt?‘

Ich ſagte es mit Lachen, ſie aber wurde mir nichts dir nichts feuerrot.

Es iſt halt meine Anſicht, daß ein jeder ſelber wiſſen muß, was er tut, und wenn es ein guter Menſch iſt, dann werden die geſcheiten Leute es nicht verurteilen und Gott wird nachſichtig ſein.

Ich kam darauf noch einige Male zu ihr und traf ſie immer zu Hauſe an: jedesmal ſaß ſie in der Kammer und weinte.

‚Was ſoll das‘, fragte ich, ‚daß du dich ſo früh mit Salzwaſſer zu waſchen beginnſt?‘

‚Ach‘, gab ſie zur Antwort, ‚Domna Platonowna, ich habe ſolchen Kummer‘, und wurde ganz ſtill.

‚Was haſt du denn für einen Kummer?‘ fragte ich. ‚Haſt du vielleicht einen lebendigen Fiſch verſchlungen?‘

‚Nein, nichts dergleichen,‘ antwortete ſie, ‚Gott ſei Dank, nein.‘

‚Wenn es das nicht iſt,‘ ſagte ich, ‚alles andere macht nicht viel.‘

‚Ich habe keinen Pfennig mehr.‘

Tja, dachte ich, das iſt freilich ſchlimm; aber ich weiß ja, daß es nicht gut iſt, einen Menſchen in ſolcher Lage noch zu bekümmern.

‚Man hat meiſt kein Geld,‘ erwiderte ich, ‚bevor man wieder welches bekommt. Und was machen denn deine Mieter?‘ fragte ich.

‚Der eine hat gezahlt, aber die zwei anderen Zimmer ſtehen leer.‘

‚Ja, ja, das iſt die Gemeinheit des Leerſtehens,‘ erwiderte ich, ‚in deinem Geſchäft iſt es das Aller-

ſchlimmſte. Und was macht dein Freundchen?‘ fragte ich ſie, weißt du, ganz ohne Umſchweife.

Sie ſchwieg und weinte.

Da tat ſie mir leid: ich ſah ja, daß ſie eine ſchwache und unvernünftige Frau war.

‚Je nun,‘ ſagte ich, ‚wenn er ein Frechling iſt, ſchmeiß ihn doch hinaus.‘

Sie weinte nur und biß mit den Zähnen in das feuchte Taſchentuch.

‚Du tuſt unrecht‘, ſagte ich zu ihr, ‚dieſer Unflate wegen zu weinen und zu verzweifeln, das ſteht nicht dafür; es wäre das Beſte, wenn du ihn hinausſchmiſſeſt, dann könnten wir uns einen andern ſuchen, von dem wir nicht nur Liebe hätten, ſondern auch Hilfe; dann brauchteſt du nicht mehr mit den Zähnen zu knirſchen und zu jammern.‘

Sie aber winkte heftig mit den Händen ab: ‚Nicht nötig! nicht nötig! nicht nötig!‘ und ſchmiß ſich aufs Bett und wühlte den Kopf in die Kiſſen und begann zu ſchluchzen, daß ihr faſt der Rücken des Kleides geplatzt wäre.

Gerade um die Zeit hatte mich kurz vorher ein bekannter Kaufmann beſucht (ſein Vater hat an der Sſurowſchen Linie ein eignes Handelshaus) und mich ungemein gebeten: ‚Domna Platonowna, mach mich doch‘, ſagte er, ‚mit irgendeinem Fräulein bekannt oder meinetwegen mit einer Dame, freilich ſoll ſie gebildet ſein. Ich kann‘, ſagte er, ‚die ungebildeten nun einmal nicht ausſtehen.‘ Ich brachte ihm volles Vertrauen entgegen, denn erſtens kannte ich ja ſeinen

Vater und außerdem waren alle Männer in dieſer Familie mit Gänſen verheiratet, und auch dieſer hatte eine ſehr gänſige Frau; wann immer er zu ihr kam, ſaß ſie in der Ecke und fraß Lebkuchen für Kinder.

Ich überlegte gleich, daß gar nichts beſſeres zu wünſchen war, als dieſe Lekanida da mit jenem zu verheimlichen. Andrerſeits aber ſah ich, daß ſie noch dumm war, darum verließ ich ſie für diesmal: ſie ſollte vorderhand ihren Leidensweg allein gehen!

Zwei Monate hindurch zeigte ich mich nicht mehr bei ihr. Sie tat mir freilich leid, aber ſolange ein Menſch noch nicht zur Vernunft gekommen iſt und nicht einſieht, was für ihn das Rechte iſt, kann ihm niemand helfen.

Eines Tages aber ging ich wieder in ihr Haus; ich hatte gerade Spitzen verkauft und bekam plötzlich Appetit auf Kaffee; ganz leidenſchaftlich wollte ich mit einem Male Kaffee haben. Ich will zu der Domuchowskaja gehen, dachte ich, zu Lekanida Petrowna, die wird mir Kaffee geben. Ich benutzte den Aufgang für Dienſtboten und öffnete die Küchentür — niemand war zu ſehen. Schau mir einer an, ſprach ich zu mir, wie die offen leben — nimm, wonach dein Herz begehrt —, denn ich ſah, daß ſowohl der Ssamowar als auch die Kaſſerollen dort frei herumſtanden.

Kaum hatte ich das gedacht, da befand ich mich bereits auf dem Korridor, hier aber vernahm ich auf einmal ein klatſchendes Geräuſch: klatſch-klatſch, klatſch-klatſch ging es in einem fort. Ach, du mein lieber Gott! was iſt denn das? dachte ich. Sag mir doch einer,

was das heißen ſoll? Ich öffnete die Tür zu ihrem Zimmer und ſah einen Mann darin, ihren guten Freund — er war Schauſpieler und ſogar ein nicht unbekannter Schauſpieler und nannte ſich Künſtler; na, ſchön, und dieſer wackere Burſche hatte mit der einen Hand ihren Arm gepackt, in der andern aber ſchwang er eine Nagaika.

‚Barbar, Barbar!‘ ſchrie ich ihm zu, ‚was tuſt du da, du Barbar, mit einer ſchwachen Frau!‘ und glitt dabei zwiſchen die beiden, wobei ich mich mit der Taſche ſchützte, einfach zwiſchen die beiden. — Ja, ja, da ſieht man's wieder einmal, was ihr Böſewichter mit uns ſchwachen Frauen anſtellt!“

Ich ſchwieg.

„Es gelang mir, die beiden zu trennen, denn in meiner Gegenwart war ihm die Luſt vergangen, ſie weiter zu züchtigen, ſie aber nahm ihn noch in Schutz vor mir: ‚Domna Platonowna,‘ ſagte ſie, ‚Sie müſſen ſich nichts Böſes denken; es war nur ein Scherz von ihm.‘

‚Schon gut, Mütterchen,‘ ſagte ich; ‚aber ſchau lieber nach, ob nicht bei dieſem Späßchen die Seitennähte in deinem Kleide geplatzt ſind.‘

Trotzdem lebten die beiden miteinander weiter; er hauſte immer noch in ihrer Wohnung, freilich zahlte der Gauner keinen Pfennig dafür.“

„War das alles?“

„Aber nein; einige Zeit danach ging wieder bei ihnen alles kopfüber, kein Tag verging, an dem er ſie nicht hernahm, und zu allem kam, daß ſie eine neue

Mieterin in ihr Haus nahm, ein zugereiſtes Dämchen aus dem Kaufmannsſtande. Du wirſt ſelber wiſſen, daß unſere Kaufmannsfrauen, wenn ſie erſt einmal aus dem Hauſe ſind, zu dieſer Sache nur zu leicht zu haben ſind ... Jener aber begann zu allem übrigen eine Liebelei mit dieſer neuen Mieterin, und da entſtand ein ſo heilloſer Wirrwar daraus, daß ich gar nicht mehr hingehen wollte. Gott mit euch! dachte ich für mich, lebt in Zukunft wie ihr wollt.

Am dreizehnten September ging ich in die Erſcheinungskirche zum Abendgottesdienſt vor dem Feſt der Kreuzerhöhung. Nach Beendigung des Gottesdienſtes ging ich hinaus und ſah in der Kirchenvorhalle dicht am Ausgang Lekanida Petrowna. Jämmerlich anzuſchauen war ſie in einem alten Umhang, ſie kniete in einem Winkel und weinte. Und wieder kam ſo was wie Rührung über mich.

‚Guten Abend, Lekanida Petrowna!‘ ſagte ich zu ihr.

‚Ach, mein Seelchen, Domna Platonowna!‘ erwiderte ſie. ‚Gott ſelber‘, ſagte ſie, ‚hat Sie mir geſchickt‘, und brach dabei in einen Strom von bitteren Tränen aus.

‚Nun, nun,‘ entgegnete ich, ‚Gott hat mich wohl kaum geſchickt, Mütterchen, denn Gott ſchickt körperloſe Engel, ich aber bin nur ein Menſch und ſündhaft wie wir alle; weine aber nicht länger mehr, wir wollen uns lieber unter ein Obdach begeben und dort erzähl mir deinen Kummer; vielleicht kommen wir dann auf etwas, was ihn lindern kann.‘

Wir gingen.

‚Hat dein Barbar am Ende wieder etwas mit dir angeſtellt?‘ fragte ich.

‚Keiner mehr da,‘ antwortete ſie, ‚es iſt kein Barbar mehr bei mir.‘

‚Wohin gehſt du denn?‘ fragte ich, denn ihre Wohnung lag doch auf der Scheſtilawotſchnaja, und dabei bog ſie in die Grjasnaja ein.

Ein Wort gab das andere, und ſo kam nach und nach heraus, daß ſie ihre Wohnung nicht mehr hatte: die Möbel, die ſie noch beſeſſen, hatte der Hausherr an Zahlungsſtatt genommen; ihr Freund war verſchwunden — das war noch ein Glück zu nennen —, ſie ſelber aber wohnte in einer kleinen Kammer bei Awdotja Iwanowna Dislen. Gemein iſt dieſe Awdotja Iwanowna Dislen, obwohl ſie eine Majorstochter iſt und mit ihrem Adel prahlt, gemein, hundsgemein. Ich ſelber bin wegen dieſer gemeinen Perſon in meiner närriſchen Einfalt einmal faſt auf die Polizei gekommen. So ſagte ich denn zu Lekanida Petrowna: ‚Dieſe Dislenſcha kenne ich gut, liebe Freundin, ſie iſt die erſte Gaunerin von der Welt.‘

‚Was ſoll ich tun! Täubchen, Domna Platonowna, was ſoll ich nur tun?‘ Und rang dabei die Händchen, rang ſie, daß es einem ans Herz griff, ſehen zu müſſen, wie ſchrecklich ſie ſie bog.

‚Kommen Sie doch zu mir herein‘, ſagte ſie.

‚Nein,‘ ſagte ich zu ihr, ‚du tuſt mir zwar ſehr leid, mein Seelchen, aber in die Wohnung der Dislenſcha komme ich nicht mit dir — ich bin nicht umſonſt dieſer nichtsnutzigen Perſon wegen einmal faſt auf die Po-

lizei gekommen; da du aber den Wunſch haſt, mit mir zu ſprechen, ſo wäre es am beſten, wenn du zu mir hinaufkämeſt.‘

So kam ſie denn zu mir: ich gab ihr Tee zu trinken, ich wärmte ſie, und wir futterten, was Gott uns zum Abendeſſen beſchert hatte, ſchließlich ließ ich ſie bei mir ſchlafen. Was meinſt du, war das nicht freundſchaftlich von mir?“

Ich nickte beſtätigend mit dem Kopf.

„Und was für einen Schrecken hatte ich nachts durch ſie! Still und friedlich lag ſie da, plötzlich aber fuhr ſie auf, ſetzte ſich im Bett auf und ſchlug ſich vor die Bruſt: ‚Täubchen,‘ ſagte ſie, ‚Domna Platonowna, was ſoll ich nur mit mir anſtellen?‘

Ich ſah, daß es ſchon ſehr ſpät war. ‚Laß jetzt das Jammern‘, ſagte ich, ‚ſchlaf lieber. Und morgen wollen wir nachdenken.‘

‚Ach,‘ ſagte ſie, ‚ich kann ja nicht ſchlafen, Domna Platonowna, ich kann nicht ſchlafen.‘

Je nun, ich wollte aber ums Verrecken gern ſchlafen, denn ich habe einen ungewöhnlich feſten Schlaf.

So ſchlief ich denn mein Penſum ab und fiel ſchließlich in den nächſten Tag hinüber. Ich fiel hinüber, ſie aber ſaß bereits, lediglich mit einem Hemde bekleidet, auf dem Stuhl, hatte die Füße untergeſchlagen und rauchte eine Zigarette. So weiß war ſie, ſo niedlich und ſo zart — ganz wie Flaum in Atlas.

‚Verſtehſt du, den Ssamowar aufzuſtellen?‘ fragte ich.

‚Ich will's verſuchen.‘

Sie zog ihren Barchentrock an und ging in die Küche. Nicht ums Verrecken wollte ich damals aufſtehen. Sie brachte ſchließlich den Sſamowar herein, wir ſetzten uns an den Frühſtückstiſch, und da ſagte ſie: ‚Was meinen Sie, Domna Platonowna, was ich mir ausgedacht habe?‘

‚Das weiß ich nicht, mein Seelchen,‘ ſagte ich, ‚fremde Gedanken bekommt man nur ſchwer heraus.‘

‚Ich werde zu meinem Mann fahren.‘

‚Was gibt es beſſeres als eine ehrliche Frau ſein — es fragt ſich nur, ob er dich wieder zurücknehmen wird?‘

‚Er iſt ſo gut,‘ ſagte ſie, ‚ich ſehe jetzt, daß er beſſer iſt als alle.‘

‚Das iſt recht gut, daß er gut iſt,‘ entgegnete ich, ‚aber ſag du mir mal, wie lange iſt es her, daß du ihn verlaſſen haſt?‘

‚Es wird bald ein Jahr her ſein, Domna Platonowna.‘

‚So ſo; ſchau ſchau, ein Jahr iſt bereits darüber vergangen. Ja, mein liebes Dämchen,‘ ſagte ich, ‚das iſt freilich keine kleine Zeit.‘

‚Was denn,‘ fragte ſie, ‚was meinen Sie denn damit, Domna Platonowna?‘

‚Ich meine damit,‘ ſagte ich, ‚ob nicht am Ende eine andere an deine Stelle getreten iſt, eine Küchenmeiſterin, eine Topfzerſchmeißerin.‘

‚Daran,‘ antwortete ſie, ‚daran habe ich nicht gedacht, Domna Platonowna.‘

‚Siehſt du, da haſt du's, mein Mütterchen; nicht daran gedacht! Alle ſeid ihr ſo, ihr denkt nicht daran!

... Und dabei muß man daran denken. Wenn du daran gedacht und es dir überlegt hätteſt, kann ſein, daß vieles anders gegangen wäre.'

Donnerwetter, wie die verwirrt wurde! Ich ſah geradezu, wie es ihr ins Herzchen fuhr; ſie biß ſich auf die Lippen und flüſterte ganz leiſe nur dies: ‚Mir ſcheint,' ſagte ſie, ‚er war doch gar nicht ſo.'

Ach ihr, mußte ich denken, ihr Tierchen! wie die Ziegen hüpft ihr in die Erbſen ſelber munter hinein; beim Mann aber heißt es: iſt zuwider dir auch ſein Angeſicht, eine andere berühren darf er nicht. Du glaubſt es nicht, wie ſehr ich mich jedes Mal darüber ärgern muß. — ‚Verzeih mir ſchon, Mütterchen,' ſagte ich ihr bei der Gelegenheit, ‚aber meiner Anſicht nach ſind deine Worte keinen Pfennig wert. Was iſt er denn', ſagte ich, ‚jener, dein Mann, für ein beſonderer Mann, daß du von ihm glaubſt, daß er gar nicht ſo wäre? Mein Leben lang werde ich das nicht glauben. Ich glaube im Gegenteil, daß er genau ſo geſchaffen iſt wie alle andern: aus Knochen und Sehnen. Du tätеſt beſſer,' ſagte ich, ‚die Sache anders anzuſchauen, und zwar ſollteſt du nicht vergeſſen, daß du, als du noch ſeine Frau warſt, nicht ſehr acht auf dich ſelber gegeben haſt, und daher ihm', ſagte ich, ‚ſo was nicht zu ſtreng anrechnen darfſt, denn freilich iſt es ſo, und das mußt du einſehen, mein Engel: der Mann iſt wie ein Falke: er läßt ſich nieder und ſchwingt wieder auf und ſchüttelt alles von ſich ab und fliegt fort, wohin ſeine Augen ſpähen; für unſereine aber führen alle Wege nur von der Ofenbank bis zum Flur. Unſereine iſt für die Männer ge-

nau das gleiche wie der Dudelſack für den Spaßmacher: er ſpielt auf ihm und wirft ihn dann weg.' Was hältſt du von dieſer richtigen Bemerkung?"

Ich entgegnete nichts.

Domna Platonowna wartete Gott ſei Dank gar nicht auf meine Antwort, ſondern fuhr fort: „Nun ſchön, jene aber, unſere gnädige Frau, die Lekanida Petrowna, die wußte auf meine Worte nichts zu erwidern als nur dies: ‚Ach,' ſagte ſie, ‚ich werde meinem Mann nichts verbergen, Domna Platonowna, ſondern ihm alles bekennen und eingeſtehen: und mag's mir den Kopf koſten.'

‚Meiner Anſicht nach iſt das wiederum ganz falſch,' entgegnete ich, ‚denn wenn ſchon was vorgekommen iſt, wozu es noch dem Mann ſagen? Was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und glaubſt du vielleicht, daß es ihm ein großes Vergnügen ſein wird, das hören zu müſſen? Nimm dich lieber zuſammen, daß er nichts merkt.'

‚Ach nein!' ſagte ſie, ‚ach nein, ich will nicht lügen.'

‚Was liegt ſchon daran, was du willſt oder nicht willſt! Es ſteht doch geſchrieben: iſt auch Sünde Dieberei, dennoch kommt man nicht vorbei.'

‚Nein, nein, nein, ich will nicht, ich will nicht! Betrügen iſt Sünde!'

So plärrte ſie immer nur das gleiche und damit baſta.

‚Ich will ihm zuvor alles ſchreiben,' ſagte ſie, ‚wenn er mir verzeiht, wird er antworten, dann fahre ich zu ihm hin.'

‚Schon recht,' ſagte ich, ‚tu, was du willſt; ich ſehe, daß ich dich keines Beſſeren belehren kann. Und nur

das eine nimmt mich wunder,' ſagte ich, ‚wer eigentlich dieſe neue Sitte bei euch eingeführt hat, daß ihr keineswegs zuerſt mit euern Männern beratſchlagt, wenn ihr eine Sünde im Kopf habt; wenn es aber dann heißt, eure Schweinereien, Gott verzeih mir, zu verſchweigen — da ſchreit ihr gleich, das iſt Sünde. Paß auf, mein liebes Weibchen, daß du dir nicht ſpäter deswegen auf die Lippen beißen mußt!'

Und ſo, wie ich geſagt hatte, kam es auch. Sie ſchrieb einen Brief, in dem ſie, vermutlich, Gott weiß was erklärt hat, aber eine Antwort erhielt ſie nie. So kam ſie denn zu mir und weinte und ſchluchzte — es wäre keine Antwort gekommen.

‚Ich will ſelber hinfahren', ſagte ſie, ‚und ſeine Dienerin ſein.'

Ich überlegte hin und überlegte her und billigte die Abſicht. Sie iſt doch ein hübſches Ding, dachte ich, und wenn er auch anfangs zornig ſein ſollte, ſo wird ſie doch beſtändig vor ſeinen Augen ſein, da iſt es leicht möglich, daß der Geiſt, der nur im Dunkel kommt, die beiden wieder vereinigen wird; leicht möglich, daß dabei alles vergeſſen wird. Du weißt ja, daß der Kuckuck bei Nacht mehr als der bei Tage macht.

‚Fahr nur hin,' ſagte ich, ‚es iſt ja dein Mann und kein Liebhaber, er wird ſich ſchneller erweichen laſſen.'

‚Wo aber,' ſagte ſie, ‚woher, Domna Platonowna, bekomme ich das Geld zur Reiſe?'

‚Haſt du denn', fragte ich, ‚kein Geld mehr?'

‚Keinen Groſchen,' entgegnete ſie, ‚nichts; ich bin ſogar ſchon der Dislenſcha was ſchuldig.'

‚Ih, Mütterchen, da wirſt du dich ſchneiden, wenn du meinſt, daß Geld leicht zu bekommen iſt.‘

‚Erbarmen Sie ſich meiner Tränen.‘

‚Was da, Tränen, meine Liebe,‘ ſagte ich, ‚Tränen ſind Tränen, und du tuſt mir ſogar ſehr leid, aber du weißt ja, das Sprichwort ſagt: Moskau vertraut keinen Tränen mehr. Auf Tränen borgt man kein Geld.‘

Sie weinte, und ich ſaß mit ihr, und wir unterhielten uns ſtill für uns, als plötzlich der Oberſt in mein Zimmer einbrach ... wie hieß er doch nur gleich?“

„Was liegt daran, Gott mit ihm und ſeinem Namen?“

„Von den Ulanen, oder wie werden die doch gleich genannt — Ingenieur, kann das ſtimmen?“

„Gott mit ihm, Domna Platonowna.“

„Mir ſcheint, er hieß Laſtotſchkin, oder hieß er am Ende nicht Laſtotſchkin? es war doch ein ähnlicher Name, und ich glaube, er fing mit L an, oder fing er gar mit K an ...“

„Ach, ſo laſſen Sie doch ſeinen Familiennamen.“

„So geht es mir mit vielem: die Häuſer, in denen ſie wohnen, finde ich dir gleich, an ihre Namen aber kann ich mich nicht erinnern. Schon gut, da trat alſo dieſer Oberſt ein; das erſte, was er tat, war, daß er mit mir ſcherzte, dann aber flüſterte er mir ins Ohr:

‚Was‘, ſagte er, ‚iſt das da für ein Fräulein?‘

Und dabei iſt ſie doch eine Gnädige, er aber nannte ſie Fräulein: ihr Ausſehen war eben noch ſehr jugendlich.

Ich ſagte ihm, wer ſie wäre.

‚Aus der Provinz?‘ fragte er.

‚Ja,‘ antwortete ich, ‚Sie haben es erraten, ſie iſt aus der Provinz.‘

Der Oberſt wollte nämlich im Gegenſatz zu all dieſen Windhunden und Schlingeln — er war ja auch nicht umſonſt ein Mann von reſpektablem Rang — ſogar, daß auf kurze Zeit die Frauen ihre Scham nicht vergeſſen dürften und den Anſtand bewahren ſollten; und du weißt ja ſelber, daß unſere Petersburgerinnen nicht viel davon haben, von der Scham nämlich und vom Anſtand, ſo daß man ſogar ſagen kann: ein geſchorenes Mädchen hat mehr Haare auf dem Kopf als jene — Anſtandsregeln.“

„Und weiter, Domna Platonowna?“

„Tja, da ſagte er alſo: ‚Tu mir doch den Gefallen, Domna Pantalonowna‘ — dieſe Militärs haben alle die Gewohnheit, ſtatt Platonowna Pantalonowna zu ſagen — ‚Tja‘, ſagte er, ‚Domna Pantalonowna, mir wäre dafür nichts zu teuer‘, ſagte er, ‚und darum ſchmeiß doch dieſe Sache für mich.‘

Weißt du, ich habe ihm nichts Beſtimmtes geantwortet, ich verzog nur die Augenbrauen in der Richtung zu ihr, womit ich ihm ſagen wollte, daß es ‚ſchwierig‘ ſei.

‚Ausgeſchloſſen?‘ fragte er.

‚Das, mein beſter General, will ich nicht gerade ſagen,‘ antwortete ich, ‚denn ſchließlich iſt es ihre Seele und mithin ihr Willen, aber wenn ich auch wenig Hoffnung habe, den Verſuch will ich immerhin machen.‘

Darauf er ſogleich zu mir: ‚Was braucht's da‘, ſagte er, ‚lange Worte zu wechſeln, Pantalonicha; da

haſt du,' ſagte er, ‚fünfzig Rubel, und die ſollſt du ihr ſogleich übergeben.'"

„Und Sie haben ſie ihr gegeben?" fragte ich.

„Sei lieber nicht ſo vorlaut, ſondern ſchweige und ſpitz die Ohren, wenn du hören willſt. Als ich dies Geld von ihm bekommen, überlegte ich, daß ſie und ich zwar nie über Ähnliches geſprochen und ich mithin keinen rechten Vorwand hatte, ihr dieſe Dispoſition zu machen, daß ſie ſich aber vielleicht doch in Anbetracht der allgemeinen Petersburger Verhältniſſe ungeahnt und unverhofft noch darüber freuen würde, die Ärmſte. So ging ich denn zu ihr in das kleine Zimmer, in dem wir ſaßen, und ſagte zu ihr: ‚Lekanida Petrowna,' ſagte ich, ‚du mußt wahrhaftig im Glückshemdchen geboren ſein. Kaum haben wir von Geld geſprochen, und ſieh da,' ſagte ich, ‚da iſt es ſchon,' und legte den Schein vor ſie hin. Sie: ‚Wer iſt das? wie kommt das? von wem iſt es?' — ‚Das hat dir Gott geſchickt,' entgegnete ich und ſprach die Worte ſehr laut, ins Ohr aber flüſterte ich ihr derweilen: ‚der Herr da,' ſagte ich, ‚der Herr ſchickt es dir, wenn du ein bißchen Aufmerkſamkeit für ihn übrig hätteſt ... Steck es ſchneller ein das Geld!'

Sie aber hatte plötzlich Tränen in den Augen, die auf die Tiſchplatte herabtropften, als wären es Erbſen. Ich konnte einfach nicht verſtehen, woher ſie kamen, dieſe Tränen, aus Freude oder aus Kummer.

‚Steck es ein', ſagte ich, ‚das Geld und geh auf eine Minute in jenes Zimmer, ich will derweilen hier

aufräumen . . .‘ Na, was ſagſt du dazu, hatte ich das nicht prächtig für ſie gedeichſelt?“

Ich ſchaute Domna Platonowna an: kein Augenlid bewegte ſich, kein Falſch war auf ihren Lippen zu ſehen; herzlich und einfach waren ihre Worte; ihr ganzes Geſicht drückte nur den gütigen Wunſch aus, der armen Frau zu helfen, wozu ſich freilich ein wenig Furcht geſellte, daß der ſegensreiche Zufall vielleicht doch noch in die Brüche gehen könnte — aber das war ja keine eigennützige Furcht, ſondern nur der unglücklichen Lekanida wegen.

„Na, was ſagſt du dazu? Mir ſcheint, ich habe alles, was ich konnte, für ſie getan?“ rief aufſpringend und mit der Hand auf den Tiſch ſchlagend Domna Platonowna, wobei ihr Geſicht erglühte und eine zornige Miene annahm. „Sie jedoch, dieſe Gaunerin!“ fuhr Domna Platonowna mit erhöhter Stimme fort, „kaum hatte ich ihr das geſagt, da ſtürzte ſie, ſo wie ſie daſaß, ohne ihre Sachen zu nehmen, einfach auf die Treppe hinaus und heulte aus aller Kraft los, ganz laut, weißt du. Die Schande! Ich verſteckte mich eilig in meinen vier Wänden; er aber griff nach der Mütze und kniff aus. Und wie ich mich umſchaute, da lag noch ihr Halstuch da, ein altes getragenes Tuch aus Merinowolle, das hatte ſie vergeſſen. — Wart du nur, überlegte ich, du Miſtvieh! Du wirſt ſchon wiederkommen, aber das laß ich dir nicht ſo hingehen. — Einen Tag darauf, es können auch zwei geweſen ſein, kehrte ich abends heim und ſah, daß ſie gerade zu mir kam. Obwohl ich eigentlich nicht mehr böſe

auf ſie war, denn ich bin nur ſehr aufbrauſend und kann nie lange böſe ſein, machte ich eine Miene, als ob ich ſehr verärgert wäre.

‚Guten Tag,‘ ſagte ſie, ‚guten Tag, Domna Platonowna.‘

‚Guten Tag, Mütterchen,‘ entgegnete ich. ‚Du biſt wohl dein Tüchlein holen gekommen? da liegt es, dein Tuch.‘

‚Domna Platonowna‘, ſagte ſie darauf, ‚ich bitte Sie, mir zu verzeihen, ich habe mich damals ſo erſchreckt.‘

‚Ja‘, ſagte ich, ‚und ich danke Ihnen auch ganz ergebenſt, Mütterchen. Für das Wohlwollen, das ich Ihnen erwieſen habe, haben Sie mich ſo hineingelegt, wie man es beſſer gar nicht erwarten kann.‘

‚Das war im erſten Schreck,‘ erwiderte ſie, ‚ich hatte mich ſehr erſchreckt, Domna Platonowna, verzeihen Sie, bitte.‘

‚Ich habe dir nichts zu verzeihen,‘ entgegnete ich, ‚aber merke dir das eine: mein Haus iſt kein ſolches, in dem man Skandal machen oder ohne weiteres auf die Treppe hinauslaufen kann; und erſt recht kann man da nicht winſeln und kreiſchen. Denn es wohnen vornehme Herrſchaften darin, und auch der Hausherr‘, ſagte ich, ‚iſt ein Geldverleiher, zu dem jeden Augenblick Menſchen kommen, ich glaube nicht, daß er dieſes Winſeln in ſeinem Hauſe haben will.‘

‚Es iſt meine Schuld, Domna Platonowna. Aber denken Sie ſich doch in meine Lage hinein; dieſer Vorſchlag . . .‘

‚Nun, und was denn,‘ ſagte ich, ‚was biſt du denn für eine beſondere, daß dich dieſer Vorſchlag ſo ſehr beleidigen konnte! Vorſchlagen‘, ſagte ich, ‚ſteht einem jeden frei, denn du biſt ein Weib, das ſich in Not befindet; es hat dich ja keiner mit Gewalt genommen, ſo daß mithin keinerlei Veranlaſſung beſtand, das Maul ſo weit aufzureißen.‘

Sie bat um Verzeihung.

So verzieh ich ihr denn und begann wieder mit ihr zu ſprechen und gab ihr ſogar eine Taſſe Tee.

‚Domna Platonowna‘, ſagte ſie, ‚ich komme zu Ihnen mit einer Bitte: wie könnte ich Geld verdienen, um zu meinem Mann zu fahren?‘

‚Auf welche Weiſe willſt du das Geld verdienen, meine Beſte? Eine Gelegenheit hat ſich dir ſoeben geboten, aber du haſt ſie nicht ausgenützt, jetzt denk nur ſelber nach; mir fällt wahrhaftig nichts mehr ein. Was für Arbeiten kannſt du denn machen?‘

‚Nähen‘, ſagte ſie, ‚könnte ich; und außerdem verſtehe ich Hüte anzufertigen.‘

‚Tja, mein Seelchen,‘ erwiderte ich ihr; ‚da biſt du an die Rechte gekommen; ich kenne dieſe Petersburger Verhältniſſe viel beſſer als du; ganz abgeſehen davon, daß es einfach unmöglich iſt, eine derartige Arbeit zu erhalten, ſind die, die ſich damit beſchäftigen, ausgelernte Näherinnen, aber auch dieſe‘, ſagte ich, ‚würden längſt ſplitternackt herumlaufen, wenn ſie ſich nicht ihre Kleidung durch kleine Seitenſprünge verdienen würden.‘

‚Ja, was ſoll ich denn tun?‘ ſagte ſie und begann aufs neue die Hände zu ringen.

‚Ganz einfach,‘ entgegnete ich, ‚keine Geſchichten mehr machen; du könnteſt ſchon längſt,‘ ſagte ich, ‚ſchon ſeit zwei Tagen zu deinem Mann gefahren ſein.‘

Und haſt du mir nicht geſehen, wie ſie bei dieſen meinen Worten plötzlich ganz heiß wurde.

‚Aber Domna Platonowna, was ſagen Sie mir da?‘ ſagte ſie. ‚Iſt es denn denkbar,‘ ſagte ſie, ‚daß ich mich auf ſo ſchlimme Dinge einlaſſen könnte?‘

‚Du haſt dich doch ſchon vorher auf ſo was eingelaſſen,‘ ſagte ich, ‚und mich nicht erſt lange gefragt.‘

Da wurde ſie nur noch röter.

‚Ja, ich geſtehe,‘ ſagte ſie, ‚es war eine Verfehlung, und ich habe mich hinreißen laſſen, jetzt aber,‘ ſagte ſie, ‚da ich bereut habe und mich anſchicke, zu meinem Mann zu fahren, jetzt noch zu ſolchen gemeinen Mitteln greifen, um die Reiſe zu ermöglichen — um nichts in der Welt!‘

‚Wie du willſt, Mütterchen,‘ ſagte ich, ‚aber was du da ſprichſt, kann ich nicht verſtehen. Ich kann nämlich nichts Gemeines darin ſehen. Meine Anſicht iſt, daß wenn eine Frau auf den ordentlichen Weg zurückkehren will, ſie ſich über dergleichen hinwegſetzen muß.‘

‚Ich finde den Vorſchlag abſcheulich,‘ ſagte ſie.

‚Schau mir einer die große Dame an! Mit jenem aber, dem Sommerſproſſigen, mit dem konnteſt du dich ungeniert lange Zeit herumtreiben, doch wenn es ſich um eine richtige Sache handelt und um den eigenen Frieden — darum, daß du wieder ein ehrliches Leben

führen kannſt — da willſt du nicht den kleinſten Schritt machen, da iſt dir ſchon eine Minute zu viel.'"

Als Domna Platonowna dies ſprach, mußte ich ſie anſchauen, aber ich vermochte nicht die geringſte Spur jenes Ausdruckes auf ihrem Antlitz wahrzunehmen, der ſonſt wie ein Stempel jenen Spezialiſtinnen aufgeprägt iſt, die ſich damit befaſſen, ſolche Opfer der ‚geſellſchaftlichen Mißſtände' heranzuzüchten; vor mir ſaß eine völlig unkomplizierte Frau und erzählte mir ihre Abſcheulichkeiten mit einer unerſchütterlichen Überzeugtheit von ihrer eignen Güte und der unvergleichlichen Dummheit jener Dame Lekanida.

Domna Platonowna fuhr fort: „‚Hier,' ſagte ich zu ihr, ‚hier iſt die Hauptſtadt; hier, Mütterchen, wird dir niemand etwas für nichts geben oder gar einen Schritt für dich tun, geſchweige denn dir Geld leihen.'

Ja, ſo ſprachen wir und ſchließlich ging ſie. Sie ging und ließ ſich gegen zwei Wochen nicht blicken. Schließlich aber tauchte das Täubchen von neuem auf und war ganz in Tränen; ſie ächzte und jammerte.

‚Ächze nur, mein Engel,' ſagte ich, ‚oder ächze nicht, fahr aus der Haut, wenn du willſt, das wird nichts daran ändern, ich kenne die Petersburger Umſtände zu gut und weiß, daß dir alle deine Tränen nichts nützen werden.'

‚Mein Gott!' meinte ſie, ‚mir ſcheint, daß mir vor Tränen die Augen ſchon bald ausfließen, mir platzt der Kopf und tut die Bruſt weh. Ich habe mich,' ſagte ſie, ‚ſchon an verſchiedene wohltätige Vereine ge-

wandt: wieviel Schwellen habe ich ſchon überſchritten, erhalten aber habe ich nichts.'

‚Daran biſt du ſelber ſchuld,' entgegnete ich. ‚Du hätteſt mich fragen ſollen, was dieſe Vereine bedeuten. Im Grunde genommen ſucht man ſie nur auf,' ſagte ich, ‚um ſeine letzten Sohlen abzulaufen.'

‚Schauen Sie mich doch nur an,' rief ſie, ‚wie ich ausſchaue!'

‚Ich ſehe es,' entgegnete ich, ‚ich ſehe es, meine Liebe, und wundere mich gar nicht, in Schmerzen wird ja nur der Krebs röter, aber helfen,' ſagte ich, ‚helfen kann ich dir nicht.'

Eine Stunde lang ſaß ſie ſo bei mir und weinte immerzu, ſo daß ich, die Wahrheit zu ſagen, ihrer bereits überdrüſſig geworden war.

‚Es lohnt ſich nicht,' ſagte ich ihr ſchließlich, ‚und hilft dir auch nichts zu weinen: das wird dir nie etwas nützen; es iſt geſcheiter, ſich zu beugen.'

Jene weinte zwar immer noch, aber jetzt hörte ſie ſchon zu und wurde nicht mehr zornig.

‚Man kann es nicht ändern, meine liebe Freundin,' ſagte ich, ‚du biſt nicht die erſte und wirſt auch nicht die letzte ſein.'

‚Ob man nicht jemand finden könnte, Domna Platonowna, der mir fünfzig Rubel borgen würde.'

‚Keine fünfzig Kopeken,' ſagte ich, ‚wird man dir borgen, geſchweige denn fünfzig Rubel — dies iſt keine ſolche Stadt, dies iſt die Hauptſtadt. Du hatteſt ja fünfzig Rubel in Händen, aber du verſtandeſt nicht ſie zu halten, was ſoll man mit dir tun?'

Sie weinte noch ein wenig und ging. Ich kann mich noch genau erinnern, dies war am Tage des ſeligen Johannes von Rylſk, nämlich zwei Tage vor dem Feiertage der Ikone der Kaſanſchen Gottesmutter. An jenem Tage fühlte ich mich furchtbar unwohl — am Abend vorher war ich zu einer Kaufmannsfrau gefahren, die ſehr weit wohnte, und hatte mich offenbar erkältet — es iſt ja eine Sträflingsentfernung bis zur Ochta — ich fühlte mich alſo krank; darum ging ich auch gar nicht aus und war nicht einmal zur Mette; ich ſchmierte mir die Naſe mit Fett ein und ſetzte mich aufs Bett. Plötzlich aber beehrte mich Lekanida Petrowna, ohne die übliche Pelerine und nur in ein Tuch gewickelt.

‚Grüß Gott, Domna Platonowna,‘ ſagte ſie.

‚Guten Tag, mein Seelchen.‘ — ‚Ja, was iſt denn,‘ fragte ich, ‚wieſo biſt du ſo unordentlich angezogen?‘

‚Nur ſo,‘ meinte ſie, ‚ich bin nur auf einen Augenblick auf die Straße geſprungen,‘ allein ich ſah ja, wie ſich dabei ihr Geſicht verzerrte. Keine Tränen, weißt du, ſondern ſie wurde bald glühend rot, bald leichenblaß. Und wie ein Blitz durchſchoß mich im gleichen Augenblick der Gedanke: ſicherlich, ſprach ich zu mir, hat die Dislenſcha ſie hinausgeworfen.

Ich fragte ſie: ‚Haſt du vielleicht irgendetwas mit der Dislenſcha gehabt?‘ Ihre Lippen bebten nur ſo, als wollte ſie etwas ſagen, aber ſie verbiß ſich die Worte immer wieder.

‚Sprich doch, ſprich, Mütterchen, was gibt es?‘

‚Domna Platonowna, ich kam nur Sie beſuchen.‘

Da ſchwieg ich.

‚Wie geht es Ihnen, Domna Platonowna?‘ fragte ſie endlich.

‚Wie immer, meine Liebe. Mein Leben iſt einförmig.‘

‚Ich dagegen,‘ ſprach ſie . . . ‚Ach, ich ſpüre meine Beine bald nicht mehr.‘

‚Soſo,‘ meinte ich, ‚dann iſt es wohl auch bei dir immer noch wie zuvor?‘

‚Immer noch wie zuvor‘, entgegnete ſie. ‚Wo bin ich nicht alles inzwiſchen geweſen. Mir ſcheint, ich habe ſchon meine ganze Scham verloren: ich ging die ganze Zeit über zu reichen Leuten, ſie um Geld zu bitten; in der Schmiedegaſſe, ſagte man mir, wohne ein reicher Mann, der den Armen helfe — bei dem war ich; und ich war auch auf der Snamenskaja.‘

‚Nun, und haſt du viel davongetragen?‘

‚Je drei Rubel.‘

‚Schau an, das iſt ſogar recht viel,‘ ſagte ich. ‚Da habe ich, zum Beiſpiel,‘ ſagte ich, ‚einen Bekannten, einen Kaufmann, der in der Nähe der Fünf Ecken wohnt, der wechſelt dir jeden Rubel erſt auf Kopeken und verteilt am Sonntag die Kopeken. Wie man's auch nimmt, pflegt der zu ſagen, vor Gott ſind es hundert gute Werke. Um aber die fünfzig Rubel zu bekommen, die du brauchſt, — meine ich — da iſt in ganz Petersburg kein reicher Mann zu finden, der ſie dir umſonſt gibt.‘

‚Nein,‘ ſagte ſie, ‚man ſagt, es gäbe einen.‘

‚Wer hat dir denn das geſagt? Wer will hier einen ſolchen Menſchen geſehen haben?‘

‚Eine Dame hat es mir geſagt ... Ich wartete mit ihr gemeinſam auf jenen reichen Mann aus der Schmiedegaſſe. Sie ſagte mir, auf dem Newskij wohne ein Grieche, der ſehr wohltätig ſei.‘

‚Ja, wie denn,‘ fragte ich, ‚aus welchem Grunde iſt er denn wohltätig, etwa für nichts und wieder nichts?‘

‚Er iſt wohltätig, ohne beſondere Gründe zu haben, Domna Platonowna.‘

‚Alſo ſo was,‘ ſagte ich, ‚ſo was brauchſt du mir lieber gar nicht erſt vorzuſchwindeln. Denn,‘ ſagte ich, ‚das iſt aufgelegter Unſinn.‘

‚Warum beſtreiten Sie es,‘ entgegnete ſie, ‚wenn dieſe Dame es doch von ſich ſelber erzählt hat? Sie lebt ſeit ſechs Jahren von ihrem Gatten getrennt und ſagt, daß ſie jedesmal, wenn ſie hingeht, fünfzig Rubel von jenem erhält.‘

‚Dann ſchwindelt ſie, dieſe deine bekannte Dame.‘

‚Nein, ſie ſchwindelt nicht‘, ſagte ſie.

‚Sie ſchwindelt, ſie ſchwindelt, ſage ich dir, — es iſt nichts als Schwindel. Für mein Leben bringſt du mich nicht dazu zu glauben, daß ein Mann einer Frau mir nichts dir nichts fünfzig Rubel gibt.‘

‚Ich beteure Ihnen,‘ ſagte ſie, ‚daß es die lautere Wahrheit iſt.‘

‚Wie mir ſcheint, biſt du am Ende ſelber zu ihm gegangen?‘ fragte ich.

Sie wurde über und über rot und wußte nicht, wohin ſie blicken ſollte.

‚Domna Platonowna, Sie faſſen das doch nicht falſch auf?‘ rief ſie. ‚Sie denken doch nicht am Ende etwas Unrechtes? Er iſt achtzig Jahre alt. Und es gehen viele Damen zu ihm, er aber verlangt von keiner etwas.‘

‚Na und,‘ ſagte ich, ‚läßt er ſich vielleicht von Eurer Schönheit erleuchten?‘

‚Eurer? Warum verſuchen Sie nur immer wieder das Ganze ſo zu drehen,‘ ſagte ſie, ‚als wäre auch ich dort geweſen?‘ Und wurde dabei rot wie eine Roſe.

‚Warum denn nicht?‘ ſagte ich, ‚ſieht man denn etwa nicht gleich, daß du dort geweſen biſt?‘

‚Nun, und was iſt dabei, wenn ich dort geweſen bin? Ja, ich war dort.‘

‚Na, dann freue ich mich halt über dein Glück,‘ ſagte ich, ‚daß du in einem ſo guten Hauſe geweſen biſt.‘

‚Und es war auch gar nichts Ungutes dabei,‘ erwiderte ſie. ‚Ich ging ganz einfach zu jener Dame, die mit ihm bekannt iſt, und ſchilderte ihr meine Lage... Sie machte mir natürlich anfangs die gleichen Vorſchläge, wie ſie von allen gemacht werden... Ich wollte nichts davon hören; nun, und da ſagte ſie: ſchön, aber vielleicht belieben Sie dann jenen reichen Griechen aufzuſuchen? Er verlangt nichts und hilft hübſchen Frauen gern. Ich kann Ihnen ſeine Adreſſe geben. Seine Tochter nimmt Klavierſtunden, darum gehen Sie als Klavierlehrerin hin, gehen aber direkt zu ihm, er wird Sie keinesfalls beläſtigen und Ihnen trotzdem Geld geben. Sie müſſen wiſſen Domna Platonowna, daß er ſchon überaus alt iſt. Begreifen Sie?‘

‚Nein,‘ entgegnete ich, ‚ich begreife nichts.‘

Ich ſah, daß ſie ſich über meine Begriffsſtutzigkeit ärgerte. Ich hatte natürlich ſchon eine gewiſſe Ahnung: ich verſtand recht wohl, worauf das alles hinauslaufen würde, aber ich wollte ſie noch ein bißchen zappeln laſſen, damit ſie ſich ſchäme und ihr das Gewiſſen ſchlüge.

‚Ja, wieſo begreifen Sie das nicht?‘

‚So,‘ ſagte ich, ‚ich begreife es eben nicht, und will es auch nicht begreifen.‘

‚Warum denn das?‘

‚Darum eben,‘ ſagte ich, ‚weil es abſcheulich und widernatürlich iſt, pfui!‘

So ſchalt ich ſie aus; ſie aber begann mit den Augen zu zucken und warf ſich mir an den Hals und küßte mich, brach in Tränen aus und ſprach: ‚Wie aber ſoll ich denn fahren?‘

‚Du fragſt mich, wovon du fahren ſollſt? Nun mit jenem Gelde doch, das er dir gegeben hat.‘

‚Er hat mir ja alles in allem,‘ ſagte ſie, ‚nur zehn Rubel gegeben.‘

‚Wie kommt das,‘ ſagte ich, ‚daß du nur zehn bekommen haſt? Warum bekommen alle fünfzig und du nur zehn?‘

‚Der Teufel ſoll es wiſſen!‘ meinte ſie zornig.

Vor Ärger hörten ſogar ihre Tränen auf zu fließen.

‚Na alſo, da haſt du es! ... es iſt klar, daß du es ihm irgendwie nicht recht gemacht haſt. Ach ihr, Dämchen‘, ſagte ich, ‚ihr Dämchen! War mein Rat, den ich einfache Frau dir gegeben habe, nicht beſſer und

nicht anſtändiger als das, was dir die Wohlgeborene geraten hat?'

‚Ich ſehe es ein,' ſagte ſie.

‚Das hätteſt du früher einſehen ſollen.'

‚Ich meine', ſagte ſie darauf, ‚Domna Platonowna ... ich habe mich jetzt entſchloſſen,' und ſchlug die Augen zur Erde nieder.

‚Wozu', ſagte ich, ‚haſt du dich entſchloſſen?'

‚Was bleibt mir übrig,' entgegnete ſie, ‚Domna Platonowna, nach dem wie Sie geſprochen ... ich ſehe ein, daß ich ſo nicht mehr weiter kommen kann. Wenn es wenigſtens', ſagte ſie, ‚ein guter Menſch wäre ...'

‚Von mir aus,' warf ich hin, um ſie nicht länger durch Worte in Verwirrung zu bringen: ‚was von mir aus geſchehen kann, ſoll geſchehen, ich werde mir Mühe geben und ſchauen, freilich nur unter der Bedingung, daß du mir keinen Strich mehr durch die Rechnung machſt.'

‚Nein, nein,' ſagte ſie, ‚woher! ...'

Ich ſah, daß es ihr ſchwer fiel, aber ſie antwortete ganz feſt: ‚Nein', ſagte ſie, ‚und geben Sie ſich nur Mühe, Domna Platonowna, und ich werde auch nicht länger eigenſinnig ſein.'

Ich erfuhr dann auch noch, während ſie ſo bei mir ſaß, daß die gemeine Dislenſcha ſie hinausgeworfen hatte, und zwar nicht nur hinausgeworfen, ſondern ihr auch die zehn Rubel, die die Unglückliche vom Griechen bekommen, abgenommen und ſie darauf erſt ganz hinausgeworfen hatte; ihre Wäſche aber, und zwar das Hemdchen, das ſie noch beſaß, hatte ſie

ihr, da ſie ihr noch etwas ſchuldig war, einfach fortgenommen, und ſie glatt wie eine Katze hinausgeſchmiſſen, am Schwanz hoch und auf die Straße.

‚Jaja,‘ ſagte ich, ‚ich kenne dieſe Dislenſcha.‘

‚Mir ſcheint,‘ ſagte ſie, ‚daß ſie einfach mit mir Handel treiben wollte.‘

‚Von ihr,‘ erwiderte ich, ‚von ihr iſt auch nichts anderes zu erwarten.‘

‚Als ich noch Geld hatte,‘ ſagte ſie, ‚da hab ich ihr häufig geholfen, ſie aber behandelte mich jetzt wie die niedrigſte Perſon.‘

‚Ja, mein Seelchen‘, ſagte ich, ‚heutzutage darfſt du bei den Menſchen keinerlei Dankbarkeit mehr ſuchen. Je mehr du heutzutage einem Menſchen Gutes erweiſt, deſto eifriger iſt er darauf aus, es mit Schweinereien zu vergelten. Iſt er am Untergehen, verſpricht er dir wohl ein Beil, kommt er wieder empor, tut ihm das Beil leid mittlerweil.‘

Derweil ich mich auf dieſe Weiſe mit ihr unterhielt, kam mir auch nicht der leiſeſte Gedanke daran, daß ſie ſelber, dieſe ſchlaue Lekanida Petrowna, mir ſolch ſchöne Dankbarkeit erweiſen könnte.“

Domna Platonowna ſeufzte.

„Ich ſah, daß ſie hin und her ſchaute und unruhig war,“ fuhr Domna Platonowna fort, und ſagte zu ihr: ‚Willſt du mir am Ende etwas anvertrauen? Sprich es nur offen aus — unnütze Ohren gibt es hier nicht, es iſt niemand da, der auf die Polizei laufen könnte, es anzuzeigen.‘

‚Wann denn?‘ fragte ſie.

‚Ih, mein Mütterchen,‘ ſagte ich, ‚da muß man Geduld haben: im Galopp geht ſo was nicht.‘

‚Aber ich weiß ja nicht, wo ich bis dahin bleiben ſoll,‘ warf ſie ein.

In meiner Wohnung — wenn du mich zufällig einmal beſuchen ſollteſt, ſo will ich ſie dir zeigen — gibt es eine Kammer; ſie iſt zwar ſehr klein, und ich bewahre in ihr meine Sachen auf, aber wenn es ſich zufällig trifft, daß ein Dämchen eine Stellung ſucht oder auf eine Gelegenheit wartet, ſo gebe ich ſie auf kurze Zeit ab. Zu jener Zeit ſtand das Kämmerlein gerade frei: ‚Komm zu mir‘, ſagte ich ihr, ‚und wohne hier.‘

Der Umzug war leicht vollzogen: wie ſie gekommen war, ſo blieb ſie eben da: alles andere hatte ihr die Dislenſcha, dies Miſtvieh, ja abgenommen.

Da ich ſah, wie arm ſie war, gab ich ihr auf der Stelle ein Kleid — ein Kaufmann hatte es mir einmal geſchenkt: ein wundervolles Kleid aus Crêpe Rochelle oder Chick chine oder wie halt dieſe Stoffe genannt werden — mir war es freilich in der Taille zu eng. Die nichtsnutzige Nähterin hatte es nicht getroffen, und offen geſtanden, liebe ich auch dieſe Faſſonkleider nicht ſehr, ſie preſſen auf der Bruſt, ich gehe viel lieber in dieſen Pelerinen.

Ich gab ihr alſo das Kleid und gab ihr noch Spitzen dazu; ſie nähte ſich das Kleidchen um, garnierte es mit den Spitzen, und ſo kam ein wunderſchönes Koſtüm heraus. Und ich ging auch mit ihr, mein beſter Herr, zur Paſſage und kaufte ihr dort Halb-

ſtiefelchen mit Quäſtchen und Franſen und Abſätzen, ich gab ihr Kragen und ein Chemiſettchen, mit einem Wort, ich ſtaffierte ſie mächtig aus; man brauchte ſich nicht mehr zu ſchämen, ſich mit ihr zu zeigen und ſie anderen Menſchen vorzuführen. Es machte mir ſelber Spaß, und ich lachte ſie ein wenig aus: ‚ach du Stutzerin,‘ ſagte ich, ‚du Raffinierte! wie du alles geſchmackvoll herzurichten verſtehſt.‘

So lebten wir denn beide eine Woche miteinander und eine zweite, und alles war in beſter Ordnung: ich ging meinen Geſchäften nach, und ſie ſaß zu Hauſe. Eines Tages führte mich eine Angelegenheit zu einer Dame, weißt du, nicht zu einem Dämchen, ſondern zu einer wirklichen Dame, ſie war nicht mehr jung, die Dame, aber großmächtig war ſie, Gott bewahre einen! ... wie der Stern aus Oſten. Sie ſuchte immer nach Studenten, die ihren Sohn erziehen könnten. Na, ich wußte ja ſchon, was für Studenten ſie brauchte.

‚Er ſoll was auf ſich halten‘, pflegte ſie zu ſagen, ‚und keiner von denen ſein, die ſich ewig herumtreiben, keiner von dieſen Sizilisten — ich meine immer, daß ſie nicht einmal wiſſen, wo man Seife zu kaufen bekommt.‘

‚Wozu denn auch einen von dieſen?‘ antwortete ich ihr. ‚Die taugen eh nichts!‘

‚Und außerdem‘, fuhr ſie fort, ‚ſoll er erwachſen ſein und nicht wie ein Kind ausſchauen, ſonſt werden ihm die Kinder nicht parieren.‘

‚Ich habe verſtanden.‘

Den Studenten hatte ich mittlerweile gefunden: ein

ſehr junger Burſche war es, aber durchtrieben und ſauber, der verſtand im Nu alles. So begab ich mich denn in dieſer Angelegenheit zu der Dame; ich teilte ihr die Adreſſe mit und ſagte ihr, ‚ſo und ſo iſt es, dann und dann wird er antreten, und ſchauen Sie ihn ſich nur ordentlich an, und ſollte er etwa nicht tauglich erſcheinen, dann finden wir eben einen andern,‘ ſagte ich und ging. Allein kaum war ich die Treppe hinunter, da ſtieß ich im Vorraum auf den General. Dieſer ſelbe General aber, muß ich dir ſagen, iſt, obwohl er nur Ziviliſt iſt, dennoch ſehr gebildet. Eine Pracht herrſcht in dem Hauſe: überall Spiegel, Lampen und Gold, überall Teppiche, Kammerdiener mit Handſchuhen an den Händen und alles parfümiert mit Wohlgerüchen. Mit einem Wort: ein Herrenhaus, und man lebt darin zum eignen Vergnügen; er ſelber bewohnt zwei Etagen: wenn man durch den Vorraum, in dem der Portier ſitzt, gekommen iſt, dann geht es gleich links zu ihm; acht Zimmer bewohnt er allein, rechts davon aber befindet ſich eine genau ſo große Wohnung, in der ſein älteſter Sohn wohnt, der ſchon ſeit zwei Jahren verheiratet iſt, und zwar hat dieſer eine ebenſo Reiche geheiratet, die von allen im Hauſe ſehr gelobt wird, man ſagt von ihr, ſie ſei eine überaus gütige Dame, aber ſie muß wohl die Schwindſucht haben — ſie iſt viel zu mager. Und wenn du ſchließlich nach oben kommſt — die Treppe iſt unwahrſcheinlich breit und ganz mit Blumen dekoriert — dort wohnt die Alte ſelber; wie eine Auerhenne auf der Balz, ſo ſitzt ſie dort mit ihren

jüngeren Kindern, umgeben von dieſen ſogenannten Erziehern. Ja, weißt du, das ſieht man gleich, die leben auf großem Fuß!

Der General begrüßte mich mit folgenden Worten: ‚Guten Tag, Domna Platonowna!‘ Ein zu höflicher Herr.

‚Guten Tag, Exzellenz!‘ entgegnete ich.

‚Warſt du bei meiner Frau?‘ fragte er.

‚Zu Befehl,‘ ſagte ich, ‚Exzellenz, ich war bei der Frau Gemahlin, der Frau Generalin; ich habe ihr‘, ſagte ich, ‚alte Spitzen gebracht.‘

‚Haſt du außer deinen Spitzen‘, fragte er, ‚nicht vielleicht noch etwas anderes, etwas Nettes?‘

‚Wie ſollte ich das nicht haben, Exzellenz‘, entgegnete ich. ‚Für gute Leute‘, ſagte ich, ‚gibt es ſtets etwas Gutes auf der Welt.‘

‚Na, dann komm mal,‘ ſagte er, ‚laß uns ein paar Schritte zuſammen gehen; die Luft‘, ſagte er, ‚iſt heuer ſehr gut.‘

‚Das Wetter‘, entgegnete ich, ‚iſt ausgezeichnet; ſelten, daß man ein ſolches erlebt.‘

Er begab ſich auf die Straße, und ich folgte ihm, ſein Wagen fuhr hinter uns die Straße entlang. So gingen wir zuſammen auf der Mochowaja, weiß Gott, ich erzähle dir die reine Wahrheit. Ich ſagte dir ja, ein ungemein gutmütiger Herr!

‚Nun,‘ fragte er, ‚was iſt denn das, Domna Platonowna, womit du vor mir prahlſt?‘

‚Exzellenz, heuer kann ich wirklich prahlen, denn ich habe etwas recht was Seltenes.‘

‚Sprichſt du auch die Wahrheit?‘ fragte er — er war immer ſo ungläubig, da er eine große Erfahrung beſaß: beſtändig beſuchte er den Zirkus und das Ballett, ſeine ganze Aufmerkſamkeit war ja ſtets nur auf dieſen Gegenſtand gerichtet.

‚Was ſoll ich vor Ihnen groß prahlen, Herr,‘ ſagte ich, ‚ich ſollte meinen, Sie kennen mich und wiſſen, daß es nicht die Art von mir iſt, in den Wind zu ſchwatzen, aber kommen Sie doch,‘ ſagte ich, ‚kommen Sie doch einmal zu mir, wenn es Ihnen gefällig iſt. Selber anſchauen iſt beſſer, als rühmen hören.‘

‚Du lügſt alſo nicht, Domna Platonowna,‘ ſprach er zu mir, ‚und die Sache lohnt ſich wirklich?‘

‚Kein Wort darüber,‘ entgegnete ich ihm, ‚es hat keinen Sinn, darüber viel zu ſprechen, Exzellenz. Das iſt keine Ware, die man erſt rühmen muß.‘

‚Schon gut,‘ ſagte er, ‚ſchon gut, wir wollen ſie uns anſchauen.‘

‚Es wird mir eine Ehre ſein‘, erwiderte ich. ‚Wann belieben Sie zu kommen?‘

‚Im Lauf dieſer Tage‘, meinte er, ‚werde ich vermutlich vorüberkommen können.‘

‚Nein,‘ ſagte ich, ‚belieben Sie mir eine beſtimmte Zeit zu nennen, Exzellenz,‘ ſo ſagte ich, ‚und dann werden wir auf Sie warten; denn im allgemeinen‘, ſagte ich, ‚ſitze ich nicht zu Hauſe: die flinken Beine ernähren den Wolf.‘

‚Schon recht,‘ ſagte er, ‚dann will ich übermorgen, am Freitag, wenn ich aus dem Amt komme, bei dir vorüberſchauen.‘

‚Sehr gut,‘ erwiderte ich, ‚ich will ihr ſagen, daß ſie Sie um dieſe Zeit erwarten ſoll.‘

‚Haſt du zufällig in deinem Bündel‘, fragte er, ‚irgendetwas Nettes?‘

‚Freilich,‘ ſagte ich, ‚ich habe reizende ſchwarze Seidenſpitzen da. Die Hälfte davon,‘ log ich ihm vor, ‚die Hälfte‘, ſagte ich, ‚haben die Frau Gemahlin genommen, die andere Hälfte‘, ſagte ich, ‚koſtet gradaus zwanzig Rubel.‘

‚Dann übergib ihr‘, ſagte er, ‚dieſe Spitzen von mir: ſag ihr, daß ein guter Genius ſie ihr ſchicke,‘ ſo ſcherzte er und drückte mir dabei eine Fünfundzwanzigrubelnote in die Hand, ‚herauszugeben brauchſt du mir nichts,‘ ſagte er, ‚kauf dir Nüſſe dafür.‘

Na, was ſagſt du dazu, ſolch ein Präſent, ohne ſie mit eigenen Augen erblickt zu haben?

Vor der Sſemjonowbrücke ſtieg er in den Wagen und fuhr ſeines Weges, ich aber begab mich längs der Fontanka nach Hauſe.

‚Schau mal,‘ ſagte ich, ‚ſchau doch nur, Lekanida Petrowna, dein Glück hat ſich gefunden.‘

‚Was denn?‘ fragte ſie.

Ich erzählte ihr alles der Reihe nach und pries ihn ihr an, wie man's gar nicht beſſer wünſchen konnte: ‚Er iſt zwar‘, ſagte ich, ‚ſchon bei Jahren, aber immer noch ein ſtattlicher Mann und von imponierender Figur, und was ſeine Wäſche anlangt,‘ ſagte ich, ‚die iſt dir hochfein, und eine Brille trägt er‘, erzählte ich, ‚mit Rändern von Gold‘; ſie aber bebte nur ſo.

‚Meine Liebe,‘ ſagte ich, ‚du brauchſt ihn beileibe nicht zu fürchten: es kann zwar ſein, daß er ſeinem Rang und ſeiner Stellung nach für andere Leute ſchrecklich genug iſt, deine Sache aber‘, ſagte ich, ‚iſt ja eine ganz beſondere; du kannſt ihn ſogar leicht veranlaſſen, deine Händchen und deine Füßchen zu küſſen. Da war einmal ein polniſches Dämchen,‘ ſagte ich (die hatte ich ſelber mit ihm bekannt gemacht), ‚die ſpielte mit ihm, wie ſie wollte, ja, ſie hatte ſogar Liebhaber,‘ ſagte ich, ‚und denen mußte er glänzende Stellungen verſchaffen, ſie gab ſie immer als ihre Brüder aus. Verlaß dich nur völlig auf mein Wort und hab keine Furcht vor ihm, ich kenne ihn ganz ausgezeichnet. Die Polin, von der ich ſpreche, hat ſogar gelegentlich ihre Hand gegen ihn erhoben: ſie machte ihm einen hyſteriſchen Anfall vor und fuhr mit der Hand in ſeine Brille; das Glas klirrte nur ſo, und iſt deine Bildung etwa geringer? Und hier‘, ſagte ich, ‚ſchickt er dir ein kleines Präſentchen‘, und nahm dabei die Spitzen heraus und breitete ſie vor ihr aus.

Als ich abends nach Hauſe kam, ſaß ſie da und ſtopfte Strümpfe, ihre Augen waren ſehr verweint; die Spitzen aber lagen immer noch auf dem gleichen Fleck, wohin ich ſie gelegt hatte.

‚Du ſollteſt ſie lieber forträumen,‘ ſagte ich, ‚tu ſie meinetwegen dort in die Kommode,‘ ſagte ich, ‚es iſt doch ein ſehr wertvolles Geſchenk.‘

‚Was ſoll ich mit ihnen?‘

‚Wenn ſie dir nicht gefallen ſollten, will ich dir zehn Rubel gerne dafür geben.‘

‚Wie Sie wollen‘, ſagte ſie.

Da nahm ich denn die Spitzen, ſchaute nach, ob ſie auch noch ganz waren, rollte ſie zuſammen und tat ſie, ohne ſie erſt abzumeſſen, in meine Taſche.

‚Schau mal,‘ ſagte ich darauf, ‚für das Kleid biſt du mir — ich will nichts Übermäßiges verlangen — ſagen wir einmal, ſieben Rubel ſchuldig, für die Halbſtiefelchen drei Rubel, da ſind wir eben quitt, alles Weitere aber, das wird ſich finden, wenn wir einmal abrechnen werden.‘

‚Schon recht‘, ſagte ſie und brach von neuem in Tränen aus.

‚Das iſt gar nicht recht von dir,‘ ſagte ich, ‚jetzt zu weinen.‘

Sie erwiderte mir aber:

‚Laſſen Sie mich,‘ ſagte ſie, ‚laſſen Sie mich jetzt bitte meine letzten Tränen ausweinen. Wozu die Beunruhigung?‘ fuhr ſie fort, ‚keine Furcht, ich werde ſchon gefallen!‘

‚Was ſoll denn das wieder,‘ gab ich zurück, ‚daß du, Mütterchen, mich meiner Gutherzigkeit wegen noch anſchnaubſt! Das ſind mir denn doch unerhörte Neuigkeiten!‘

Ich ärgerte mich und hörte auf mit ihr zu ſprechen.

So verging der Donnerstag, ich ſprach immer noch nicht mit ihr. Als ich am Freitag meinen Tee getrunken hatte und im Begriff war fortzugehen, ſagte ich ihr: ‚Mach dich fertig,‘ ſagte ich, ‚meine Gnädigſte, denn heute kommt er.‘

Sie ſprang auf: ‚Wie heute! was heute!‘

‚Na ſo,‘ ſagte ich, ‚wie man es dir geſagt hat: er verſprach am Freitag zu kommen, geſtern aber war, ſollte ich meinen, doch Donnerstag.‘

‚Täubchen!‘ rief ſie, ‚Domna Platonowna!‘ und biß ſich dabei in die Finger und fiel vor mir nieder.

‚Biſt du vielleicht verrückt geworden?‘ fragte ich. ‚Was haſt du?‘

‚Retten Sie mich!‘

‚Wovor,‘ ſagte ich, ‚wovor ſoll ich denn retten?‘

‚Beſchützen Sie mich! Erbarmen Sie ſich meiner!‘

‚Was quatſchſt du da? Haſt du mich nicht ſelber darum gebeten?‘ fragte ich.

Da packte ſie mit den Fingern ihre Wangen und heulte auf: ‚Seelchen, Seelchen, meinetwegen morgen, meinetwegen,‘ rief ſie, ‚übermorgen!‘

Na, da ſah ich es denn ein, daß es keinen Sinn mehr hatte, die Gans noch lange anzuhören, ſchlug die Türe zu und ging. Er wird herkommen, überlegte ich, und ſie werden überein kommen. Da habe ich ſchon ganz andere geſehen: im Anfang ſträuben ſie ſich alle. Warum ſchauſt du mich ſo an? Du kannſt mir glauben, ich ſpreche die Wahrheit; im Anfang jammern alle ſo.“

„Fahren Sie fort, Domna Platonowna,“ erwiderte ich.

„Was glaubſt du wohl, was dieſes Miſtvieh getan hat?!“

„Wie ſoll ich wiſſen, was der Teufel ihr geraten hat!“ drang es in unverhofftem Zorn über meine Lippen.

„So iſt es, du ſagſt die Wahrheit, was der Teufel ihr geraten hat,“ entgegnete Domna Platonowna, meinen Scharfſinn lobend. „Einen ſolchen Mann, einen ſolchen Würdenträger, hat ſie, die Nichtsnutzige, ſich erdreiſtet, einfach nicht einzulaſſen! ... Er klopfte und klopfte, er klingelte und klingelte — wenn ſie doch nur wenigſtens einen Laut von ſich gegeben hätte. Aber ſchau doch nur dies Luder an — was die ſich unterfing! Sie hatte ſich eingeſchloſſen und ſaß ſtumm da, als wäre keine Sterbensſeele im Hauſe. Als ich aber abends bei ihm vorüberkam — man ließ mich gleich vor — und ihn fragte: ‚Nun, wie war es,‘ fragte ich, ‚habe ich Sie betrogen, Exzellenz?‘, da ging er wie eine Gewitterwolke herum. Und er erzählte mir alles, wie es geweſen und wie er fruchtlos weggemußt.

‚Domna Platonowna,‘ ſagte er, ‚meine Beſte,‘ ſagte er, ‚ſo geht man mit anſtändigen Leuten nicht um.‘

‚Väterchen,‘ ſagte ich, ‚wie wäre das denkbar! Sie iſt gewiß‘, ſagte ich, ‚auf ein Minutchen verſchwunden, oder etwas in der Art — und hat es gewiß nicht gehört,‘ heimlich aber mußte ich denken: ach, du Barbarin! ach, du Miſſetäterin! Schamloſe du!

‚Kommen Sie doch noch einmal,‘ bat ich ihn, ‚Exzellenz, vielleicht morgen, und ſeien Sie überzeugt, daß dann alles ſein wird, wie es ſich gehört.‘

Von ihm fortgehend, begab ich mich ſogleich nach Hauſe, und zwar im Laufſchritt und in was für einem Laufſchritt. Ich kam an und ſchrie: ‚Barbarin! Barbarin! was haſt du mir, Barbarin, angetan! Mit was für einem Mann haſt du mich in Ungelegenheiten ge-

bracht? Weißt du auch,' rief ich, ‚daß du und deine geſamte Verwandtſchaft und dein ganzes Gouvernement, alle zuſammen, noch nicht einen abgetragenen Stiefel von ihm wert ſeid! Denn er,' ſagte ich, ‚er kann euch alle und eure ganzen Vorgeſetzten mit einem Fuß in Schutt und Staub ſtampfen. Was fällt dir ein, du Nichtsnutzige, ſolche Zicken zu machen? Geb ich dir deswegen umſonſt zu freſſen? Ich bin eine arme Frau; du haſt ja ſelbſt mit angeſehen, wie ich tags und nachts beſtändig zu tun habe; ſelber haſt du es mit angeſehen, daß ich das alleraufreibendſte Leben führe, und da willſt du noch, du Stubsnaſe, mir als Freiſchluckerin zur Laſt zu fallen!'

Ach, wie ich ſie damals ausſchalt! Du wirſt mir nicht glauben, mit welchem Zorn ich ſie damals beſchimpfte. Weiß Gott, ich glaube, ich war ſo zornig, daß ich ihr damals auf der Stelle die Augen hätte auskratzen können."

Domna Platonowna wiſchte ein Tränchen weg, das ihr in das eine Auge getreten war, es ſah aus, als ſpräche ſie ‚zwiſchen den Zeilen': ‚wenn ich daran zurückdenke, tut es mir ſelbſt jetzt noch leid, daß ich ſie damals ſo gekränkt habe.'

„‚Adliges Bettelweib!' ſagte ich zu ihr: ‚hinaus aus meinem Hauſe! hinaus, daß auch keine Spur mehr von dir hier zu finden iſt!' und packte ſie dabei am Ärmel und ſchmiß ſie zur Türe hin. — Was ſagſt du dazu, was ein Menſch manchmal im Zorn für Dinge macht: hatte ich denn nicht ſelber jenen Mächtigen auf morgen zu ihr beſtellt, und nun wollte ich ſie aus

meiner Wohnung treiben! Sie aber hatte kaum dieſe Worte gehört, da war ſie auch ſchon bereit und lief zur Türe.

Eigentlich war mein Zorn ſchon faſt vergangen, als ich ſie ſo ſtehen und ſchweigen ſah, allein als ſie ſich jetzt bei meinen letzten Worten zur Tür wandte, kochte es in mir von neuem auf.

‚Wohin, wohin willſt du fortfliegen,‘ rief ich, ‚du dieſe und jene?‘

Ich weiß ſelber nicht mehr, was für Worte ich damals gebrauchte, um ſie zu beſchimpfen.

‚Bleib,‘ rief ich, ‚unterſteh dich nicht zu gehen!...‘

‚Nein,‘ ſagte ſie, ‚ich gehe jetzt.‘

‚Du gehſt? du wagſt zu gehen?‘

‚Da Sie zornig auf mich ſind, Domna Platonowna,‘ ſagte ſie, ‚iſt es beſſer für mich, zu gehen.‘

‚Zornig!‘ rief ich. ‚Daß ich zornig bin, iſt gar nichts, denn jetzt werde ich dich ſchlagen.‘

Sie ſchrie auf und flog zur Türe, ich aber packte ſie an der Hand und zog ſie zurück und habe ihr da in der Hitze ſechs brennende Backpfeifen ins Geſicht geſchlagen.

‚Du biſt eine Diebin und keine Dame,‘ ſchrie ich ſie an; ſie aber blieb dort in der Ecke, wo ich ſie geſchlagen, ſtumm ſtehen und zitterte wie Eſpenlaub, allein auch hierbei verlor ſie keineswegs ihre adlige Haltung, das ſollſt du dir merken.

‚Was habe ich denn geſtohlen?‘ fragte ſie.

‚Deine Haare,‘ ſagte ich, ‚ſteck deine Locken auf,‘ denn ich hatte ihr die ganze Friſur in Unordnung

gebracht. ‚Das,‘ ſagte ich, ‚das haſt du mir geſtohlen, daß ich dich, Barbarin, zwei Wochen lang geſpeiſt und getränkt habe; gekleidet und beſchuht habe ich dich; ich,‘ ſagte ich, ‚ich habe zu jeder Stunde meine Mühe und führe das alleraufreibendſte Leben, du aber haſt es jetzt ſo weit gebracht, daß ich deinetwegen auch noch mein Stückchen Brot verlieren werde, da du mich in Ungelegenheiten mit ſolch einem Herrn gebracht haſt!‘

Derweilen hatte ſie ganz ſtill ihre Haare aufgeſteckt, kaltes Waſſer in den Eimer getan und ſich gewaſchen; ſie kämmte ſich dann und ſetzte ſich. Ganz ſtill ſaß ſie an meinem Fenſter, aber immer wieder hielt ſie den Blechſpiegel an ihre Backen. Ich tat, als bemerkte ich ſie nicht, und ordnete auf dem Tiſch meine Spitzen, doch ſah ich freilich, daß ihre Wangen nur ſo glühten.

Ach, mußte ich denken, warum habe ich ſchlimme Perſon ſie nur ſo kränken müſſen!

Und je länger ich dort am Tiſch ſtand und es mir überlegte, deſto mehr tat ſie mir leid; je länger ich daſtand, deſto mehr.

Wehe mir, wehe meinem guten Herzen! Ich kann mit meinem Herzen nie fertig werden. Und dabei war ich immer noch verdrießlich und wußte, daß ſie an allem ſchuld war und alles durchaus verdient hatte, und dennoch tat ſie mir leid.

So ſprang ich denn auf einen Augenblick auf die Straße — unten in unſerm Hauſe befindet ſich nämlich eine Konditorei — und kaufte zehn Stück Sand-

kuchen und kam mit dieſen wieder zurück; ich heizte ſelber den Sſamowar an; ich goß ihr Tee in eine Taſſe und reichte ihr die mit einem Kuchen. Sie nahm die Taſſe aus meiner Hand und nahm auch den Kuchen, ein Stück biß ſie ab, aber das blieb ihr zwiſchen den Zähnen ſtecken. So hielt ſie das Stück im Munde und mußte plötzlich lächeln, lächeln, weißt du, heiter lächeln, und dabei tropften ihr doch die Tränen herab; und zwar liefen ſie nicht wie gewöhnlich, ſondern ſpritzten wie Saft aus einer Zitrone, wenn man ſie drückt.

‚Laß doch,‘ ſagte ich, ‚kränk dich nicht mehr.‘

‚Nein,‘ entgegnete ſie, ‚es macht ja nichts, es macht nichts, es macht nichts . . .‘ und wie ſie mit dieſem: es macht nichts und es macht nichts angefangen hatte — ſo fuhr ſie damit fort, als wüßte ſie überhaupt nichts anderes mehr.

Du lieber Gott! fuhr es mir durch den Kopf, ſollte am Ende ihr Geiſt umnachtet ſein? Ich ſpritzte ſie mit Waſſer an; da wurde ſie ſtiller und immer ſtiller und beruhigte ſich zuguterletzt: ſie ſetzte ſich auf die Bettkante und blieb dort ſitzen. Mich aber, weißt du, mich peinigte derweil das Gewiſſen, weil ich ſie gekränkt hatte. So betete ich denn, und zwar ein Gebet gegen Geiſteszerrüttung, das uns in Mzenſk der Prieſter gelehrt hatte: ‚Dem gütigen Zaren, der gütigen Mutter, der Allerreinſten und Reinen‘, und legte dabei meine Pelerine ab, näherte mich ihr und ſprach: ‚Hör mich an, Lekanida Petrowna! In der Schrift ſteht geſchrieben: laſſet nicht die Sonne über euerm

Zorn untergehen! vergib mir denn meine Dreiſtigkeit; komm, laß uns Frieden ſchließen!‘ — und verneigte mich hierbei vor ihr bis zur Erde und küßte ihr die Hand: bei Gott, das iſt die Wahrheit, ſo wahr, als ich den morgigen Tag erleben will, ich habe ihr die Hand geküßt. Sie aber beugte ſich über mich und ſchmatzte mir einen Kuß auf die Schulter und küßte dann ebenfalls meine Hand, und gleich darauf hielten wir einander ſchon umſchlungen und küßten uns ab.

‚Liebe Freundin,‘ ſagte ich ihr, ‚nicht aus Wut habe ich das getan, und nicht aus Ärgernis, ſondern zu deinem Beſten!‘ ſo redete ich ihr zu und glättete ihr das Köpfchen, ſie jedoch wußte nichts außer dieſen Worten, die ſie ſchnell hinplapperte: ‚Schon gut, ſchon gut; ich danke Ihnen, Domna Platonowna, ich danke Ihnen.‘

‚Und morgen wird er wiederkommen,‘ fügte ich hinzu.

‚Macht nichts!‘ ſagte ſie, ‚was macht es! ſehr gut, mag er nur kommen.‘

Ich ſtreichelte ihr aufs neue das Köpfchen, ſtrich ihr die Haare hinter den Öhrchen zurecht, ſie aber ſaß derweilen ſtumm da und hielt die Augen ſtarr auf das Lämpchen gerichtet. Still brannte das Lämpchen vor dem Heiligenbilde, von den Ikonen ſtrahlte der Schimmer bis zu ihr hin, und da ſah ich, daß ſie plötzlich ſchnell die Lippen zu bewegen begann, in einem fort bewegte ſie ſie.

‚Was machſt du da, Seelchen,‘ fragte ich, ‚beteſt du vielleicht zu Gott?‘

‚Nein,‘ ſagte ſie, ‚das mache ich nur ſo, Domna Platonowna.‘

‚Ich dachte, du beteſt,‘ ſagte ich, ‚wenn du aber nur mit dir ſelber ſprichſt, ſo muß ich dir ſagen, meine Liebe, daß das nichts taugt. Mit ſich ſelber ſprechen tun höchſtens die Verrückten.‘

‚Ach,‘ erwiderte ſie, ‚ich glaube, Domna Platonowna,‘ ſagte ſie, ‚ich glaube ſchon faſt ſelber, daß ich verrückt geworden bin. Was habe ich nur im Sinn! was will ich tun!‘ rief ſie plötzlich und ſchlug ſich mit ganzer Kraft vor die Bruſt.

‚Was tun?‘ ſagte ich. ‚Offenbar iſt dir dieſer ſchwere Weg vorherbeſtimmt.‘

‚Wie könnte das möglich ſein,‘ ſagte ſie, ‚daß mir dieſer Weg vorherbeſtimmt iſt? Ich war doch ein ehrliches Mädchen! ich war eine ehrliche Frau! Mein Gott! mein Gott! wo hältſt Du Dich verborgen? Wo nur, wo biſt Du, mein Gott?‘

‚Es ſteht geſchrieben,‘ ſagte ich, ‚daß noch niemand auf dieſer Welt Gott erblickt hat.‘

‚Und wo ſeid denn ihr, ihr mitleidigen und guten Chriſten? Wo ſind ſie? wo?‘

‚Nun hier,‘ ſagte ich, ‚hier ſind doch auch Chriſten.‘

‚Wo?‘

‚Was heißt das, wo? Ganz Rußland iſt voller Chriſten, und wir beide ſind doch auch Chriſtinnen.‘

‚Ja, ja,‘ ſagte ſie, ‚auch wir ſind Chriſtinnen…‘ Aber ich ſah, daß ſie, als ſie dieſe Worte ausgeſprochen hatte, plötzlich einen ſchrecklichen Ausdruck im Geſicht bekam. Es war faſt ſo, als ſpräche ſie mit einem Unſichtbaren.

‚Pfui,‘ rief ich, ‚biſt du am Ende tatſächlich verrückt geworden? warum erſchreckſt du mich ſo? wie unterſtehſt du dich, über deinen Schöpfer zu murren?‘

Meine Worte bewirkten, daß ſie wieder demütig wurde; ſie begann leiſe zu weinen und ſprach dabei:

‚Aus welchem Grunde nur‘, ſagte ſie, ‚habe ich mir das alles angetan? auf was für Leute habe ich gehört? Sie haben mich mit meinem Mann entzweit, ſie haben mir in den Kopf geſetzt, daß er ein Tyrann und ein Barbar ſei, obwohl es nichts als Lüge war, denn ich war es ja ſelber, ich verächtliche und niedrige Törin, ich habe ſein Leben vergiftet, ſtatt es zu beſänftigen. Menſchen! oh, ihr gemeinen Menſchen! ihr habt mich vom Wege abgebracht; ihr habt mir goldene Berge verſprochen, aber ihr habt mir nichts von den feurigen Strömen geſagt. Und jetzt hat mich mein Mann verſtoßen, er will mich nicht mehr ſehen und lieſt nicht einmal meine Briefe mehr. Morgen aber ſoll ich . . . oh . . .!‘

Sie zitterte am ganzen Körper.

‚Mamachen!‘ rief ſie mit ſchwacher Stimme, ‚Mamachen! Wenn du mich jetzt ſehen könnteſt, mein Seelchen! Wenn du, mein reiner Engel, jetzt aus deinem Grabe auf mich ſchauen würdeſt! Ach, Domna Platonowna, wie hat ſie uns erzogen! Wie gut haben wir gelebt; ſtets gingen wir reinlich gekleidet; alles in unſerem Hauſe war ſo nett; Mama liebte Blumen; zuweilen nahm ſie mich an der Hand, und dann gingen wir zwei ganz weit fort . . . in die Wieſen . . .‘

Während ſie das erzählte, geſchah es mir, daß ich

— du kennſt ja meinen erſtaunlichen Schlaf — beim Zuhören ihrer hübſchen Erinnerungen unverſehens einſchlief.

Na, und ſtell dir mal vor: ich ſchlief alſo; ſo wie ich zu ihr gekommen war, im Rock, ſchlief ich auf ihrem Bettchen ein, aber ich muß dazu ſagen, daß ich meine gehörige Zeit ganz feſt abſchlafe und niemals irgendwelche Träume habe, außer, wenn es ſich vielleicht um einen Diebſtahl handelt; diesmal jedoch ſah ich im Traum immerfort kleine Wäldchen, Lattenzäune und ſie, die Lekanida Petrowna. Und zwar ſah ich ſie als ein kleines Mädchen, ſie war ſehr hübſch: ſie hatte einen blonden Lockenkopf und trug Kränze in der Hand, und ein Hündchen lief ihr nach, ein kleines weißes Hündchen, das machte die ganze Zeit ham-ham, ham-ham auf mich, als ſei es böſe und wolle mich beißen. Ich bückte mich, um ein Stöckchen von der Erde zu nehmen, damit ich das Hündchen verſcheuchen könnte, aber da ragte plötzlich eine Totenhand aus der Erde: und die packte mich genau hier am Knöchel. Ich fuhr auf und ſah, daß ich meine Zeit abgeſchlafen und mir die Hand beim Liegen ungeſchickt gequetſcht hatte. So zog ich mich denn an, betete und trank meinen Tee, ſie jedoch ſchlief immer noch.

‚Es iſt Zeit,‘ ſagte ich, ‚Zeit aufzuſtehen, Lekanida Petrowna; der Tee‘, ſagte ich, ‚ſteht auf dem Tiſch, und ich ſelber muß jetzt gehen, meine Beſte.‘

Sie lag auf dem Bett, ich küßte ſie auf die Stirn, denn, um die Wahrheit zu ſagen, ſie tat mir leid, als wäre ſie meine leibliche Tochter, aber als ich die Woh-

nung verließ, zog ich den Schlüſſel leiſe aus der Türe und legte ihn in meine Taſche.

So, dachte ich, wird das Geſchäft richtig werden.

Ich ging zum General und ſagte ihm: ‚Nun, Exzellenz, jetzt liegt es nicht mehr an mir. Ich habe das Meine getan — gehen Sie ſchleunigſt hin‘, und gab ihm bei den Worten den Schlüſſel.“

„Nun und,“ fragte ich, „es ſcheint mir ausgeſchloſſen, liebe Domna Platonowna, daß hiermit alles zu Ende war?“

Domna Platonowna lachte nur und ſchüttelte den Kopf mit einem Ausdruck, wie wenn ſie ſagen wollte: ‚wie lächerlich ſind doch alle Menſchen auf der weiten Welt.‘

„Ich begab mich mit Abſicht ein wenig ſpäter nach Hauſe; als ich hinkam, ſah ich, daß die Wohnung dunkel war. ‚Lekanida Petrowna!‘ ich rief ſie bei Namen.

Ich hörte, wie ſie ſich auf meinem Bett umdrehte.

‚Schläfſt du?‘ fragte ich, während ich gleichzeitig innerlich von einem ſtummen Lachen geſchüttelt wurde.

‚Nein, ich ſchlafe nicht‘, erwiderte ſie.

‚Warum haſt du dann kein Licht angezündet?‘

‚Was ſoll ich mit dem Licht?‘ fragte ſie.

Ich zündete eine Kerze an, heizte den Samowar an und rief ſie darauf zum Tee.

‚Ich will nicht‘, ſagte ſie und wandte ſich zur Wand.

‚Na, dann ſteh wenigſtens auf‘, ſagte ich, ‚und leg dich auf dein eigenes Bett: ich muß mein Bett machen.‘

Finſter wie ein Wolf erhob ſie ſich. Mit gerunzelter Stirn ſchaute ſie ins Licht und hielt die Hand vor die Augen.

‚Warum‘, fragte ich, ‚verdeckſt du die Augen?‘

‚Es tut mir weh, ins Licht zu ſchauen.‘

Sie ging, und ich hörte, wie ſie ſich ſogleich, ſo wie ſie war, in Kleidern nämlich, aufs Bett warf.

Ich kleidete mich aus und betete, wie es ſich gehört, innerlich aber verzehrte mich eine Neugierde zu erfahren, welche Einzelheiten zwiſchen den beiden in meiner Abweſenheit vorgegangen waren. Den General aufzuſuchen, hatte ich Furcht, denn ich dachte: es kann vielleicht wieder einen Affront gegeben haben; es war deshalb ſogar meine Pflicht, ſie auszufragen, aber das verhinderte ſie irgendwie. Schön, dachte ich, dann will ich es halt mit Liſt aus ihr herausbekommen. So ging ich denn zu ihr in die Kammer und fragte ſie: ‚Sag mal,‘ fragte ich, ‚war niemand in meiner Abweſenheit hier, Lekanida Petrowna?‘

Sie ſchwieg.

‚Was ſoll denn das,‘ ſagte ich, ‚daß du nicht einmal antworten magſt?‘

Da erwiderte ſie zornig: ‚Sie haben es grade nötig,‘ ſagte ſie, ‚mich auszufragen.‘

‚Was ſoll das heißen,‘ ſagte ich, ‚ich werde dich wohl noch ausfragen dürfen? Ich bin hier die Hausfrau.‘

‚Denn‘, fuhr jene fort, ‚Sie wiſſen auch ohne Fragen alles ſehr gut‘; dies letztere aber ſprach ſie ſchon in einem völlig anderen Tone.

Na, da habe ich allerdings die ganze Sache verſtanden.

Sie ſeufzte nur; derweil ich mich hinlegte und am Einſchlafen war, ſeufzte ſie die ganze Zeit über.“

„Wie,“ fragte ich, „und ſollte das ſchon das Ende ſein, Domna Platonowna?“

„Dies, mein Herrchen, iſt nur das Ende des erſten Aktes.“

„Und was geſchah denn im zweiten Akte?“

„Im zweiten geſchah es, daß ſie, die garſtige Perſon, gegen mich aufſtand — ja, das geſchah im zweiten.“

„Wieſo, Domna Platonowna,“ fragte ich, „ich wäre begierig, zu erfahren, wie das geſchehen iſt?“

„Sehr einfach, mein Beſter, es tat ſich ſo, wie ſich alles tut: kaum hat der Menſch Kraft in ſich verſpürt, da wird er auch alsbald zum Schwein.“

„Und kam das ſchnell,“ fragte ich, „daß ſie ſich Ihnen gegenüber ſo veränderte?“

„Das geſchah dortſelbſt. Schon tags darauf wies ſie mir ihre ganze Bockigkeit. Denn tags darauf ſtand ich, wie es meine Gewohnheit war, zu meiner üblichen Stunde auf, heizte den Sſamowar an und ſetzte mich zum Tee neben ihr Bett in der Kammer; ich ſagte: ‚komm doch,‘ ſagte ich, ‚Lekanida Petrowna, waſch dich und bete, denn es iſt Zeit, Tee zu trinken.‘

Ohne ein Wort zu erwidern, ſprang ſie auf, gleichzeitig aber fiel aus ihrer Taſche ein Papier. Ich bückte mich, um das Papier aufzuheben, da ſtürzte ſie plötzlich wie ein Habicht darauf.

‚Rühren Sie es nicht an!‘ ſagte ſie, — und ſchwups! riß ſie es mir aus der Hand.

Ich ſah, daß es eine Hundertrubelnote war.

‚Was ſoll das heißen, Mütterchen,‘ ſagte ich, ‚daß du mich ſo anbrüllſt?‘

‚Ich kann brüllen, wann es mir paßt.‘

‚Beruhige dich,‘ ſagte ich, ‚meine Beſte; ich bin Gott ſei Dank keine Dislenſcha, in meinem Hauſe wird dir niemand dein Eigentum nehmen.‘ Sie hatte kein Wort zur Antwort: und dabei trank ſie meinen Tee und ſah mich nicht einmal an; denke dir an meine Stelle, wen du willſt, und laß ihm ſo etwas zuſtoßen, er wird ſich drüber ärgern. Na ja, trotzdem ließ ich es ihr hingehen, denn ich dachte, ſie iſt immer noch verſtimmt, und konnte es freilich auch merken: ihr Hemd hatte einen breiten Ausſchnitt, und da konnte ich ſehen, weißt du, wie krampfhaft ſich ihre Bruſt hob; ich ſagte dir ſchon: ihr Körper war weiß und roſig, ganz wie Flaum in Atlas, aber damals, weißt du, kam es mir vor, als ſei ihr Körper plötzlich dunkler geworden, über ihre nackten Schultern ging ein Fröſteln nach dem andern, und gleichzeitig ſtieg ihr eine Gänſehaut auf, wie es nur geſchieht, wenn einen vor Froſt ſchauert. Ja, ja, ſo einem verwöhnten Kindchen tut freilich der erſte Schnee weh. Heimlich tat ſie mir ſogar leid, denn damals vermochte ich mir noch nicht vorzuſtellen, wie tückiſch ſie ſein konnte.

Als ich abends heimkam, ſah ich, daß ſie vor der Kerze ſaß und ſich ein neues Hemd nähte, auf dem Tiſch aber lagen drei oder gar vier zugeſchnittene Hemden.

‚Was hat man von dir für das Leinen verlangt?‘ fragte ich.

Da antwortete ſie mir, und zwar leiſe, ganz leiſe: ‚Domna Platonowna,‘ ſagte ſie, ‚ich wollte Sie um das eine bitten: laſſen Sie mich doch, bitte, mit Ihren Geſprächen in Ruhe.‘

Und dabei war ihre Miene ſo ruhig, als ſei ſie ganz und gar nicht ärgerlich. Na, dachte ich, Mütterchen, wenn du ſo biſt, dann kannſt du mich auch anders kennen lernen.

‚Lekanida Petrowna,, ſagte ich da zu ihr, ‚in meinem eigenen Hauſe bin ich die Hausfrau und kann ſprechen, was ich will; ſollten dir aber meine Geſpräche unangenehm ſein,‘ ſagte ich, ‚dann iſt es dir vielleicht gefällig, dich wo anders hin zu begeben.‘

‚Beunruhigen Sie ſich nicht,‘ ſagte ſie, ‚das werde ich auch tun.‘

‚Vorher aber,‘ ſagte ich, ‚wird es wohl notwendig ſein, abzurechnen: anſtändige Menſchen gehen nicht voneinander, bevor ſie nicht abgerechnet haben.‘

‚Beunruhigen Sie ſich auch deswegen nicht.‘

‚Ich beunruhige mich gar nicht‘, ſagte ich und machte ihr darauf meine Rechnung, für anderthalb Monate Wohnung zehn Rubel, für das, was ſie gegeſſen und getrunken fünfzehn Rubel, ‚für Tee,‘ ſagte ich, ‚nehmen wir drei Rubel an; der Wäſcherin wiederum drei Rubel, macht einunddreißig Rubel,‘ ſagte ich. Die Kerzen hatte ich dabei vergeſſen und auch, daß ich ſie zweimal zur Badeſtube mitgenommen, das hatte ich auch vergeſſen.

‚Sehr ſchön,‘ entgegnete ſie, ‚Sie werden alles bekommen.‘

Als ich tags darauf am Abend nach Hauſe kam, fand ich ſie wiederum damit beſchäftigt, ein Hemd zu nähen, an der Wand aber hing am Nagel ein Cape, ein ſchwarzes, vortreffliches Atlascape, wattiert und mit Futter aus Gros de Naples. Da ſtieg es mir auf, weißt du, weil ſie doch alles das nur durch mich, nur durch meinen Eifer erhalten hatte, und dazu hinter meinem Rücken, als wollte ſie es vor mir geheim halten.

‚Wäre es nicht beſſer geweſen,‘ ſagte ich, ‚mit dem Capes noch ein wenig zu warten und lieber vorher die Schulden zu zahlen?“

Allein kaum hatte ich das geſagt, da fuhr ſogleich ihr weißes Händchen in die Taſche, zog von dort etwas hervor und übergab es mir. Es war ein Papier, und darin lagen genau einunddreißig Rubel eingewickelt.

Ich nahm das Geld und ſagte: ‚Ich danke Ihnen vielmals,‘ ſagte ich, ‚Lekanida Petrowna.‘ Das ‚Sie‘, weißt du, das ſagte ich ihr ſchon mit Abſicht.

‚Nichts zu danken,‘ entgegnete ſie und ſah mich nicht an, ſondern hielt die Augen feſt auf ihre Arbeit gerichtet; ſo nähte ſie in einem zu, die Nadel flog nur ſo.

Wart du mir nur, dachte ich, du grünes Schlängelchen; protz nur nicht zu ſehr damit, daß du mich bezahlt haſt. ‚Lekanida Petrowna,‘ ſprach ich zu ihr, ‚Sie haben mir meine Auslagen erſtattet, aber wieviel belieben Sie nun, mir für meine Mühe zu geben?‘

‚Für welche Mühe?‘ fragte ſie.

‚Wie ſoll ich Ihnen‘, ſagte ich, ‚das erklären? Ich meine, Sie werden es wohl ſelber wiſſen.‘

Sie aber nähte weiter, mit dem Fingerhut glättete ſie die Naht und ſagte, ohne die Augen zu mir aufzuſchlagen: ‚Mögen jene‘, ſagte ſie, ‚Ihnen die Liebesmüh bezahlen, die Nutzen davon hatten.‘

‚Aber Sie ſelber‘, ſagte ich, ‚hatten doch den größten Nutzen davon.‘

‚Nein,‘ ſagte ſie, ‚ich brauchte es nicht. Tun Sie mir doch im übrigen den Gefallen und laſſen Sie mich in Ruhe.‘

Was ſagt man zu ſo einer Frechheit! Aber ich ließ ihr auch das noch hingehen. Ließ es ihr hingehen und ließ ſie allein und ſprach und ſprach nicht mehr mit ihr.

Kaum war es Morgen geworden und Zeit, Tee zu trinken, da ſah ich, wie ſie ſich zum Aufbrechen rüſtete; das Hemd, das ſie nachts fertiggenäht, hatte ſie angezogen, die zugeſchnittenen Hemden aber in ein Bündel verſchnürt; ſie bückte ſich und zog unter dem Bett eine Schachtel hervor und nahm aus dieſer ein Hütchen ... Ein wunderſchönes Hütchen ... Ganz in ihrem Geſchmack ... Das ſetzte ſie auf und ſprach: „Leben Sie wohl, Domna Platonowna.‘

Da tat ſie mir wiederum leid, als wäre ſie meine leibliche Tochter: ‚Halt,‘ ſagte ich ihr, ‚halt, willſt du nicht vorher Tee trinken?‘

‚Beſten Dank,‘ erwiderte ſie, ‚ich werde zu Hauſe Tee trinken.‘

Verſtehſt du, was das heißen ſollte, dieſes zu

Hauſe! Aber Gott mit ihr, ich tat auch jetzt noch ſo, als hätte ich es nicht verſtanden.

‚Und wo wirſt du denn wohnen?‘ fragte ich.

‚Auf der Wladimirskaja im Tarchowſchen Hauſe.‘

‚Kenne ich,‘ ſagte ich, ‚ein vortreffliches Haus, freilich ſind die Hausknechte große Taugenichtſe.‘

‚Die Hausknechte‘, ſagte ſie, ‚gehen mich nichts an.‘

‚Verſteht ſich,‘ ſagte ich, ‚verſteht ſich, liebe Freundin! Da haſt du dir wohl ein Zimmerchen gemietet?‘

‚Nein,‘ entgegnete ſie, ‚ich habe eine Wohnung genommen und eine Köchin dazu.‘

Schau mir einer das an!

‚Ach, du Schlaukopf!‘ ſagte ich, ‚Schlaukopf!‘ und drohte ihr dabei im Scherz, weißt du, mit dem Finger. ‚Warum haſt du mich denn betrogen,‘ ſagte ich, ‚und ſo getan, als wollteſt du zu deinem Mann fahren?‘

‚Glauben Sie wirklich,‘ fragte ſie, ‚daß ich Sie betrogen habe?‘

‚Wie ſollte ich das nicht glauben?‘ antwortete ich. ‚Wenn du wirklich die Abſicht gehabt hätteſt zu reiſen, würdeſt du doch keine Wohnung genommen haben.‘

‚Ach, Domna Platonowna, wie Sie mir leid tun! Sie verſtehen auch rein gar nichts.‘

‚Na, na,‘ gab ich ihr zurück, ‚mach mir nur nichts vor, mein Seelchen! Ich ſehe ja ſchon, daß du das Ding ſehr geſchickt gedeichſelt haſt.‘

‚Was ſchwatzen Sie da!‘ rief ſie. ‚Haben denn ſo gemeine Frauenzimmer wie ich das Recht, zu ihren Männern zu fahren?‘

‚Nun, mein Mütterchen!‘ entgegnete ich, ‚warum ſagſt du das und willſt dich gemeiner hinſtellen als du biſt! Es gibt welche, die fünfmal gemeiner als du ſind, und dennoch mit ihren Männern leben.‘

Als ich das ſagte, ſtand ſie ſchon auf der Schwelle, plötzlich aber mußte ſie lächeln und ſagte: ‚Nein, verzeihen Sie ſchon, Domna Platonowna, ich war im Ernſt auf Sie böſe, doch jetzt ſehe ich, daß man Ihnen nicht böſe ſein kann, weil Sie durch und durch dumm ſind.‘

Und das ſtatt eines Abſchiedes! wie gefällt dir das? — Schon gut, dachte ich, nachdem ſie gegangen, dumm oder nicht dumm, aber ſicher klüger als du, denn was ich mit dir, mit der Klugen und Gebildeten, im Sinne hatte, das habe ich auch ausgeführt.

So ging ſie denn aus meiner Wohnung, nicht gerade mit Zank, aber mit wenig Zufriedenheit. Lange Zeit bekam ich ſie nicht mehr zu Geſicht, es mag wohl über ein Jahr lang geweſen ſein. Während dieſes Jahres hatte mir der liebe Herrgott mancherlei Arbeit zugewieſen: vier Kaufleute mußte ich verheiraten; eine Oberſtentochter wollte unter die Haube gebracht werden; einen Hofrat verehelichte ich mit einer Witwe aus dem Kaufmannsſtande, na, und ſo kam eins zum andern, und außerdem hatte man mir aus meinem Heimatsort friſche Ware geſchickt — mit einem Wort, die Zeit verging. Ein ſonderbarer Vorfall paſſierte mir allerdings: ich kam nämlich während der Zeit einmal ins Haus jenes ſelben Generals, mit dem ich die Lekanidka bekannt gemacht hatte: ich ging zu ſeiner

Schwiegertochter. Mit ſeinem Sohn war ich nämlich ſchon lange bekannt: er war ganz nach dem Vater geſchlagen. Ich ging alſo zur Schwiegertochter, denn dieſe hatte mir eine Spitzenmantille zum Verkaufen geben wollen, aber ich traf ſie nicht an: man ſagte mir, ſie ſei nach Woroneſch zum gottgefälligen Mitrofanij gereiſt.

Ich überlegte, daß ich eigentlich nach guter alter Sitte den gnädigen Herrn aufſuchen könnte.

Ich ging durch die Hintertür, von der Dienerſchaft war niemand zu ſehen. Leiſe tappte ich weiter, erſt durch ein Zimmer und dann durchs andere, plötzlich aber hörte ich, was ſagſt du dazu, Lekanidkas Stimme: ‚Mein Liebſter!‘ ſagte ſie, ‚wie liebe ich dich; du biſt mein einziges Glück auf der Welt!‘

Ausgezeichnet, mußte ich da denken, ſowohl mit dem Väterchen als auch mit dem Söhnchen hat meine Lekanida Petrowna Romänchen; ſelber aber begab ich mich, tripp-trapp leiſe auf dem gleichen Wege hinaus. Ich brachte darauf nach und nach in Erfahrung, wie ſie eigentlich mit jenem, dem jungen, bekannt geworden ſei, und dabei kam heraus, daß die Frau des jungen ſich ihrer erbarmt und ſie heimlich aufgeſucht hatte, denn, weißt du, ſie hatte ihr leid getan, da ſie ſie für eine gebildete und gute Dame hielt; jene aber, die Lekanidka nämlich, die hat ihr dafür einen ſchönen Dank bereitet, ganz wie mir. Schon recht, macht nichts, was geht es mich an; ich wußte es und ſchwieg; ich unterſtützte dadurch ſogar ihre Sünde, weil ich dort, wo ich es hätte anzeigen ſollen, mit keiner Miene ver-

riet, daß ich irgend etwas wüßte. Und wiederum verging auf dieſe Weiſe faſt ein Jahr. Lekanidka war damals bereits in die Kirpitſchnyjgaſſe umgezogen. Es war in der vierten Woche der großen Faſten, und ich ſchickte mich gerade an, mich zum Abendmahl vorzubereiten, da ging ich eines Tages durch die Kirpitſchnyjgaſſe, ſchaute das Haus an und überlegte: es iſt gar nicht recht, daß Lekanida Petrowna und ich ſchon ſo lange in Streit leben: und da ich demnächſt zum Tiſch des Herrn gehen will, wäre es ſicher gut, wenn ich mich zuvor mit ihr ausſöhnte! So begab ich mich denn hinein. Der Vorraum in ihrer Wohnung war ſo, wie man ihn ſich ſchöner gar nicht denken konnte. Und erſt die Zofe — ein Fräulein ganz und gar.

‚Melden Sie doch bitte,‘ ſagte ich, ‚mein kluges Kind, die Spitzenhändlerin Domna Platonowna ſei gekommen.‘

Sie ging hinein, kam heraus und ſagte: ‚Treten Sie ein.‘

Ich folgte ihr in den Salon; da war alles ebenſo vornehm, auf dem Diwan aber ſaß ſie, jene ſelbe Lekanida, und neben ihr die Schwiegertochter des Generals: beide beim Kaffee. Lekanidka empfing mich, als wäre nichts geſchehen, als hätte ſie mich geſtern zum letztenmal geſehen.

So gab denn auch ich mich mit aller Einfalt: ‚Prächtig‘, ſagte ich, ‚haſt du dich eingerichtet, mein Seelchen; wolle Gott es dir noch immer beſſer geben.‘

Sie aber begann mit der andern plötzlich franzöſiſch

zu plappern. Von der Redensart verſtehe ich freilich kein Wort. So ſaß ich denn da wie eine Närrin, glotzte das Zimmer an und mußte ſchließlich gähnen.

‚Ach,‘ ſagte Lekanidka ſchließlich, ‚wollen Sie nicht vielleicht Kaffee, Domna Platonowna?‘

‚Warum nicht,‘ ſagte ich, ‚ein Schälchen hätte ich gern.‘

Sie klingelte ſogleich mit einem ſilbernen Glöckchen und rief ihrer Zofe zu: ‚Daſcha,‘ ſagte ſie, ‚geben Sie doch Domna Platonowna Kaffee.‘

Ich Gans begriff damals nicht gleich, was dieſes ‚Geben Sie‘ bedeuten ſollte; zehn Minuten darauf trat die Daſcha wiederum ins Zimmer und meldete, der Kaffee wäre fertig.

‚Schon recht‘, entgegnete ihr Lekanidka und wandte ſich darauf zu mir: ‚Domna Platonowna,‘ ſagte ſie, ‚gehen Sie doch mit ihr, ſie wird Ihnen Kaffee geben.‘

Na, aber da bin ich dir ſchön explodiert! Auf den Fußboden ſchmeißen wollte ich ſie am liebſten, doch ich hielt mich zurück. Ich ſtand nur auf und ſagte: ‚Nein, Lekanida Petrowna, ich danke Ihnen ergebenſt für Ihre Bewirtung. Bin ich auch nur ein armes Weib,‘ ſagte ich, ‚ſo habe ich doch meinen eignen Kaffee.‘

‚Worüber‘, ſagte ſie, ‚haben Sie ſich nur geärgert?‘

Da ſagte ich es ihr direkt ins Geſicht: ‚Daß Sie mit mir vormals mein Brot und Salz gegeſſen, mich aber jetzt zu Ihrer Zofe ſchicken wollen, das iſt freilich ſehr kränkend für mich.‘

‚Meine Daſcha‘, ſagte ſie, ‚iſt ein ehrliches Mädchen; ihre Geſellſchaft kann Sie nicht beleidigen,‘ das ſagte ſie, mir aber war dabei, als ſähe ich ſie verſteckt lächeln.

Ach, du Schlange, dachte ich, ich habe dich an meinem Buſen erwärmt, du aber willſt mir jetzt ans Leben! So ſagte ich denn: ‚Ich will dieſes Mädchens Ehre keineswegs antaſten, aber es gehört ſich nicht,‘ ſagte ich, ‚daß Sie, Lekanida Petrowna, mich mit Ihren Dienſtboten an einen Tiſch ſetzen wollen.‘

‚Wieſo,‘ fragte ſie, ‚wieſo, Domna Platonowna, ſchickt ſich das für mich nicht?‘

‚Deswegen,‘ ſagte ich, ‚weil du dich daran erinnern ſollteſt, Mütterchen, wer du warſt, und überlegen ſollteſt, wer du biſt und wem du das alles zu verdanken haſt.‘

‚Ich weiß ſehr gut,‘ ſagte ſie, ‚daß ich eine anſtändige Frau war und jetzt ein Luder bin und daß ich das Ihrer Güte zu verdanken habe, Domna Platonowna.‘

‚So iſt es,‘ entgegnete ich, ‚du ſprichſt die volle Wahrheit, denn du biſt wirklich ein Luder. Und das ſage ich dir in deinem eigenen Hauſe ohne die geringſte Furcht, ich ſage es dir direkt ins Geſicht, daß du ein Luder biſt. Ein Luder warſt du, und ein Luder biſt du, und ich habe dich keineswegs zum Luder gemacht.‘

Und nahm mit dieſen Worten meine Taſche auf.

‚Lebe wohl,‘ ſagte ich, ‚du große Dame!‘

Aber da ſprang dieſer Krepierling auf, die ſchwindſüchtige Schwiegertochter des Generals, und rief: ‚Wie

wagen Sie es,‘ ſagte ſie, ‚Lekanida Petrowna zu beleidigen!‘

‚Ich wage es halt,‘ ſagte ich.

‚Lekanida Petrowna iſt viel zu gut‘, ſagte ſie, ‚und ich geſtatte nicht, ſie in meiner Gegenwart zu beleidigen: ſie iſt meine Freundin.‘

‚Eine ſchöne Freundin!‘

Aber da ſprang auch ſchon Lekanida auf und ſchrie: ‚Hinaus‘, rief ſie, ‚du abſcheuliches Frauenzimmer!‘

‚Ah!‘ ſagte ich, ‚ich abſcheuliches Frauenzimmer! Ich bin abſcheulich, aber ich habe keine Romänchen mit fremden Männern. Wie immer ich auch ſei, das habe ich noch nicht getan, daß ich ſowohl das Väterchen als auch das Söhnchen mit meinen ſogenannten Reizen gekirrt habe! Da haben Sie, meine Dame,‘ ſagte ich, ‚Ihre Freundin, ja, ja, ſie iſt ganz und gar Ihre Freundin.‘

‚Sie lügen!‘ rief jene. ‚Ich glaube Ihnen nicht, Sie ſagen das nur, weil Sie auf Lekanida Petrowna wütend ſind.‘

‚Nun, dann will ich, wenn ich ſchon wütend ſein ſoll,‘ ſagte ich, ‚auch noch weiter erzählen; zürne mir nicht, Lekanida Petrowna, denn jetzt,‘ ſagte ich, ‚jetzt werde ich dich zu Boden ſchmeißen,‘ und erzählte bei der Gelegenheit alles, was ich damals gehört hatte, und wie Lekanidka mit dem Mann von jener gezwitſchert hatte, das ſchüttete ich vor ihnen alles auf den Tiſch aus und begab mich darauf fort.“

„Und,“ ſagte ich, „was weiter, Domna Platonowna?“

„Der Alte gab ihr nach dieſem Skandal natürlich den Laufpaß.“

„Und der Junge?“

„Mit dem Jungen, das war ja ohnehin kein ſo gutes Geſchäft für ſie! Mit dem Jungen hatte ſie doch nur eine Liebſchaft, ſozuſagen puramur. Zu komiſch, wenn man ſo überlegt, nichts als Pack und kann dennoch ohne Liebe nicht auskommen. Die alte Geſchichte! Wie wäre ein Kommiſſar ohne Hoſen denkbar! Jetzt freilich, jetzt muß ſie ohne Liebe auskommen.“

„Woher wiſſen Sie,“ fragte ich, „daß ſie jetzt ohne Liebe auskommt?“

„Wie ſollte ich das nicht wiſſen! Sie muß wohl ohne auskommen, da ſie doch jetzt ſo lebt, daß heute ein Fürſt und morgen ein Graf zu ihr kommen; heute ein Engländer, morgen ein Italiener oder ein Spanier. Na, das iſt doch nicht aus Liebe, ſondern nur des Geldes wegen. Sie treibt ſich in den Geſchäften herum und fährt auf dem Newskij in einem eleganten Wägelchen mit echten Trabern . . .“

„Und ſind Sie ihr ſeit jener Zeit nicht mehr begegnet?“

„Nein. Ich habe zwar keine Wut auf ſie, aber ich gehe nicht mehr zu ihr. Gott mit ihr! Heuer im Herbſt freilich, da wollte ich, es war auf der Morskaja, gerade von einer Dame fort, als ſie die Treppe hinaufging. Ich machte ihr Platz und ſagte, ‚Guten Tag, Lekanida Petrowna!‘, ſie aber wurde plötzlich ganz grün im Geſicht, bückte ſich zu mir, ſo daß ihr Geſicht

das meine faſt berührte, und ſagte mir mit der allerfreundlichſten Miene: ‚Guten Tag, abſcheuliches Frauenzimmer!‘“

Das war mir zuviel, ich mußte lachen.

Bei Gott! Sie ſagte ‚Guten Tag, abſcheuliches Frauenzimmer!‘ Eigentlich wollte ich ihr entgegnen: wirf lieber mit dem abſcheulich nicht ſo viel herum, Mütterchen, denn du biſt ſelber ein abſcheuliches Menſch, aber ich verkniff es mir, denn hinter ihr ſtand ein Lakai mit einem großen Schirm in der Hand, und darum dachte ich nur insgeheim: Du kannſt mich mal!

4

Seit jener Zeit, da Domna Platonowna mir das Schickſal der Lekanida Petrowna erzählt hatte, waren fünf Jahre vergangen. Während dieſer fünf Jahre war ich aus Petersburg fortgereiſt und wieder dahin zurückgekehrt, um aufs neue ſein nie verſtummendes Donnern zu hören, die blaſſen, bekümmerten und gedrückten Geſichter zu ſehen, den Geſtank ſeiner Ausdünſtung zu atmen und vom quälenden Eindruck ſeiner ſchwindſüchtigen weißen Nächte verſtimmt zu werden — Domna Platonowna aber war immer noch die gleiche. Sie fand mich überall zufällig auf, begrüßte mich ſtets mit Freundſchaftsküſſen und Umarmungen und hatte immer über die böſen und liſtigen Schliche des menſchlichen Geſchlechtes zu jammern, das ausgerechnet ſie, Domna Platonowna, zu ſeinem Lieblingsopfer und ewigen Spielwerk auserſehen hatte. Während dieſer fünf Jahre erzählte mir Domna Platonowna eine

große Menge von Geſchichten, in denen ſie ſtets für ihre Tugend und ihre Bemühungen um die Not der Menſchheit beleidigt und gekränkt wurde und leiden mußte.

Sehr verſchiedenartig, ſonderbar und reichhaltig waren ſie, die intereſſanten und einfachen Erzählungen meiner gütigen Domna Platonowna. Sie erzählte mir viel von verſchiedenen Hochzeiten, Todesfällen, Erblaſſungen, Diebſtählen und Betrügereien, viel von all den geheimen oder offen zutagetretenden Laſtern, viel von den verſchiedenen Petersburger Myſterien und viel von Euch, von Euren belehrenden Irrfahrten, Ihr teuren Landsmänninnen der Lekanida Petrowna, viel von Euch, die Ihr von der freien Wolga, aus den weiten Steppen Sſaratows, von der ſtillen Oka und aus der goldenen geſegneten Ukraine Eure friſchen und geſunden Leiber hierher tragt, Eure verwegenen und argloſen Herzen, Eure närriſch-kühnen Hoffnungen auf das Schickſal, auf den Zufall und auf Eure eigenen von niemand hier benötigten Kräfte und Beſtrebungen.

Doch kehren wir zu unſerer Freundin Domna Platonowna zurück. Nachſichtiger Leſer, wer immer Sie ſeien, es möge Sie nicht kränken, daß ich Domna Platonowna als unſere gemeinſame Freundin bezeichnet habe. Da ich in jedem meiner Leſer eine und ſei es auch die unbedeutendſte Kenntnis Shakeſpeares vorausſetze, ſo bitte ich ihn, ſich an den Ausdruck Hamlets zu erinnern: Behandelt jeden Menſchen nach Verdienſt, und wer iſt vor Schlägen ſicher? (Hamlet II, 2.) Ja, es iſt ſchwer, in das Allerheiligſte eines Menſchen einzudringen!

So hielten wir denn, Domna Platonowna und ich, gute Freundſchaft. Sie beſuchte mich häufig, hatte es ſtets eilig in Geſchäften und konnte dennoch ſtundenlang auf dem gleichen Platz ſitzen bleiben. Ich war auch zwei- oder dreimal in Domna Platonownas Wohnung und ſah die Kammer, die Lekanida Petrowna bis zu ihrem Akt des Verzichtes als Zuflucht gedient hatte, und ſah auch die Konditorei, in der Domna Platonowna die Sandkuchen gekauft hatte, um jene damit zu füttern und aufzumuntern; ich ſah endlich bei ihr auch zwei friſchimportierte junge ‚Dämchen‘, die nach Petersburg gekommen waren, ihr Glück zu machen, und jetzt bei Domna Platonowna auf ‚Lekanidkas Platz‘ ſaßen; niemals jedoch gelang es mir, aus Domna Platonowna herauszuholen, auf welchen Wegen ſie zu ihrer jetzigen Lage und zu ihren originellen Überzeugungen gekommen war, denn nach wie vor war ſie von ihrem eignen abſoluten Recht überzeugt und ebenſo von der allgemeinen Beſtrebung ihrer Mitmenſchen, einen jeden zu betrügen. Und dabei hätte ich doch ſo gern wiſſen wollen, wie es vormals in Domna Platonowna ausgeſehen hatte, bevor ſie zu der ſtändigen Redensart gekommen war: ‚Oho-ho, nein, mein Väterchen, tu mir die Liebe und ſtreit nicht mit mir; denn das weiß ich beſſer als du.‘

Zu gern hätte ich wiſſen wollen, wie die geſegnete Kaufmannsfamilie an der Suſcha beſchaffen war, darin (das heißt, in der Familie) dieſe runde Domna Platonowna herangewachſen war, und bei der Gebet, Faſten, eigne Keuſchheit, mit der ſie prahlte, und Mit-

gefühl für Menſchen ſich mit kuppleriſchen Lügen und artiſtiſcher Liebe zur Hervorbringung kurzfriſtiger Ehen, die nicht aus Neigung, ſondern aus Geldgründen geſchloſſen wurden, und ähnliche Dinge mehr ſich miteinander verbanden.

Wie war das möglich, mußte ich häufig denken, daß ſo viel Verſchiedenartiges in ein und demſelben verfetteten Herzen hauſen konnte und ſich mit ſo erſtaunlicher Harmonie zueinander fügte, ſo daß gleichzeitig das eine Gefühl ihr die Hand aufhob, mit der ſie der weinenden Lekanida Petrowna ſechs Ohrfeigen ins Geſicht ſchlug, während das andere Gefühl ihre Beine in Bewegung ſetzte, für ſie Sandkuchen zu holen; wie war es nur möglich, daß das gleiche Herz bei dem Traumgeſicht, wie Lekanida Petrowna ſauber von ihrer Mutter erzogen wurde, zuſammenzuckte und gleich darauf keinen unruhigen Schlag tat, als ſie den feiſten Eber aufforderte, zu eilen, dieſe ſelbe Lekanida Petrowna möglichſt ſchnell zu beſudeln, der ſie ſogar noch die Möglichkeit genommen hatte, ihren Körper abzuſchließen!

Ich begriff ja, daß Domna Platonowna nicht aus geſchäftlichen Gründen hinter dieſen Dingen her war, ſondern ſie auf Petersburgiſch auffaßte, nämlich als unumſtößliches Geſetz, daß eine Frau ſich nicht aus der Not herausarbeiten könnte, es ſei denn auf Koſten ihres eigenen Falles. Trotzdem freilich, wer biſt du eigentlich, Domna Platonowna? Wer hat dir all dieſes eingeprägt und dich auf dieſen Weg gebracht? Doch bei all ihrer Geſchwätzigkeit konnte Domna Pla-

tonowna es nicht leiden, wenn man ihre Vergangenheit berührte.

Allein völlig unverhofft trat ſchließlich eines Tages dennoch der Fall ein, daß mir Domna Platonowna ganz ohne mein Zutun und völlig unerwartet erzählte, wie einfältig ſie einſt geweſen und wie ‚jene‘ ſie in die Schule genommen und ſchließlich dazu gebracht, daß ſie keinem mehr auch nur das Schwarze unter dem Nagel glaubte. Lieber Leſer, erwarten Sie jetzt nicht, daß dieſe Erzählung Domna Platonownas irgend etwas Einheitliches brächte. Sie wird ſogar kaum imſtande ſein, jemand den Prozeß der geiſtigen Entwicklung dieſer Petersburgerin klar zu machen. Ich teile Ihnen die fernere Erzählung Domna Platonownas mit, um Sie ein wenig zu beluſtigen und Ihnen vielleicht Gelegenheit zu geben, noch einmal über die ſtumpfe, aber furchtbare Macht der ‚Petersburger Verhältniſſe‘ nachzudenken, die nicht nur ſolche und ähnliche Domna Platonownas entſtehen läßt und zur Entfaltung bringt, ſondern gleichzeitig in ihre Hände auch jene Lekanidas gibt, die ins Waſſer rennen, ohne die Furt zu kennen, die Lekanidas, für die unter den gegebenen Umſtänden Domna zu einem unbarmherzigen Tyrannen wird, während ſie ſich doch auf jedem anderen Platz vor ihnen als Paria oder höchſtens als Spaßmacherin fühlen würde.

5

Zu jener Zeit lag ich in Petersburg krank; ich wohnte im Stadtteil Kolomna, und meine Wohnung war nach

den Worten Domna Platonownas ‚irgendwie beſonders'. Sie beſtand aus zwei geräumigen Zimmern in einem alten Holzhauſe und gehörte einer kleinen hölzernen Kaufmannsfrau, die ganz vor kurzem ihren ehrenwerten Gatten beerdigt und ſich in ihrer Witwenſchaft dem Wucher ergeben hatte; ihr früheres Schlafgemach aber mitſamt dem dreiſchläfrigen Bett und das an das Schlafzimmer anſtoßende Beſuchszimmer mit dem rieſengroßen Heiligenſchrein, vor dem täglich der Verſtorbene gebetet hatte, vermietete ſie.

Im ſogenannten Salon ſtand ein Diwan mit einem Bezug aus echtem ruſſiſchen Leder; ein runder Tiſch mit einem verblichenen Bezug aus violettem Plüſch und völlig farblos gewordenen Seidenfranſen; eine Tiſchuhr mit einem kupfernen Mohren; ein Ofen mit einer Hautereliefſigur in der Niſche; ein länglicher Spiegel aus ſehr gutem Glaſe mit einer bronzenen Harfe auf dem oberen Teil des Rahmens. An den Wänden hingen ein Ölgemälde des verſtorbenen Kaiſers Alexander I., neben dieſem, hinter Glas, in ſchweren goldenen Rahmen Lithographien, die vier Szenen aus dem Leben der Genoveva darſtellten, ferner der Kaiſer Napoleon in Infanterieuniform und derſelbe Kaiſer Napoleon in Kavallerieuniform, außerdem irgendein Bergesgipfel, ein Hund, der auf ſeiner Hundehütte ſchwamm, und das Porträt eines Kaufmanns mit der Medaille auf dem Annenbändchen. In der entfernteſten Ecke ragte ein hoher dreiſtöckiger Heiligenſchrein, in welchem ſich drei große Ikonen mit nachgedunkelten Geſichtern befanden, die ſtreng aus ihren glänzen-

den vergoldeten Beſchlägen herausſchauten: vor dem Heiligenſchrein war ein Lämpchen, das ſtets ſorgfältig von meiner frommen Hausfrau angezündet wurde, unter dem Heiligenſchrein aber befand ſich ein Schränkchen mit halbrunden Türen und bronzenen Beſchlägen. Das Ganze mutete einen an, als läge es nicht in Petersburg, ſondern als befände es ſich irgendwo tief im Moskauiſchen, oder meinetwegen in der Stadt Mzenſk ſelber. Noch Mzenſkiſcher war mein Schlafgemach; es kam mir ſogar häufig ſo vor, als ſei das dreiſchläfrige Bett, in deſſen Flaumpfühlen ich verſank, gar kein Bett, ſondern die Stadt Mzenſk ſelber, die ſich inkognito in Petersburg aufhielte. Denn ſobald ich in ſeinen Flaumwellen untertauchte, legte ſich ſofort eine ſchlafbefördernde mohngetränkte Decke über meine Augen und verbarg das geſamte Petersburg mit ſeiner ſich die Zeit vertreibenden Langeweile und ſeinem gelangweilten Zeitvertreib. Und hier in dieſer beruhigenden mzenſkiſchen Umgebung hatte ich wiederum Gelegenheit, mit Domna Platonowna zur Genüge plaudern zu können.

Ich hatte mich erkältet und vom Arzt die Anweiſung erhalten, im Bett zu bleiben.

So lag ich denn einmal um die zwölfte Stunde eines graufarbenen Märztages bereits geneſend und der Lektüre müde im Bett und dachte, es wäre nicht übel, wenn jetzt irgendein Beſuch käme. Doch noch hatte ich den Gedanken nicht zu Ende gedacht, da war es, als ſollte ſich mein Wunſch erfüllen: meine Saaltüre kreiſchte, und gleich darauf ertönte Domna

Platonownas luſtige Stimme: „Du haſt es aber hier ſchön! und die Heiligenbilder und das Leuchten vor dem Segen Gottes — ſehr, ſehr ſchön haſt du es!“

„Mütterchen,“ fragte ich, „ſind Sie es, Domna Platonowna?“

„Wer ſollte es wohl anders ſein, mein Lieber,“ entgegnete ſie, „wenn nicht ich?“

Wir begrüßten einander.

„Nehmen Sie Platz!“ bat ich Domna Platonowna.

Sie ſetzte ſich auf einen Seſſel, der meinem Bett gegenüberſtand, und legte die Hände und das weiße Tuch auf ihre Kniee.

„Was fehlt dir?“ fragte ſie.

„Ich habe mich erkältet.“

„Gegenwärtig höre ich viele über den Leib klagen.“

„Nein,“ ſagte ich, „über meinen Leib kann ich nicht klagen.“

„Na, wenn du über den Leib nicht klagen kannſt, dann wird es ſchon vorübergehen. Du haſt diesmal eine ſehr ſchöne Wohnung.“

„Es geht,“ ſagte ich.

„Eine vortreffliche Wohnung. Die Hausfrau, Ljubowj Petrowna, kenne ich ſchon lange. Eine ausgezeichnete Frau. Früher war ſie allerdings verdorben und hatte eine kreiſchende Stimme, aber das ſcheint vorübergegangen zu ſein.“

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete ich, „ich kann eigentlich nicht ſagen, daß ſie ſchreit.“

„Ach, wenn du wüßteſt, mein Lieber, was ich für

einen Kummer habe!“ warf Domna Platonowna mit der allerkläglichſten Stimme hin.

„Was denn, Domna Platonowna?“

„Ach Freundchen, einen Kummer, einen ſo großen Kummer, daß ... es iſt ſchrecklich, das kann man wohl ſagen, der Kummer ſowohl als auch das Unglück, alles zuſammen. Schau doch nur, ſchau, worin ich heuer meine Waren tragen muß.“

Ich beugte mich übers Bett vor und ſah auf dem Tiſchchen Domna Platonownas Spitzen in einem ſchwarzen ſeidenen Tüchlein mit weißen Rändern liegen.

„Sind Sie etwa in Trauer?“ fragte ich.

„Ach, mein Lieber, freilich in Trauer und noch dazu in was für einer!“

„Und wo iſt denn Ihre Taſche?“

„Das iſt es ja, um die Taſche trauere ich ja. Verloren gegangen iſt ſie, meine Taſche.“

„Wie das,“ fragte ich, „wieſo verloren?“

„Einfach verloren gegangen, mein Lieber, ſo ſehr verloren, daß ich auch heute noch, wenn ich mich daran erinnere, ſprechen muß: ‚Herr,‘ muß ich ſprechen, ‚bin ich denn wirklich ſolch eine Sünderin, daß Du mich ſo heimſucheſt?‘ Und ſchau mal, wie wunderbar ſich das alles zugetragen hat: ich hatte ein Traumgeſicht; mir träumte, es käme zu mir ein Prieſter und brächte mir einen Topfkuchen, weißt du, wie man ihn bei uns zu Hauſe aus Weizengrütze bäckt. ‚Da,‘ ſagte er, ‚da, Dienerin Gottes, haſt du einen Topfkuchen.‘ ‚Väterchen,‘ entgegnete ich, ‚wozu mir einen Topfkuchen?‘ Na, du kannſt es jetzt ſehen, wozu er mir

gegeben wurde, der Topfkuchen nämlich — er kündigte den Verluſt an.“

„Wie kam denn das, Domna Platonowna?“

„Ja, mein Freund, es war ſehr erſtaunlich. Du kennſt doch die Koſcheverowa, die Kaufmannsfrau?“

„Nein, die kenne ich nicht.“

„Wenn du ſie nicht kennſt, ſo laß es auch in Zukunft bleiben. Wir ſind Freundinnen, das heißt, in Wirklichkeit nicht ſo ganz Freundinnen, denn ſie iſt ein durchtriebenes Frauenzimmer und eigentlich ſogar recht gemein, na, weißt du, wir ſind halt miteinander bekannt, ſo wie ich etwa mit dir bekannt bin. Die beſuchte ich einmal zu meinem Unglück am Abend und blieb ſitzen. Sie redete mir immer zu — ach, daß ſie doch der und jener hole — ‚bleib noch,‘ ſagte ſie, ‚und bleib noch, Domna Platonowna.‘ Vor lauter Fett und Nichtstun litt ſie immer darunter, daß ihr Mann nicht eiferſüchtig auf ſie ſei, aber wie ſollte er ſchon eiferſüchtig ſein, wenn doch ihre Freſſe einfach abſcheuerregend war und ihre Zunge rieſengroß wie bei einem Papagei. Man erzählt, ſie hätte einmal Zahnweh gehabt und der Arzt hätte ihr geraten, einen mediziniſchen Blutegel an den Zahn anzuſetzen, der Feldſcherjunge aber hatte ihr den Blutegel an die Zunge angeſetzt, und ſo hatte ſie denn ſeit der Zeit an der Zunge eine Geſchwulſt. Am gleichen Abend, muß ich hinzufügen, hatte ich außerdem noch ein Geſchäft: ich mußte in ein Haus an den Fünf Ecken zu einem Kaufmann, der heiraten wollte; ſie aber, die Koſcheverowa, ließ und ließ mich nicht fort.

‚Bleib doch noch,‘ ſagte ſie, ‚wir trinken noch ein Kiewer Likörchen, und außerdem wird Faddej Sſemjonowitſch bald vom Abendgottesdienſt heimkehren,‘ ſagte ſie, ‚dann werden wir Tee trinken: wozu die große Eile?‘

‚Nein,‘ entgegnete ich, ‚ich muß mich ſogar ſehr beeilen.‘

Trotzdem aber blieb ich aus purer Dummheit da, und nach und nach verhundertteufelte es ſich in meinem Kopfe von all den Schnäpschen, Likörchen und Aufgüßchen, mit denen ich mich vollgegoſſen hatte.

‚Warwara Petrowna,‘ ſagte ich zu ihr, ‚du mußt ſchon verzeihen und hab vielen Dank für deine Bewirtung, aber mehr trinken kann ich nicht.‘

Doch ſie beſtand darauf und bewirtete mich weiter, obwohl ich immer wieder ſagte: ‚Es wäre beſſer, Mütterchen, du bewirteteſt mich nicht mehr. Ich kenne mein Quantum und werde um nichts in der Welt mehr weitertrinken.‘

‚Wart doch wenigſtens auf meinen Hausgenoſſen,‘ ſagte ſie.

‚Auch auf den Hausgenoſſen,‘ ſagte ich, ‚mag ich nicht länger warten.‘

Ich beſtand auf meiner Abſicht, ‚ich gehe,‘ ſagte ich, ‚ich gehe und damit baſta.‘ Denn, weißt du, ich fühlte ja ſchon, daß in meinem Kopf ein Hexenſabbat war. So kam ich denn endlich, mein Lieber, zum Tor hinaus, bog in die Raſjesſchaja ein und überlegte, ob ich nicht eine Droſchke nehmen ſollte. Eine hielt auch grade an der Ecke, da fragte ich den

Kutſcher: ‚Was, mein Lieber, nimmſt du bis zur Erſcheinungskirche?‘

‚Fünfzehn Kopeken.‘

‚Na hör mal,‘ erwiderte ich ihm: ‚Fünfzehn?! einen Fünfer!‘

Und ging derweilen ſelber auf der Raſjesſchaja weiter. Es war recht hell; die Laternen brannten und ebenſo die Gasflammen in den Fenſtern der Magazine; ich werde wohl auch noch zu Fuß hinkommen, überlegte ich, wenn du, Barbar, dich für dieſe kleine Entfernung nicht mit einem Fünfer begnügſt.

Plötzlich aber ſchoß vor mir die Figur eines Herrn auf. Im Überzieher, mit Mütze und Gummiſchuhen, mit einem Wort, ein Herr. Allein wieſo er ſo plötzlich vor mir aufgeſchoſſen iſt, du könnteſt mich totſchlagen, ich würde es nicht ſagen können.

‚Sagen Sie mal,‘ ſagte er, ‚meine Gnädigſte‘ (und dabei nannte er mich noch Gnädigſte, der Schuft), ‚ſagen Sie, meine Gnädigſte, wo mag hier die Wladimirſtraße ſein?‘

‚Wenn Sie jetzt geradeaus gehen, mein Herr,‘ entgegnete ich, ‚kommt gleich rechts eine Querſtraße ...‘ allein kaum hatte ich das geſagt und den Arm erhoben, weißt du, um es ihm zu zeigen, da griff er bereits nach meiner Taſche.

‚Eins und vier,‘ ſagte er, ‚macht einundvierzig, wer uns fangen will, der irrt ſich,‘ und ſchon war er auf und davon.

‚Ach du Barbar!‘ ſagte ich, ‚ach du Gauner!‘ Denn ich hielt das Ganze immer noch für einen Spaß.

Allein kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, da bemerkte ich auch ſchon, daß meine Taſche fort war.

‚Väterchen!‘ ſchrie ich, was meine Gurgel nur herhalten wollte. ‚Väterchen!‘ ſchrie ich, ‚Hilfe! haltet ihn, den Barbaren! fangt ihn, den Böſewicht!‘ Und lief dabei hinter ihm her, weißt du, ſtieß überall an, packte die Leute an den Händen und ſchleppte ſie mit: ‚Helft mir, bitte, verteidigt mich: ein Barbar hat ſoeben meine Taſche fortgeſchleppt!‘ Ich lief und lief, aber meine Beinchen verſagten mir den Dienſt, und von ihm, dem Böſewicht, war ſchon längſt keine Spur mehr zu ſehen. Es iſt freilich wahr, wie ſoll denn ich, ich Kürbis, einen ſolchen dürren Hund einholen! So drehte ich mich zu den Leuten um und ſchrie: ‚Ihr Barbaren! und ihr haltet noch Maulaffen feil! ihr ſeid wohl alle ungetauft, was?‘ Und lief von neuem, lief immer weiter und blieb ſchließlich wieder ſtehen. Blieb ſtehen und heulte. Und heulte laut wie eine ausgemachte Närrin. Saß auf einem Pfoſten und heulte. Ringsum ſammelten ſich Menſchen an und meinten offenbar, ich ſei betrunken.

‚Ach, ihr Barbaren,‘ ſagte ich, ‚ihr Barbaren! Selber ſeid ihr betrunken, mir aber hat man ſoeben meine Taſche aus der Hand geriſſen.‘

Ein Schutzmann kam heran. ‚Komm,‘ ſagte er, ‚Tantchen, komm mit aufs Revier.‘

Der Schutzmann brachte mich ins Revier, ich aber fing aufs neue zu heulen an.

Da kam der Revieraufſeher zur Tür herein und ſagte: ‚Was lärmſt du hier, Frau?‘

‚Erbarmen Sie ſich,‘ ſagte ich, ‚Euer Hochwohlgeboren, man hat mich doch ſoeben beſtohlen.‘

‚Eine Schrift aufſetzen,‘ ſagte er.

Sie wurde aufgeſetzt.

‚Jetzt geh mit Gott,‘ ſagte er.

Ich ging.

Tags darauf kam ich wieder. ‚Nun,‘ ſagte ich, ‚was macht meine Taſche, Euer Wohlgeboren?‘

‚Geh,‘ ſagte er, ‚ſchick deine Papiere und wart's ab.‘

So wartete ich denn und wartete; eines Tages wurde ich ſchließlich zur Polizei beſtellt. Man führte mich in ein großes Zimmer, in dem eine Menge ſolcher Taſchen lag. Der Polizeimajor, ein höflicher Mann war es, und hübſch war er auch, ſagte, ‚ſchauen Sie, ob Sie Ihre Taſche finden.‘

Ich ſchaute, aber meine Taſche war nicht da.

‚Nein,‘ ſagte ich, ‚Euer Hochwohlgeboren, hier iſt meine Taſche nicht.‘

‚Man ſtelle ihr einen Schein aus,‘ befahl er.

‚Euer Hochwohlgeboren,‘ fragte ich, ‚darf ich fragen, was auf dem Schein ſtehen wird?‘

‚Es wird darauf ſtehen,‘ ſagte er, ‚daß man Sie beſtohlen hat, Mütterchen.‘

‚Und was, Euer Hochwohlgeboren,‘ fragte ich weiter, ‚kann mir der Schein nützen?‘

‚Ja, Mütterchen, was ſoll ich denn noch für Sie tun?‘

Man gab mir alſo den Schein, daß ich wirklich beſtohlen worden ſei, und ſagte mir, ich ſolle mich an die Polizeiverwaltung wenden. So ging ich denn neulich in die Polizeiverwaltung und gab den Schein ab;

ſogleich kam auch ein Beamter, der Oberſtenuniform trug und mich in ein Zimmer führte, in dem eine unendliche Menge von Taſchen lag.

‚Sieh ſie dir an,‘ ſagte er.

‚Ich ſehe, Euer Hochwohlgeboren; meine Taſche iſt aber nicht dabei.‘

‚Na, dann warten Sie,‘ ſagte er, ‚der General wird Ihnen gleich einen Schein unterſchreiben.‘

So ſaß ich denn und wartete und wartete, und wartete und wartete; endlich kam der General: man gab ihm meinen Schein, und er unterſchrieb.

‚Was haben denn der General auf meinem Schein unterſchrieben?‘ fragte ich den Beamten.

‚Er hat unterſchrieben,‘ antwortete der, ‚daß man Sie beſtohlen hat.‘

Na, und das Papier trage ich jetzt immer mit mir herum.“

„Domna Platonowna,“ ſagte ich, „heben Sie es gut auf.“

„Als ob ſich die Taſche je wiederfinden wird.“

„Der Menſch denkt, Gott lenkt.“

„Was du nicht ſagſt, der Menſch denkt, Gott lenkt! Wenn ich das gedacht hätte, ſo wäre ich doch bei der Koſcheworowa über Nacht geblieben.“

„Wenn Sie wenigſtens“, ſagte ich, „nicht ſo ſparſam geweſen wären und dem Kutſcher mehr geboten hätten.“

„Sprich mir nicht erſt vom Kutſcher; die Kutſcher ſind die gleichen Gauner. All dieſe Schufte ſind ja miteinander im heimlichen Einverſtändnis.“

„Woher!“ ſagte ich, „wie ſollten die zu einem heim-

lichen Einverſtändnis kommen? Als ob es ihrer ſo wenige gäbe?“

„Streit nicht mit mir! alle dieſe Gaunereien kenne ich ſehr genau.“

Bei dieſen Worten hob Domna Platonowna ihre kräftig geballte Fauſt und betrachtete ſie mit einem gewiſſen Stolz.

„Als ich vor Zeiten noch dumm war, da hat ein Kutſcher mir noch viel ſchlimmer mitgeſpielt,“ ſagte ſie dann, den Arm ſenkend. „Mit einem Umſchmiß hat mich der Schuft gefahren und außerdem noch ausgeplündert.“

„Wie das,“ fragte ich, „mit einem Umſchmiß?“

„Allerdings, mit einem Umſchmiß, und damit baſta: ich mußte einmal im Winter einer Dame eine Spitzenmantille auf die Petersburger-Seite ins Kadettenkorps bringen. Klein war die Gnädigſte und von zarter Natur, aber wenn ſie zu feilſchen anfing und dabei ins Kreiſchen kam — na, ich ſage dir, die reine Primadonna. Als ich von ihr fortging, von dieſer Gnädigen nämlich, da dunkelte es ſchon. Du weißt ja, im Winter dunkelt es früher. Ich eilte, ſo ſehr ich konnte, um den Proſpekt möglichſt ſchnell zu erreichen, da bog ein Kutſcher um die Ecke, ein haariger Bauer. ‚Ich‘, ſagte er, ‚verlange nicht viel für eine Fahrt.‘

Ich ſchlug ihm fünfzehn Kopeken bis zur Erſcheinungskirche vor.“

„Aber wie iſt das denkbar,“ unterbrach ich ſie, „wie kann man ſo wenig für die lange Strecke geben, Domna Platonowna!“

„Du ſiehſt ja, daß es möglich war. — ‚Wir wollen den nächſten Weg fahren,‘ ſagte er. — Schon recht! — Ich ſetzte mich in den Schlitten; damals beſaß ich noch keine Taſche, ſondern trug alles wie jetzt in einem Bündel. Der Satan von einem Kutſcher fuhr mich nun den nächſten Weg, er kam irgendwo hinter der Feſtung auf die Newa hinaus, und nun ging es immer übers Eis, immer übers Eis weiter, plötzlich aber dicht vor dem Ufer und gerade gegenüber der Litejnaja ſauſte er mit mir in ein ausgefahrenes Loch. Weißt du, da war mir, als ob mir jemand von unten auf mein Hinterteil — bums! — einen Tritt verſetzt hätte — und ich flog hinaus. . . . Ich flog auf die eine Seite, mein Bündel aber, das flog Gott weiß wohin. Pudelnaß ſtand ich wieder auf, denn in den Rinnen ſtand ſchon Waſſer. ‚Barbar,‘ ſchrie ich jenen ſofort an, ‚du, Barbar, was haſt du mir angetan?‘ Jener aber entgegnete: ‚Na, das iſt doch der nächſte Weg, hier geht es nicht ohne Umſchmiß.‘ ‚Wie,‘ ich zu ihm, ‚du Tyrann, wieſo geht es nicht ohne Umſchmiß? Wie unterſtehſt du dich, ſo zu fahren?‘ Er aber, der Schuft, antwortete nur: ‚Hier, Kaufmannsfrau, muß man immer mit einem Umſchmiß rechnen; ich habe ja auch nur darum‘, ſagte er, ‚fünfzehn Kopeken genommen, um den näheren Weg fahren zu dürfen.‘

Hatte es wohl Zweck, mit dem Scheuſal noch zu reden!? Ich trocknete mich und ſah mich dabei in einem fort um, denn ich ſchaute nach meinem Bündel aus, da wir beide bei dem Umſchmiß ganz und gar von einander getrennt worden waren. Plötzlich ſtand unver-

ſehens ein Offizier oder ſo was wie ein Ziviliſt mit einem großen Schnurrbart vor mir: ‚Ach du, Taugenichts!‘ ſagte er, ‚du Schuft! du fährſt eine korpulente Dame und biſt dennoch ſo unvorſichtig?‘ und ging dabei auf den Kutſcher los und droſch ihm nur ſo die Freſſe voll.

‚Setzen Sie ſich nur,‘ ſagte er, ‚ſetzen Sie ſich, meine Gnädigſte, ich mache die Pelzdecke ſchon feſt.‘

‚Aber mein Bündel,‘ ſagte ich, ‚lieber Herr, ich habe mein Bündel fallen laſſen, als dieſes Scheuſal mich hinausſchüttelte.‘

‚Da haben Sie‘, ſagte er, ‚Ihr Bündel,‘ und reichte es mir.

‚Vorwärts, Schweinehund,‘ ſchrie er dem Kutſcher zu, ‚und gib mir jetzt beſſer acht! Sie aber, Gnädigſte,‘ fügte er hinzu, ‚wenn er Sie wieder hinauswerfen ſollte, dann hauen Sie ihm doch ohne weitere Umſchweife direkt in die Freſſe.‘

‚Wie können Frauen‘, entgegnete ich, ‚je mit ſolchen Wallachen zurecht kommen.‘

So fuhren wir denn weiter.

Aber, weißt du, wir waren kaum auf die Gagarinſkaja hinausgekommen, da ſah ich, wie mein Kutſcher heimlich vor ſich hinlachte.

‚Was ſoll das, du geſcheiter Burſche, warum fletſchſt du deine Zähne?‘

‚Nur deshalb,‘ ſagte er, ‚weil ich neulich einen Juden hier um billiges Geld gefahren habe; wenn ich dran denke, kann ich mich nicht halten.‘

‚Was gibt es da zu lachen?‘ fragte ich.

‚Wie ſoll ich denn nicht lachen,‘ ſagte er, ‚wenn er doch mit der Freſſe direkt in die Pfütze fiel und dann aufſprang und immerzu uj-uj ſchrie und ſich ſo komiſch drehte.‘

‚Warum,‘ fragte ich, ‚ujte er denn ſo?‘

‚Das ſcheint in ihrer Religion zu liegen,‘ meinte jener.

Na, da mußte ich ebenfalls lachen.

Nämlich, wenn ich an den Juden dachte und wie er dalag und immerfort: uj-uj ſchrie, da konnte ich mich auch nicht länger halten.

‚Na, das iſt mir doch‘, ſagte ich, ‚eine komiſche Religion.‘

So kamen wir denn vor meinem Hauſe an, ich ſtieg aus und ſagte: ‚Obwohl es eigentlich am Platze wäre,‘ ſagte ich, ‚dich, Unhold, zu beſtrafen und dir zum mindeſtens einen Fünfer abzuziehen, will ich dennoch Gnade für Recht ergehen laſſen, und da haſt du alſo deinen Fünfzehner.‘

‚Aber ich bitte Sie, Gnädigſte,‘ ſagte er, ‚ich bin doch ganz und gar unſchuldig daran; auf dieſem nächſten Wege geht es eben nicht ohne Umſchmiß; und was hat es Ihnen,‘ ſagte er, ‚Mütterchen ſchon groß gemacht: wachſen werden Sie davon.‘

‚Ach, du Nichtsnutz,‘ antwortete ich darauf, ‚du Nichtsnutz! Zu ſchade,‘ ſagte ich, ‚daß der Herr von vorhin dir nicht noch viel mehr ins Genick gegeben hat.‘

Er jedoch entgegnete: ‚Gib nur acht,‘ ſagte er, ‚Euer Wohlgeboren, und verlier nicht, was er dir

ſelber ins Genick gegeben hat,' und rief, nachdem er dies geſagt, ſeinem Pferde ‚hüh' zu und fuhr fort.

Nach Hauſe gekommen, bekümmerte ich mich zuerſt um den Sſamowar und wandte mich dann erſt meinem Bündel zu, denn ich hatte Angſt, daß vielleicht meine Waren naß geworden ſein könnten; kaum aber hatte ich das Bündel geöffnet, da erſtarrte ich zu Stein. Ganz ſtarr ſtand ich da, ſage ich dir, ganz und gar ſtarr. Und wenn ich nur den Kopf hätte aufrichten können, aber es ging nicht; und wenn ich nur einen Schritt hätte machen können — unmöglich."

„Ja, was lag denn darin, Domna Platonowna?"

„Was? ich ſchäme mich zu ſagen, was: nichts als Schweinerei."

„Was denn für Schweinerei?"

„Na, man weiß doch, was es für Gemeinheiten gibt: ausgezogene Hoſen — die lagen darin."

„Wie konnte das zugehen," ſagte ich, „daß ſo was in ihr Bündel kam?"

„Ja, da muß man freilich ſtaunen, wie das zugehen konnte. Am meiſten hat mich dabei der Umſtand gewundert, wie er es möglich gemacht hat, ſie auf der Newa auszuziehen und in ein Bündel zu verſchnüren. Ich ſchaute und wollte meinen Augen nicht trauen. So lief ich denn ins Polizeirevier und ſchrie: ‚Väterchen, nicht mein Bündel.'

‚Wiſſen wir ſchon,' ſagten jene, ‚das ſagen alle; erzähl es mit Verſtand.'

So erzählte ich es ihnen denn.

Man brachte mich zur Detektivpolizei. Dort erzählte ich es von neuem. Der Detektiv lachte nur.

‚Wahrſcheinlich‘, ſagte er, ‚kam der Gauner aus der Badeſtube.‘

‚Der Teufel ſoll wiſſen, von wo er herkam, aber wie hat er es nur fertig gebracht, mir in der Dunkelheit das Bündel unterzuſchieben?‘“

„In der Dunkelheit“, ſagte ich, „iſt das nicht ſo ſchwierig, Domna Platonowna.“

„Nein, das meinte ich auch gar nicht, ſondern dachte jetzt an den Kutſcher, denn der hatte doch zu mir geſagt, verlier nicht, hatte er geſagt, was jener dir ins Genick gegeben hat! Ja, das kann man freilich ins Genick gegeben nennen, und nun verſtand ich auch, warum er dieſe Worte geſagt hatte.“

„Sie hätten eben,“ ſagte ich, „ſchon als ſie ſich in den Schlitten ſetzten, nachſchauen müſſen, was in dem Bündel war.“

„Mein Lieber, man kann ſchauen, wieviel man will, wenn einer betrogen werden ſoll, ſo wird er betrogen.“

„Nun, nun,“ ſagte ich, „das iſt eine kühne Behauptung . . .“

„Oh-ho-ho! Nein, tu mir den Gefallen, und ſtreit nicht: jene ſind imſtande, dich vor deinen eignen Augen hereinzulegen. Ich kann dir ſo einen Fall erzählen, wie man unſerein vor ſeinen eignen Augen anführt. Bald nachdem ich aus meiner Heimat hierher gekommen war, mußte ich einmal über den Apraxin gehen. Damals war es dort noch furchtbar eng, nicht ſo wie

jetzt nach dem Brande — jetzt iſt es einfach bezaubernd ſchön, damals aber war es ein entſetzlicher Schweineſtall. So ging ich denn ganz ſtill für mich hin. Plötzlich ſchoß vor mir ein Burſche auf, er war recht hübſch anzuſchauen: ‚kauf doch,‘ ſagte er, ‚Tantchen, das Hemd da.‘ In ſeinen Händen hielt er ein leinenes Hemdchen, ganz neu war es und das Leinen von ausgezeichneter Qualität, keineswegs billiger als ſechzig Kopeken der Arſchin.

‚Was willſt du dafür?‘ fragte ich.

‚Zwei und einen halben.‘

‚Und wieviel‘, fragte ich, ‚läßt du von der Hälfte nach?‘

‚Von welcher Hälfte?‘

‚Von welcher du willſt,‘ ſagte ich, ‚das iſt mir gleich.‘ Denn ich wußte doch, daß man beim Handeln immer nur die Hälfte bieten muß.

‚Nein,‘ ſagte er, ‚ich ſehe, Tantchen, daß du keine Käuferin für gute Sachen biſt,‘ und riß mir das Hemd aus der Hand, weißt du.

‚Gib her,‘ ſagte ich, denn ich ſah doch, daß es ein vortreffliches Hemd war und drei Rubel unter Brüdern wert.

‚Einen Rubel gebe ich dafür,‘ ſagte ich.

‚Laß das Hemd, Madam!‘ ſagte er, riß es mir aus der Hand, verbarg es unterm Arm und ſchaute ſich um. Na ja, da ſieht man's ja, dachte ich, es iſt geſtohlenes Gut; das dachte ich und ging weiter; plötzlich aber ſprang er wieder aus der Menge hervor: ‚Tantchen,‘ ſagte er, ‚gib das Geld her. Gott mit

dir; es ſteht offenbar geſchrieben, daß du das Hemd haben ſollſt.‘

Ich drückte ihm einen Papierrubel in die Hand, er aber ſteckte mir das verknüllte Hemd zu.

‚Jetzt gehört es dir, Tantchen,‘ ſagte er und war in einem Nu verſchwunden.

Ich tat meinen Beutel zurück in die Taſche und wickelte meinen Einkauf aus ſeiner Hülle, aber da fiel plötzlich etwas zu meinen Füßen nieder. Es war ein alter Baſtwiſch, wie man ihn in Möbeln findet. Da ich damals die Petersburger Verhältniſſe noch nicht ſo genau kannte, wunderte ich mich. — Was mochte das nur ſein? und ſah dann auf meine Hände — in meinen Händen hielt ich einen Fetzen! Vom gleichen Leinen war er, wie das Hemd, der Fetzen, doch höchſtens einen halben Arſchin lang. Die Wallachbande der Kommis aber gröhlte nur ſo vor Lachen: ‚komm zu uns,‘ ſchnatterten ſie, ‚Tantchen, nur hierher; wir führen dies und führen das und auch für dumme Weiber was.‘ Und einer näherte ſich mir ſogar: ‚wir haben,‘ ſagte er, ‚Tantchen, für Euer Gnaden ein wundervolles getragenes Leichenhemd.‘ Ich tat, als hörte ich das alles nicht, und dachte mir nur: hol euch doch der und jener. Aber ich ſage dir, ganz ſchwach war mir dabei in den Beinen; ich hatte es mit der Angſt zu tun bekommen: wo war nur der Fetzen ſo plötzlich her? Erſt war es ein Hemd und nun nur noch ein Fetzen. Ach ja, mein Lieber, die ſetzen dir durch, was ſie im Kopf haben. Kannteſt du nicht den Oberſten Jegupow?“

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Wie kann man den nicht kennen! ſo ein ſchöner Mann mit einem Bäuchlein: ein vortreffliches Mannsbild. Im Kriege wurden neun Pferde unter ihm getötet, er aber blieb am Leben: ſelbſt in den Zeitungen hat was darüber geſtanden.“

„Trotzdem kenne ich ihn nicht, Domna Platonowna.“

„Alſo was uns beiden, ihm und mir, einer von dieſen Barbaren angetan hat! Ich ſage dir, das iſt ein Roman, ein Roman, wie es wenige gibt, höchſtens, daß man auf dem Theater ſo was noch zu ſehen bekommt.“

„Mütterchen,“ ſagte ich, „foltern Sie mich nicht länger, ſondern erzählen Sie!“

„Ja wahrhaftig, es lohnt ſich, dieſe Geſchichte zu erzählen. Wie heißt es nur gleich? ... es gibt hier einen Landmeſſer ... Kumowejew heißt er, glaube ich, oder Makawejew, er wohnte in der ſiebenten Rotte des Jsmailowproſpektes.“

„Gott mit ihm.“

„Gott mit ihm? Oh nein, nicht Gott mit ihm, ſondern eher der Teufel mit ihm, denn das dürfte beſſer paſſen.“

„Ich ſagte es nur im Hinblick auf ſeinen Namen.“

„Soſo, vom Namen — das könnte noch hingehen; der Name war nicht ſchlecht, es war ein einfacher Name, aber was ihn ſelber anbetrifft, ſo war er der erſte Gauner in unſerer Hauptſtadt. Der plagte mich immer: ‚verheirat mich doch und verheirat mich, Domna Platonowna!‘

‚Schon recht,‘ ſagte ich, ‚ich will dich verheiraten;

warum', ſagte ich, ‚ſollte ich dich nicht verheiraten? ſchön, ich will dich verheiraten.'

Das Vieh ſah recht anſehnlich aus, er hatte ein weißes Geſicht und ein feſtes hübſches Schnurrbärtchen.

Ich ſchickte mich an, ſeinen Wunſch zu erfüllen; ich gab mir große Mühe, ich ging hin und her und fand endlich eine Braut aus dem Kaufmannsſtande für ihn; die Eltern wohnten im eignen Hauſe, und das Mädel war ordentlich, voll und roſig; die Naſe nur, die hatte ganz vorn einen kleinen Fehler, aber der machte nicht viel aus, er kam von den Skroſeln her. Dieſe ſuchte ich alſo auf und nahm den Gauner mit, und die Sache ging wie geſchmiert. Von da ab gab ich natürlich ſehr acht auf ihn, wie man es beſſer gar nicht wünſchen konnte, denn in ſolchen Fällen muß man ſtändig auf der Hut ſein, und außerdem war mir auch ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß er ſich ſchon einmal zuvor mit einem Mädchen aus dem Kaufmannsſtande verlobt und den Eltern zweihundert Silberrubel zur Equipierung abgeknöpft hätte, wogegen er ein ſchriftliches Eheverſprechen geben mußte, aber dieſes Schriftſtück ſei voller Tücke geweſen, und man hätte ihm nachher nichts anhaben können. Da ich alſo dergleichen von dieſem Menſchen bereits wußte, behielt ich ihn ſcharf im Auge und rückte ihm immer wieder auf die Bude. So kam ich denn eines Tages zu ihm, mein Lieber; du mußt wiſſen, er wohnte nämlich in zwei Zimmern: in einem hatte er ſein Schlafgemach, das andere war ſo was in der Art eines

Salons. Ich kam herein und ſah, daß die Tür aus dem kleinen Saal zum Schlafzimmer verſchloſſen war, im Zimmer aber ſaß ein Herr vor dem Fenſter, der, wie mir ſchien, von der Reiſe gekommen war; denn über die Schulter hing ihm der Riemen einer Patronentaſche, und er rauchte eine Pfeife. Und dieſer Herr war der nämliche Oberſt, weißt du, der Oberſt Jegupow.

‚Sollte am Ende,‘ ſagte ich, und wandte mich dabei zu ihm, ‚ſollte am Ende der Hausherr nicht zu Hauſe ſein?‘

Er aber, er ſchüttelte bei dieſen Worten nur finſter den Kopf und erwiderte kein Wort, ſo daß ich nicht herausbekommen konnte, ob der Landmeſſer zu Hauſe war oder nicht.

Ich überlegte derweilen, daß bei jenem vielleicht ein Dämchen ſein könnte, denn war er auch im Begriff zu heiraten, ſo doch immerhin. Ich ſetzte mich alſo und ſaß. Aber weißt du, es iſt nicht ſchön, ſo dazuſitzen und zu ſchweigen, denn der andere, der auch da ſitzt, könnte denken, daß man gar nicht zu reden verſteht.

‚Das Wetter‘, ſagte ich, ‚iſt heuer ganz ungemein ausgezeichnet.‘

Jener aber, jener ſtarrte mich, als ich dieſe Worte geſprochen hatte, plötzlich an und donnerte dabei dumpf, als käme es aus einer Tonne: ‚Was‘, ſagte er, „ſagſt du da?‘

‚Das Wetter‘, wiederholte ich, ‚iſt wirklich ſehr angenehm.‘

‚Quatſch nicht,‘ ſagte er, ‚ſehr ſtaubig.‘

Staubig war es allerdings, aber ich mußte dennoch denken, weißt du, denken mußte ich: was biſt denn du für einer? Von was für Leuten kommſt denn du her, daß du ſo zornig brüllſt?

‚Sie ſind wohl‘, ſo redete ich ihn wiederum an, ‚ein Verwandter von Stepan Matwejewitſch, oder ſind Sie vielleicht nur ein Freund, oder ein Bekannter?‘

‚Freund,‘ entgegnete er.

‚Ein vortrefflicher Menſch‘, ſagte ich, ‚iſt Stepan Matwejewitſch.‘

‚Gauner von der erſten Sorte,‘ ſagte er.

Als er das ſagte, ging es mir durch den Kopf, daß Stepan Matwejewitſch wahrſcheinlich nicht zu Hauſe ſei.

‚Belieben Sie ihn ſchon lange zu kennen?‘

‚Ich kannte ihn‘, ſagte er, ‚ſchon, als das Frauenzimmer noch Jungfer war.‘

‚Ja, mein Herr,‘ erwiderte ich, ‚es könnte freilich ſein, daß auch ſeit der Zeit, daß ich ihn kenne, manche Jungfer Frau geworden iſt, aber ich will damit nichts geſagt haben, ich habe nie etwas Schlimmes an ihm bemerkt.‘

Doch da fuhr er mich hochmütig an:

‚Was trägſt du eigentlich unterm Dach mit dir herum?‘ ſagte er, ‚ſicher nichts als Stroh!‘

‚Verzeihen Sie,‘ ſagte ich, ‚mein beſter Herr, dank meinem Schöpfer trage ich auf meinen Schultern immer noch kein Dach, ſondern einen Kopf, und in dieſem iſt kein Stroh, ſondern das gleiche, wie

auch bei jedem andern Menſchen, wie Gott es beſtimmt hat.‘

‚Quatſch nicht!‘ ſagte er.

Du biſt ein Bauer, dachte ich insgeheim, und wirſt dein Leben lang ein Bauer bleiben.

Er aber fragte mich da mit einem Male: ‚Biſt du eigentlich auch mit ſeinem Bruder‘, fragte er, ‚bekannt, mit Maxim Matwejewitſch?‘

‚Den kenne ich nicht, mein Herr,‘ entgegnete ich, ‚wen ich nicht kenne, den kenne ich nicht und will auch nicht vortäuſchen, daß ich ihn vielleicht doch kenne.‘

‚Der hier‘, ſagte er darauf, ‚iſt ein Gauner, aber jener iſt noch ſchlimmer. Er iſt nämlich taub.‘

‚Wie das, taub?‘ fragte ich.

‚Na, eben ganz und gar taub,‘ ſagte er. ‚Das eine Ohr iſt taub, im andern hat er die Skrofeln und auf beiden hört er nicht mehr.‘

‚Sagen Sie doch,‘ meinte ich, ‚wie erſtaunlich.‘

‚Da iſt gar nichts Erſtaunliches dabei,‘ ſagte er.

‚Nein, ich meinte nur, weil nämlich der eine Bruder ſo ein hübſcher Kerl iſt, und nun iſt der andere taub.‘

‚Ja eben; und da iſt ganz und gar nichts Erſtaunliches dabei; meiner Schweſter zum Beiſpiel, der ſitzt ein roter Flecken auf der Freſſe, genau wie ein Froſch ſieht er aus, nun, und ſchau mal, habe ich vielleicht etwas derartiges?‘

‚Wahrſcheinlich wird die Frau Mutter,‘ ſagte ich, ‚als ſie in ihrem ehelichen Intereſſe war, ſich über etwas zu erſchrecken geruht haben?‘

‚Das Dienſtmädchen‘, ſagte er, ‚hatte ihr einen Samowar auf den Bauch fallen laſſen.‘

Na, du kannſt dir ja denken, daß ich ihm darauf ſehr höflich mein Beileid ausſprach.

‚Ja, das kommt vor,‘ ſagte ich, ‚daß dieſe Weibsbilder unverſehens ein Unheil anrichten,‘ er aber fing derweilen aufs neue mit mir zu ſprechen an: ‚Wenn du noch keine völlige Gans biſt,‘ ſagte er, ‚ſo wirſt du vielleicht folgendes kapieren: jener, mußt du wiſſen, der taube Bruder von dieſem, iſt ein großer Liebhaber, Pferde zu tauſchen.‘

‚Soſo,‘ ſagte ich.

‚Schön, und da beſchloß ich, ihm das abzugewöhnen, ich tauſchte ihm ein blindes Pferd ein, das ſo blind war, daß es mit der Stirn auf die Zäune ging.‘

‚Soſo,‘ ſagte ich.

‚Einige Zeit darauf aber brauchte ich von ihm einen Stier für meinen Viehhof, ich kaufte ihm den Stier ab und gab ihm auch das Geld dafür; doch was kam dabei heraus? es war gar kein Stier, ſondern ein Ochſe.‘

‚Ach, mein Gott,‘ ſagte ich, ‚welch ein Unglück! Dann war er ja gar nicht zu brauchen.‘

‚Verſteht ſich von ſelber,‘ ſagte er, ‚da er ein Ochſe war, war er nicht zu brauchen. Und nun will ich ihm, dem Tauben, auf folgende Weiſe heimzahlen: ich habe einen auf ſeinen Bruder Stepan Matwejewitſch lautenden Schuldſchein über hundert Rubel in meiner Hand, und die beiden haben kein Geld; na, und nun will ich’s den beiden zeigen.‘

‚Ja ja,‘ ſagte ich, ‚das ſtimmt, jetzt können Sie es ihnen zeigen.‘

‚Und jetzt haſt du es alſo gehört,‘ ſagte er, ‚und merk es dir, daß dieſer Maxim Matwejewitſch eine Kanaille iſt; und was mich betrifft, ſo warte ich jetzt, bis er herauskommt, und ſtecke ihn dann gleich ins Loch.‘

‚Ich kenne ihn freilich nicht genauer,‘ ſagte ich, ‚aber da ich ihn jetzt verheiraten will, ſo liegt es mir fern, über ihn zu läſtern.‘

‚Du verheirateſt ihn!‘ ſchrie er.

‚Ich verheirate ihn.‘

‚Ach, du Gans, du Gans,‘ ſagte er. ‚Weißt du denn nicht, daß er ſchon verheiratet iſt?‘

‚Unmöglich!‘

‚Unmöglich, ſagſt du, und dabei hat er doch ſchon drei Kinder.‘

‚Ach, was Sie nicht ſagen,‘ ſagte ich. Nun, nun, Stepan Matwejewitſch, dachte ich, da hätten Sie ja faſt ein treffliches Späßlein mit mir aufgeführt! laut aber ſagte ich: ‚na,‘ ſagte ich, ‚wenn ich ihn in dem Lichte betrachte,‘ ſagte ich: ‚dann iſt er mir ja ein ſchöner!‘

Jener aber, der Oberſt Jegupow, meinte: ‚Wenn du ſchon jemand verheiraten willſt, dann tuſt du am beſten, wenn du mich ſelber verheirateſt.‘

‚Das kann gemacht werden.‘

‚Weißt du,‘ ſagte er, ‚ich ſage das ohne Spaß und ganz im Ernſt.‘

‚Aber bitte,‘ entgegnete ich, ‚das kann gemacht werden!‘

‚Mir ſcheint, du glaubſt mir nicht recht?‘

‚Aber nein, aber warum denn: wenn ein Menſch einmal in Stimmung iſt, ſich von dem leichtſinnigen Leben loszuſagen, dann iſt das erſte, was er tun ſoll, ein ordentliches Mädchen zu heiraten.‘

‚Oder,‘ ſagte er, ‚meinetwegen auch eine Witwe, freilich nur eine mit Geld.‘

‚Ja, gewiß, oder eine Witwe.‘

So kamen wir denn ins Geſpräch; er gab mir ſeine Adreſſe, und ich begann ihn zu beſuchen. Was habe ich mir nicht alles mit dieſer Natter für Mühe gegeben! Er war ſchreckhaft anzuſehen und ſo phantaſtiſch — niemals konnte er in der gleichen Stimmung bleiben, ſondern empfing den gleichen Menſchen jedesmal nach ſeiner Phantaſie. Ich weiß freilich, daß es Menſchen verſchiedener Art gibt, aber ſolch einen Mann wie dieſen Jegupow, Gott bewahre jede Frau auf der Welt davor. Wenn er ſo daſtand und einen anglotzte, ſtieg ihm das Blut zu Kopfe, und er ſchwoll an wie eine Wanze, dann ſchrie er gewöhnlich: ‚Mit den Beinen nach oben werde ich dich aufhängen, und die Haut werde ich dir abſchinden. Dein Inneres wird dir gleich nach außen hängen!‘ — Wenn man ihn ſo wüten ſah, dachte man wohl: mein Gott, es hat ihm gewiß jemand eine blutige Beleidigung zugefügt — er war jedoch nur deswegen zornig, weil die Kuh ſich nicht auf der rechten Seite gekratzt hatte. Na ſchön, ſo brachte ich ihn denn mit einer Witwe aus dem Kaufmannsſtande zuſammen. Das richtige Gegenſtück zu ihm, ganz als wäre ſie auf Beſtellung gebacken wor-

den, eine ewig ſelige Ruh. Na ſchön, mein beſter Herr, ſie hatten einander angeſchaut, und der Tag der Verlobung war feſtgeſetzt worden.

Der Tag kam, und ich ging mit ihm hin, es waren ſchon viele Gäſte da, Verwandte und Bekannte von ſeiten der Braut, alles gute und bedeutende Leute, plötzlich aber ſah ich inmitten der Gäſte auf einem Stuhl in der Ecke jenen Landmeſſer ſitzen, den Stepan Matwejewitſch.

Es gefiel mir ganz und gar nicht, daß er da war, aber ich ſagte nichts.

Ich dachte, man hätte ihn wahrſcheinlich aus dem Loch herausgelaſſen und er wäre aus alter Bekanntſchaft hergekommen.

Im übrigen ging alles, wie es gehen mußte. Das Jawort war gegeben, das Küſſen des Heiligenbildes war geſchehen, und alles in beſter Ordnung. Allerdings war der Onkel der Braut, der Kaufmann Ssemjon Iwanowitſch Kolobow gekommen, und zwar völlig betrunken, und hatte angefangen zu ſchwindeln, der Bräutigam ſei gar kein Oberſt, ſondern der Sohn der Badefrau Fedorowa. ‚Möge ihn doch jemand,‘ ſagte er, ‚mit der Zunge im Ohr lecken, es iſt ſo ſeine Angewohnheit, daß er dann ſofort zu raufen anfängt. Ich kenne ihn nämlich,‘ ſchwatzte er, ‚und die Epauletten hat er nur angetan, um zu prahlen, ich aber werde gleich ſeine Epauletten herunterreißen,‘ jedoch man ließ es nicht zu und brachte Ssemjon Iwanowitſch wegen dieſer Worte ſofort nach draußen.

So kam denn auch der Moment der Einſegnung

heran, und ſchon hatte der Vater der Braut das Heiligenbild erhoben, da ging plötzlich ein ſonderbares Geheul durch den Saal! Jener erhob aufs neue das Heiligenbild, im Saale aber ertönte es aufs neue hu-u-u-uh! — und plötzlich erſcholl klar und deutlich eine Stimme: ‚Es iſt noch zu früh, den Jeſaias anzuſtimmen.‘

Herr mein Gott! was da für ein Schrecken über alle kam. Die Braut war ganz aus dem Häuschen; Jegupow glotzte mich zornig an.

Du haſt es nötig! dachte ich, ausgerechnet du, Väterchen, mich anzuſtarren wie der Teufel den Popen!

Im Saale aber jammerte es von neuem: ‚Vom Feld ſteigt Staub auf zum Himmelsblau, zum verheirateten Bräutigam eilt ſeine Frau, Gebete ſpricht ſie, Tränen vergießt ſie.‘

Man ſchaute hier nach und ſchaute dort nach, nirgends war was zu ſehen.

Mein Gott, was da für ein Durcheinander losging. Der Brautvater ſtellte das Heiligenbild wieder zurück und ging auf mich los, um mich zu prügeln; ich aber, als ich ſah, daß ich jetzt drankommen ſollte, hob ſchnell den Schwanz in die Höh und kniff aus. Jegupow beteuerte bei Gott, daß er noch nie verheiratet geweſen; er ſagte, man möge ſeinetwegen Erkundigungen einziehen, die Stimme aber winſelte immer das gleiche, ſo daß alle es vernehmen konnten: ‚Ihr Knechte Gottes, laſſet nicht zu, daß die Jungfrau eine üble Ehe eingehe.‘ — Die ganze Sache ging auseinander! Und, was meinſt du wohl, woran hatte es gelegen? . . .

Eine Woche darauf kam zu mir der gleiche Jegupow und ſagte: ‚Weißt du, Domna,‘ ſagte er, ‚es war der Schuft von Landmeſſer, er hat mit dem Nabel geſprochen!‘“

„Wie das, Domna Platonowna,“ fragte ich, „was heißt das, mit dem Nabel ſprechen?“

„Na, mit dem Nabel, oder mit dem Bauch, weiß der Teufel, wie er ſeine Liſt ausgeführt hat. Ich will damit nur ſagen, daß alle Menſchen heutzutage einander überliſten, wo immer ſie können, und ſich immer was Neues ausdenken, und du wirſt ſchließlich ſehen, daß ſie das ganze Reich durcheinander bringen und arm machen werden.“

Als ich dieſe von mir ganz unerwarteten Befürchtungen Domna Platonownas über das Schickſal des ruſſiſchen Reiches vernahm, mußte ich geradezu ſtaunen. Domna Platonowna bemerkte das natürlich und fuhr alsbald fort, den von ihr hervorgebrachten Effekt voll auszukoſten.

„Ja, wahrhaftig, bei Gott!“ fuhr ſie eine Note höher fort. „Sag doch ſelber, bitte, ſag doch, wieviel Schlauheiten neuerdings wieder aufgekommen ſind? Der eine fliegt durch die Luft, was nur dem Vogel beſchieden iſt; der andere ſchwimmt wie ein Fiſch und ſteigt bis auf den Meeresgrund hinab; jener wieder, wie zum Beiſpiel der auf dem Admiralitätsplatz, frißt Schwefelfeuer; einer ſpricht aus dem Bauch; ein anderer macht wieder etwas anderes, was ſich für Menſchen nicht gehört. . . . Mein Gott! der liſtige Feind ſelber, auch der gehorcht ihnen bereits, aber das

alles kann doch zu keinem Heil führen, ſondern nur zum Verderben. Auch mir ſelber iſt einmal zugeſtoßen, daß ich den Teufeln zu Schmach und Spott anheimgegeben wurde!“

„Mütterchen,“ ſagte ich, „alſo iſt Ihnen auch ſo was zugeſtoßen?“

„Auch ſo was.“

„Peinigen Sie mich nicht länger und erzählen Sie!“

„Das iſt ſchon lange her, zwölf Jahre mag es her ſein, ich war damals noch jung und unerfahren, ich war gerade Witwe geworden und hatte es mir in den Sinn geſetzt, Handel zu treiben. Ich überlegte hin und her, womit ich Handel treiben ſolle. — Was konnte wohl beſſer ſein, als mit Leinen zu handeln, denn das iſt doch Frauenſache, eine Frau verſteht hiervon mehr als ein Mann und weiß, wozu jedes Stück gehört. Ich nahm mir vor, auf dem Jahrmarkt Leinen einzukaufen, um es darauf vorm Tor, auf einer Bank ſitzend, in aller Ruhe zu verkaufen. So fuhr ich denn zum Jahrmarkt, kaufte Leinwand ein und wollte wieder nach Hauſe fahren. Wie komme ich nur, überlegte ich, jetzt mit meiner Leinwand nach Hauſe zurück? Im gleichen Augenblick aber ſauſte ein Dreiſpänner durch das Tor des Wirtshauſes.

‚Auf ſieben Dreigeſpannen‘, erzählte der Kutſcher, ‚brachten wir Nüſſe aus Kiew, aber die Nüſſe wurden unterwegs naß, und da‘, ſagte er, ‚hat uns die Kaufmannſchaft Abzüge gemacht, und jetzt kehren wir nach Hauſe ohne den kleinſten Verdienſt zurück.‘

‚Wo,‘ fragte ich ihn, ‚wo ſind denn deine Kameraden?‘

‚Meine Kameraden‘, antwortete er, ‚ſind nach Hauſe gefahren, ein jeder ſeines Weges, ich aber dachte immer, ob ich nicht unterwegs vielleicht einen Paſſagier finden könnte.‘

‚Von woher‘, fragte ich weiter, ‚und aus welchem Ort biſt denn du?‘

‚Ich bin ein Kurakinſcher,‘ ſagte er, ‚geradewegs aus dem Dorf Kurakino.‘

Das lag auf meinem Wege. ‚Schön,‘ ſagte ich, ‚und hier haſt du einen Paſſagier.‘

Wir redeten hin und her und einigten uns auf einen Silberrubel, er wollte freilich noch auf die Nachbarhöfe gehen, um weitere Paſſagiere zu finden, und morgen in aller Frühe ſollte gefahren werden.

Tags darauf aber ſah ich, wie es zu uns nur ſo hereinſtrömte, der eine, der andere, der fünfte, der achte kamen und alles Männer aus dem Kaufmannsſtande. Außerdem ſah ich, daß der eine einen Sack, der andere ein Bündel und der dritte eine Kiſte mit ſich ſchleppte, und einer hatte ſogar ein Gewehr.

‚Wie,‘ ſprach ich zum Kutſcher, ‚wie willſt du uns alle in den Wagen quetſchen?‘

‚Macht nichts,‘ ſagte er, ‚ihr werdet ſchon Platz finden, das Fuhrwerk iſt groß, und man kann hundert Pud damit fahren.‘ Ich muß geſtehen, ich wäre froh geweſen zu bleiben, aber ich hatte ihm doch ſchon meinen Rubel gegeben und hätte außerdem dann jemand anderen zur Rückfahrt ſuchen müſſen.

Es war mir kläglich zumut und ganz und gar nicht recht, trotzdem aber fuhr ich mit. Kaum hatten wir den Schlagbaum im Rücken, da rief bereits einer der Mitfahrenden: ‚Mach an der Schenke halt!‘ Dort tranken ſie viel und gaben auch dem Kutſcher zu trinken. Endlich fuhren wir weiter. Aber wir waren noch keine Werſt weit gekommen, da ſchrie bereits ein zweiter: ‚Halt,‘ rief er, ‚hier wohnt doch Iwan Iwanytſch Jolkin, da‘, ſagte er, ‚dürfen wir nicht vorbeifahren.‘

Na, und ſo machten ſie denn gegen zehnmal ſtets bei einem Iwan Iwanytſch Jolkin halt.

Ich ſah, daß es auf die Nacht ging und daß unſer Kutſcher ſternhagelvoll beduſelt war.

‚Du,‘ ſagte ich, ‚wag es nicht, noch mehr zu trinken!‘

‚Was ſoll denn das,‘ entgegnete er, ‚dieſes: wag es nicht. Ich bin‘, ſagte er, ‚ohnehin kein Waghalſiger, und was ich tu, das tu ich ohne Wagen.‘

‚Du biſt ein Bauer,‘ ſagte ich, ‚und damit baſta.‘

‚Na gut, dann bin ich eben ein Bauer! wenn ich nur‘, ſagte er, ‚meinen Schnaps bekomme.‘

‚Du Vieh, du Narr,‘ belehrte ich ihn, ‚denk doch an die Deinigen!‘

‚Schön, dann werde ich an die Meinigen denken,‘ ſagte er und knallte bei dieſen Worten mit der Peitſche, und fort gings. Der Wagen hüpfte nur ſo über die Straße. Jeden Augenblick erwartete ich, daß wir umfallen würden und unſer Leben ein Ende finden müßte. Die Beſoffenen aber ſchrien derweilen aus voller

Kehle. Der eine ſpielte die Harmonika, der andere brüllte ein Lied, und der dritte endlich ſchoß aus dem Gewehr. — Ich betete nur: ‚Heilige Proskowеja, rette uns, erbarme dich unſer!‘

So jagten wir und jagten in vollem Karriere, bis ſchließlich unſere Pferde müde wurden und wir wieder im Schritt fuhren. Draußen war es derweil dunkel geworden; man kann nicht ſagen, daß es regnete, aber in der Luft war es wie ein naſſer Nebel. Meine Hände waren ganz erſtarrt vom ewigen Anklammern, und ich war recht froh, daß wir endlich langſam fuhren; ſo ſaß ich denn da und muckſte nicht. Die anderen aber waren unterdeſſen in ein eifriges Geſpräch geraten; der eine erzählte, daß ſich hier herum Räuber auf der Landſtraße gezeigt hätten, der andere aber entgegnete ihm, die Räuber fürchte er nicht, denn er habe ein Gewehr, mit dem man gleich zwei Schüſſe auf einmal abgeben könne. Und wieder ein anderer begann von Verſtorbenen zu ſprechen: ‚Ich beſitze‘, ſagte er, ‚einen Totenknochen, und wen‘, ſagte er, ‚ich mit dem Knochen berühre, der fällt ſofort in Schlaf und ſchläft wie ein Toter und kann nicht mehr aufwachen‘; und noch ein anderer hatte gar eine Kerze aus Leichenfett bei ſich. Das hörte ich alles mit an, plötzlich aber war mir, als zöge mich jemand an der Naſe, und da kam auch ſchon der Schlaf über mich, und in einer Minute war ich eingeſchlafen.

Ich konnte freilich nicht feſt einſchlafen, denn wir wurden die ganze Zeit über wie Nüſſe im Sieb durcheinander geſchüttelt, und im Schlaf hörte ich, wie je-

mand plötzlich ſagte: ‚Wäre es nicht möglich,‘ ſagte er, ‚dieſes verteufelte Weibsbild loszuwerden, damit man wenigſtens die Beine ausſtrecken könnte?‘ Aber trotzdem ſchlief ich weiter.

Mit einem Male jedoch, mein Beſter, hörte ich ſchreien, winſeln und heulen. Was konnte das nur ſein? Ich ſchaute, es war Nacht, unſer Wagen hielt, unweit davon aber ging es zu und wurde geſchrien, allein was man ſchrie, konnte ich nicht verſtehen.

‚Schurle-murle, ſchire-mire, krawermir,‘ heulte eine Stimme.

Jener von uns, der mit dem Gewehr fuhr, drückte ab, aber es platzte nur das Piſton, und es kam kein Schuß, er ſchoß zum zweitenmal, und wiederum dasſelbe: das Piſton platzte, und es kam kein Schuß.

Jener aber, der geſchrien hatte, brüllte von neuem los: ‚Schire-mire, krawermir!‘ und ſchwupp hatte er mich bei dieſen Worten unter den Arm gepackt und hob mich aus dem Wagen aufs Feld und drehte mich und wendete mich wie verrückt. Mein Gott, ſchoß es mir durch den Kopf, was ſoll denn das nur! — Nichts als dunkle ſonderbare Fratzen waren rings zu ſehen, und alles drehte und kreiſte und ſchrie ſchire-mire, und ſchließlich packten ſie mich an den Beinen und ſchaukelten mich.

‚Väterchen!‘ flehte ich, da mir ſolches zum erſtenmal geſchah, ‚Nikolai, Heiliger Gottesmann, dreier Jungfrauen unſchuldiger Bräutigam, deſſen Eifer ſich immer der Unſchuld annahm! laß du wenigſtens nicht zu, daß ſie meine unwürdige Blöße gewahr werden!‘

Kaum hatte ich dieſe Worte in meinem Herzen geſprochen, da fühlte ich plötzlich, wie eine unfaßbare Stille mich umgab, und mir war, ich liege im Felde, in einem ganz ſmaragdgrünen Gras, und es ſchaukle ſich vor meinen Füßen ein ganz kleiner See, aber überaus klar war er, überaus durchſichtig, und an ſeinen Ufern ſchwankte junges Schilf, wie dichte Franſen.

Und da vergaß ich auch das Gebet und ſchaute nur immer das Schilfrohr an, als hätte ich Zeit meines Lebens nichts dergleichen geſehen.

Doch was mußte ich plötzlich erblicken? Ich ſah, daß ſich von dem ſelben See ein Nebel erhob, ein leichter grauer Nebel, der ſich wahrhaftig wie ein Leichentuch über das Feld legte. Unter dem Nebel aber, und zwar in der Mitte des kleinen Sees, entſtand plötzlich ein kleiner Kreis, wie wenn dort ein Fiſch geſprungen wäre, und aus dieſem Kreis trat ein kleiner Menſch hervor, er war ſo klein, daß ſein Wuchs kaum größer als der eines Hahnes war; ſein Geſicht war winzig; er trug einen dunkelblauen Kaftan, auf dem Kopf aber hatte er eine grüne Mütze.

Erſtaunliches kleines Männlein, mußte ich da denken, es ſieht ganz wie ein hübſches Püppchen aus, — und mußte es immerfort anſchauen und konnte die Augen gar nicht mehr von ihm laſſen und hatte nicht die geringſte Furcht vor ihm, alſo nicht für fünf Pfennige.

Er aber kam immer weiter hervor und kam immer näher und näher zu mir, und endlich, haſt du mir nicht geſehen, ſprang er mir mit einem Male auf die Bruſt. Nicht eigentlich auf die Bruſt, weißt du, ſondern

er ſtand oberhalb der Bruſt in der Luft und verneigte ſich. Ungemein ernſthaft nahm er ſeine Mütze ab und begrüßte mich.

Ich mußte furchtbar lachen, und gleichzeitig kam mir der Gedanke: von wo biſt du, komiſches Bürſchlein, nur hergekommen?

Er aber ſtülpte ſeine Mütze wieder auf den Kopf und ſagte ... ja, du mein, was der da ſagte!

‚Domnachen,‘ ſagte er, ‚wie wäre es, wollen wir nicht jetzt ein bißchen Liebe machen!‘

Ich mußte vor Lachen faſt zerſpringen.

‚Ach, du Nichts,‘ ſagte ich, ‚du Garnichts. Was könnteſt du wohl für Liebe machen?‘

Da drehte er mir plötzlich den Hintern zu und krähte akkurat wie ein junges Hähnchen: Kikeriki-ki-ki!

Und mit einem Male klang es rings und hämmerte es rings und tat es ſich rings: na, ich ſage dir, das war ein Lärm. Mein Gott, dachte ich, was iſt denn das nur wieder? Fröſche waren da, Karpfen, Brachſen, Krebſe, die einen ſpielten auf der Geige, die andern auf der Guitarre, und manche ſchlugen die Trommel; jener tanzte, dieſer hüpfte, und einige ſchmiſſen die Beine empor!

Ach, iſt das aber ſchlimm! mußte ich da denken. Ach, das iſt ganz und gar nicht gut! Ich will mich wenigſtens durch ein Gebet ſchützen, überlegte ich, und wollte gerade beginnen zu ſprechen: ‚Gott iſt erſtanden,‘ ſtatt deſſen aber ſprach ich etwas ganz anderes, nämlich: ‚ſchwing dich auf und ſchwing dich höher,‘ — und gleichzeitig mußte ich hören, wie es

in meinem Bauch bum-burum-bum ging, immerzu bum-burum-bum.

Ja, was iſt denn das, bin ich am Ende ein Brummbaß geworden? Und da ſchau ich und ſehe, daß ich wirklich ein Brummbaß geworden bin. Über mir aber ſteht das Männchen von vorhin und ſtreicht nur ſo auf meinem Bauch herum.

Oh weh, ihr lieben Väterchen! oh weh, ihr heiligen Märtyrer! fuhr es mir durch den Kopf, jener aber ſtrich und kratzte mit ſeinem Bogen auf mir herum und ſpielte allerhand auf, Walzer und Quadrillen, und die andern ſtachelten ihn derweilen immer noch mehr an: ſtreich ſie grauſamer, ſtreiche feſter! ſchrien ſie ihm zu.

Na, ich ſage dir, der Bauch tat mir unbeſchreiblich weh, aber ich hörte nicht auf zu dröhnen. Und ſo haben jene denn die geſchlagene Nacht lang auf mir herumgegeigt; die ganze Nacht bis zum hellen Morgen war ich, ein Chriſtenmenſch, nichts als eine Baßgeige für ſie und diente ihnen, den Teufeln, zur Beluſtigung."

„Das iſt ja ſchrecklich," flocht ich ein.

„Und ſogar ſehr, ſehr ſchrecklich, mein Lieber. Aber am allerſchrecklichſten war, daß, als ich morgens, nachdem ſie auf mir ihre ganze Muſik abgeſtrichen, aufwachte und mich umſchaute, entdecken mußte, daß der Ort mir völlig unbekannt war: ein Feld war da und auch ein Tümpel, der faſt wie jener Teich ausſah, und Schilf und überhaupt alles, wie ich es im Traum geſehen hatte, vom Himmel aber brannte die

heiße Sonne und ſchien mir direkt in meine Viſage. Neben mir lag mein Bündel mit der Leinwand und mein Täſchchen, — alles heil und ganz; und nicht weit davon war ein kleines Dorf. So ſtand ich denn auf, humpelte bis zum Dörfchen hin, mietete mir dort ein Fuhrwerk und bin abends endlich nach Hauſe gekommen."

„Und, ſagen Sie, Domna Platonowna, ſind Sie in der Tat davon überzeugt, daß Ihnen dies alles wahrhaftig zugeſtoßen iſt?"

„Wie denn anders, meinſt du vielleicht, daß ich dich anlügen würde?"

„Das nicht, ich fragte nur, ob das alles ſich genau ſo, wie Sie es beſchrieben, zugetragen hat?"

„Genau ſo, wie ich es dir erzählte. Und du ſollteſt dich ein bißchen mehr darüber wundern, daß ich ihnen meine Blöße nicht gezeigt habe."

Ich wunderte mich.

„Ja ja; mit dem Teufel bin ich fertig geworden, aber mit einem liſtigen Menſchen iſt es mir einmal ganz anders ergangen."

„Wie iſt es Ihnen denn ergangen?"

„Hör nur zu: ich mußte einmal für eine Kaufmannsfrau Möbel kaufen, auf der Gorochowaja war es, und kaufte die Möbel von Leuten, die gerade fortzogen. Es waren Kommoden, Tiſche, Betten und dazu ein Kinderbettchen, deſſen Geſtell unten von Zwirngurten zuſammengehalten wurde. Ich zahlte für alles dreizehn Rubel, ſtellte die Sachen in den Korridor hinaus und ging, einen Kutſcher zu holen. Ich mietete

für einen Rubel vierzig ein Laſtfuhrwerk und ſchickte mich an, mit dem Kutſcher die Möbel aufzuladen; die Herrſchaft, von der ich ſie abgekauft hatte, war um die Zeit zufällig ausgegangen und hatte die Wohnung abgeſchloſſen. Plötzlich erſchienen, was haſt du, was kannſt du, die Hausknechte, es waren Tartaren, und ſchrien uns zu, wie wir es wohl wagen dürften, die Möbel fortzuſchaffen? Ich erklärte es ihnen, aber ſie ließen ſich auf nichts ein. Und dazu regnete es, und der Kutſcher wollte nicht länger warten. Mein Gott! Schließlich kam mir da ein Gedanke: ‚Bringt mich,‘ ſagte ich, ‚zum Polizeirevier, denn‘, ſagte ich, ‚ich bin die Frau des Revieraufſehers.‘ Und kaum hatte ich das geſagt, da erſchien auf dem Hof auch ſchon die Herrſchaft, von der ich die Möbel gekauft hatte. Sie beſtätigte, daß die Möbel tatſächlich verkauft wären. Schön, und da ſagte mein Kutſcher: ‚mach endlich weiter.‘ Ich dachte nach und entſchloß mich, ſtatt eine beſondere Droſchke zu nehmen, mich lieber auf das Kinderbettchen zu ſetzen. Das Kinderbettchen hatten ſie ganz obenauf geſtellt, es ſtand auf einer Kommode, trotzdem jedoch krabbelte ich hinauf, aber was ſoll ich dir ſagen? Kaum hatten wir den Hof hinter uns, da hörte ich ſchon unter mir ein verdächtiges Krachen.

Ach, ihr lieben Väterchen, mußte ich da denken, jetzt falle ich durch! Und wollte mich, kaum daß ich dieſes gedacht, erheben, da gab es einen neuen Krach, und ich war tatſächlich durchgebrochen. Ich ritt nur noch auf einer Zwirngurte. Die Schande, ſage ich dir,

ich ſchämte mich faſt zu Tode! Mein Rock war ganz und gar heraufgeſtreift, die Beine aber ſchaukelten nackt über der Kommode; die Leute auf der Straße ſtaunten nur ſo; die Hausknechte ſchrien: ‚Deck dich zu, Revieraufſehersfrau,‘ und dabei war nichts da zum Zudecken.

Ja, was ſagſt du zu dem Barbaren?“

„Wen“, fragte ich, „bezeichnen Sie denn als Barbaren?“

„Na, den Kutſcher doch: erklär mir doch, bitte, wozu mußte er Maulaffen feilhalten und auf ſein Pferd ſtarren und warum kümmerte er ſich gar nicht um ſeinen Paſſagier? In dieſem Aufzuge fuhren wir faſt durch die ganze Gorochowaja, bis endlich, Gott ſei Dank, ein Schutzmann uns aufhielt. ‚Was iſt das‘, ſagte er, ‚für eine Schweinerei? Das, was du da zeigſt, iſt nicht geſtattet!‘ Ja ja, auf dieſe Weiſe habe ich einſtmals meine Blöße leuchten laſſen.“

6

„Domna Platonowna!“ ſagte ich einmal: „wie iſt es eigentlich — ich wollte Sie ſchon lange danach fragen — Sie verloren doch Ihren Gemahl, als Sie noch ſehr jung waren? Haben Sie wirklich kein Herzenserlebnis danach mehr gehabt?“

„Was für ein Herzenserlebnis?“

„Ich meine, ob Sie ſich nie wieder in jemand verliebt haben?“

„Schwatz keine Dummheiten!“

„Warum denn“, fragte ich, „ſollen das Dummheiten ſein?“

„Es ſind Dummheiten," antwortete ſie, „weil es ſich nur für jene ſchickt, ſich mit ſolchen Verliebtheiten zu befaſſen, die Helfer und Kämpfer haben, welche ſie beſchützen, ich aber bin ganz allein für mich und ſtändig voller Sorgen und muß ewig das alleraufreibendſte Leben führen, darum ſteht mir keineswegs der Sinn danach, und es ſchickt ſich auch nicht für mich."

„Steht wirklich nie der Sinn danach?"

„Aber auch kein klein Bißchen!" Domna Platonowna ſchnipſte mit dem Fingernagel und fügte hinzu: „Außerdem muß ich dir ſagen, daß dieſe ganze Liebe nichts als ein großer Unſinn iſt. Dieſe Tollheit entſteht meiſt nur in der Phantaſie des Menſchen, die ſich ſelber was einreden; da ſagen ſie dann: ach, ich ſterbe! oder: ich kann nicht ohne ihn (oder ohne ſie) leben! — na, und ſo weiter. Meiner Anſicht nach iſt nur das Liebe, wenn ein Mann einer Frau beiſteht, wie es ſich gehört — das nenne ich Liebe, und was die Frau betrifft, die muß immer acht auf ſich geben und ordentlich ſein."

„Mithin ſind Sie, Domna Platonowna," ſagte ich, „ſich wohl vor Gott auch nicht der kleinſten Sünde bewußt?"

„Was gehen dich meine Sünden an? Und wenn ich vielleicht auch geſündigt habe, ſo iſt es meine Sünde und nicht deine, und du biſt nicht mein Prieſter, der meine Beichte hören ſoll."

„Nein, nein, ich ſagte das nur, Domna Platonowna, weil Sie ſo jung Witwe wurden und dabei, wie man ſehen kann, vormals ſehr hübſch geweſen ſein müſſen."

„Hübſch oder nicht hübſch,“ erwiderte ſie, „für häßlich hat man mich noch nie gehalten.“

„Nun eben,“ ſagte ich, „man ſieht es ja auch noch heute.“

Domna Platonowna ſtrich ihre Augenbrauen zurecht und wurde ſehr nachdenklich.

„Ich habe ſelbſt,“ begann ſie dann verſonnen, „zuweilen darüber nachgedacht: ich fragte den lieben Gott, ob wohl auf mir eine Sünde ruhe oder nicht? aber keiner konnte mir Antwort geben. Eine Kloſterfrau unterwies mich einmal, die ganze Geſchichte ſo aufzuſchreiben, wie ich es verſtünde, und ſie während der Beichte dem Prieſter zu geben, — ich tat, wie ſie wollte, die Kloſterfrau ſchrieb es ab, aber als ich damit zur Kirche ging, verlor ich das Ganze unterwegs.“

„Und was war es denn für eine Sünde, Domna Platonowna?“

„Ich werde ſelber nicht klug daraus, ob es eine Sünde war oder vielleicht nur eine Anfechtung.“

„Nun, dann erzählen Sie mir wenigſtens von der Anfechtung.“

„Ich muß da ſehr weit ausholen. Das war noch zu der Zeit, als mein Mann lebte.“

„Sagen Sie einmal, Täubchen, wie lebten Sie denn miteinander?“

„Wir lebten ganz ordentlich. Wir hatten ein Häuschen, es war zwar klein, aber vorteilhaft gelegen, denn es ſtand dicht am Markt, und Märkte für die wirtſchaftlichen Bedürfniſſe gab es bei uns häufig,

freilich konnte man nie etwas bekommen, das war die Hauptſache. Wir lebten in keinem großen Überfluß, aber auch in keiner Armut; wir trieben Handel mit Fiſchen und Fett, mit Gebäck und allerhand anderen Waren. Mein Mann, Fedor Iljitſch, war noch ein junger Menſch, freilich war er immer ſo knifflich, er war ſehr mager und hatte ganz ungewöhnliche Lippen. Solche Lippen habe ich ſpäterhin niemals mehr geſehen. Von Charakter war er, ohne ſchlecht von ihm ſprechen zu wollen, ein durchdringender Menſch — ſtreitſüchtig und ein Widerſpruchsgeiſt; und ich, ich ſelber war ja als Mädchen auch eine Kriegeriſche. Nachdem ich ihn geheiratet hatte, führte ich mich anfangs durch und durch anſtändig auf, aber das bereitete ihm keineswegs große Freude, und ſo kam es dazu, daß wir ſchließlich den lieben langen Tag bis zur Erſchöpfung miteinander Krieg führten. Große Liebe hatte zwiſchen uns beiden nie geherrſcht, und ebenſo fehlte auch der rechte Frieden, denn wir beide waren ja die reinen Krieger, und wie ſollte man mit ihm auch nicht Krieg führen, denn wenn man, was zuweilen geſchah, recht zärtlich zu ihm war, ſo blies er ſich dennoch immer vor einem auf wie ein Puterhahn, trotzdem lebten wir, ohne auseinander zu gehen, und lebten acht Jahre ſo. Natürlich lebten wir nicht ohne Unannehmlichkeiten, aber zu einer richtigen Prügelei kam es dennoch nicht häufig zwiſchen uns. Ich kann mich nur an ein einziges Mal erinnern, daß der Verſtorbene mir den Buckel voll gehauen hat, freilich hatte ich ihm meinerſeits, verſteht ſich, einen

gewiſſen Anlaß dazu gegeben, denn als ich ihm einmal die Haare ſchnitt, ſchnitt ich ihm bei der Gelegenheit auch ein Stück Ohr mit ab. Kinder hatten wir keine, dafür aber hatten wir einen Gevatter und die Gevatterin Praſkowja Iwanowna, deren Kinder ich zur Taufe brachte. Dieſe waren ebenfalls keine wohlhabenden Leute, er nannte ſich Schneider und hatte ſogar ein Diplom von der Vereinigung, aber ſchneidern tat er niemals, ſondern befaßte ſich mehr damit, wenn es Todesfälle gab, Pſalmen bei der Leiche zu ſingen und außerdem noch im Domchor mitzutun. Was den Unterhalt der beiden anbetrifft, ſo war das mehr Sache der Gevatterin, denn ſie war ein nützliches Weib, ſie gab auf Kinder acht und beſprach mit Totenknochen.

Einmal, es war im letzten Lebensjahr meines Mannes (damals begann alles ſchon wie in einen Abgrund hinein zu ſtürzen), kam der Namenstag der Gevatterin Praſkowja Iwanowna heran. Es kam ihr Namenstag, und ſo gingen wir denn zu ihr hin, aber als wir da waren, fing es an zu regnen, und zwar war das ein Regen, als ſchütte es aus Eimern: mir aber tat dazumal der Kopf plötzlich furchtbar weh, denn ich hatte drei Punſchgläſer mit Traubenbranntwein getrunken, und es gibt nichts, was gemeiner für den Kopf iſt, als Traubenbranntwein. So legte ich mich denn im Nebenzimmerchen auf den Diwan.

Zuvor aber ſagte ich: ‚Gevatterin, du bleibſt gewiß bei den Gäſten, ich will mich ein wenig niederlegen.‘

Sie jedoch meinte: ‚Wie kannſt du dich nur auf

den Diwan legen, er iſt doch ſehr hart; leg dich lieber aufs Bett.'

So legte ich mich denn hin und ſchlief ſofort ein. Nicht wahr, das iſt doch keine Sünde?"

„Keine," entgegnete ich.

„Hör nur weiter. So ſchlief ich denn und fühlte, wie jemand mich umarmte, aber weißt du, er umarmte mich nicht nur im Scherz. Ich dachte, es ſei Fedor Iljitſch, mein Mann, aber andrerſeits war es doch nicht Fedor Iljitſch, denn der war von geiſtlichem Körperbau und ein Heimlicher; und zudem kam, daß ich nicht aufwachen konnte. Als ich meine Zeit abgeſchlafen hatte, erhob ich mich und ſchaute mich um, da war es Morgen, und ich ſelber hatte auf dem Bett des Gevatters gelegen, und neben mir lag der Gevatter. In einem Nu, weißt du, ſprang ich über ihn herüber aus dem Bett und bebte ordentlich vor Schrecken, aber was mußte ich auf dem Fußboden erblicken? dort lag auf einer Matratze die Gevattersfrau und bei ihr mein Fedor Iljitſch.... Ich gab der Gevatterin einen Rippenſtoß, da wachte ſie auf, erfaßte die Lage und bekreuzigte ſich.

‚Was war denn das, Gevatterin,' ſagte ich, ‚wie? und wie iſt das geſchehen?'

‚Ach,' ſagte ſie, ‚liebſte Gevatterin! Ach, ich ſchlimme Perſon! Daran bin ich ganz allein,' ſagte ſie, ‚ſchuld, denn die beiden haben ſich, nachdem die Gäſte fort waren, noch hingeſetzt, die Reſte auszutrinken, ich aber weckte dich nicht erſt auf, ſondern ſtreckte mich in der Dunkelheit dort aus, wo ich für euch die Schlafſtelle zurecht gemacht hatte.'

Ich ſpuckte aus.

‚Und nun,‘ ſagte ich, ‚was ſollen wir beide jetzt tun?‘

Da entgegnete ſie mir: ‚Es bleibt uns beiden nichts anderes übrig, als hierüber zu ſchweigen.‘

Und nun biſt du, nachdem ſo viel Jahre darüber verſtrichen, der erſte, dem ich es erzähle, denn es drückt mich ſehr, und ich möchte jedesmal, wenn ich mich daran erinnere, am liebſten meinen feſten Schlaf verwünſchen.“

„Domna Platonowna,“ ſagte ich, „Sie quälen ſich umſonſt, denn das Ganze geſchah doch wider Ihren Willen.“

„Na freilich, wie denn ſonſt?“ entgegnete ſie. „Ich habe mich ohnehin zur Genüge gequält und gepeinigt. Und was war das erſt für ein Kummer, als Fedor Iljitſch bald darauf ſtarb, denn er ſtarb ja keines natürlichen Todes, ſondern wurde von Holz, das am Ufer aufgeſtapelt lag, verſchüttet und totgedrückt. Damals hatte ich von den Petersburger Verhältniſſen noch keine Ahnung, oder wie man ſich zerſtreuen könnte; ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich nach ſeinem Tode allabendlich mutterſeelenallein am Fenſter ſaß und ſang: ‚Nehmt alle Eure Ehren denn, nehmt alles Gold zurück,‘ und dabei heulte und heulte ich, ich wundere mich nur, daß mir dazumal die Augen nicht ausliefen. So ſchwer war es mir zumute, ſo unheimlich war es mir, wenn ich an die Worte dachte: ‚Der Liebſte ſchläft im feuchten Grab,‘ daß ich am liebſten eine flächſerne Schlinge umgetan

und mich aufgehängt hätte. So verkaufte ich denn alles, gab alles fort und verließ das Städtchen, denn ich dachte, es würde mir leichter ſein, wenn meine Augen das alles nicht mehr zu ſehen und meine Ohren es nicht mehr zu hören brauchten.“

„Ja, das glaube ich gern, Domna Platonowna,“ ſagte ich, „es gibt nichts Unerträglicheres als das, wenn der Kummer einen überwältigt.“

„Ich danke dir, mein Liebſter, für das gute Wort, du haſt recht, es gibt nichts Unerträglicheres als das, und ſo tröſte und erfreue dich denn die Herrſcherin des Himmels für dieſes Wort und dafür, daß du alles verſtanden und mir Mitgefühl erwieſen haſt. Aber trotzdem kannſt du meinen ganzen Kummer und Jammer nicht verſtehen, wenn ich dir nicht noch zuvor eine wahrhafte Kränkung eröffne, mit der man mich einmal beleidigt hat. Denn weißt du, daß meine Taſche verloren gegangen iſt oder daß jene Lekanida ſich als undankbar erwieſen hat, — das iſt alles ein Dreck. Es gab aber auch für mich einmal einen Tag auf der Welt, da betete ich zu Gott, er möge mir doch gleich eine Schlange ſchicken oder einen Skorpion, damit ſie mir meine Augen austrinken und mein Herz ausſaugen. Und weißt du, wer mich ſo gekränkt hat? — Iſpulatka war es, der Heide, der Turko! Und weißt du, wer ihm geholfen hat? — meine eigenen Freunde, die mit Heiligem Öl geſalbt waren.“

Domna Platonowna brach in bittere Tränen aus.

„Ich war mit einer Kouriersfrau bekannt,“ ſagte ſie gleich darauf, die Tränen trocknend, „die auf dem

Newskijproſpekt im Lopatinſchen Hauſe lebte, an die hatte ſich jener gefangene Türke Jſpulatka herangemacht. Eines Tages bat ſie mich ſeinetwegen: ‚Domna Platonowna!‘ ſagte ſie, ‚könnteſt du nicht dem Teufelchen irgendeine Stellung verſchaffen?‘ — Was für eine Stellung kann man denn einem Türken verſchaffen? dachte ich; wenn man nicht einen Poſten als Mohren für ihn ausfindig macht, wird man ihn nirgendwo unterbringen können, — aber dennoch fand ich ſchließlich eine ſolche Stellung für ihn, fand ſie und ging zu der Frau und ſagte: ſo und ſo, ſagte ich, und nun geh hin und ſtell dich vor.

Da beſchloſſen jene, auf den Erfolg zu trinken, denn er ſelber hatte ſich ja ſchon von ſeinem verfluchten Glauben losgeſagt, war getauft worden und durfte Wein trinken.

‚Ich will keinen Wein,‘ ſagte ich, ‚rein gar nichts,‘ aber ich habe trotzdem getrunken. Ich hab halt ſo einen dummen Charakter, daß ich immer im Anfang nein ſage und dann ſchließlich doch trinke. So war es auch damals: ich trank und war gleich des Teufels und legte mich auf das Bett der Kouriersfrau.“

„Und?“

„Ja, das iſt das Ganze, und jetzt nähe ich mich immer ein.“

„Was heißt das, Sie nähen ſich ein?“

„Freilich, wenn es ſich jetzt ſo trifft, daß ich unbedingt irgendwo übernachten muß, dann nähe ich eben meine Beine wie in einen Sack ein. Und ich will dir ſogar ſagen, daß ich mich jetzt, da ich ja meinen

niederträchtigen tiefen Schlaf kenne, beſtändig auf die Nacht einnähe.“

Domna Platonowna ſeufzte ſchwer auf und ließ kummervoll den Kopf hängen.

„Da ſiehſt du es, es ſcheint zwar, als kennte ich die Petersburger Verhältniſſe ganz genau, und dennoch habe ich mir ſo etwas zuſchulden kommen laſſen!“ ſagte ſie nach einer langen Pauſe des Nachdenkens, ſtand auf, nahm Abſchied und begab ſich nach Hauſe auf die Snamenſkaja.

7

Wenige Jahre darauf mußte ich eines Tages einen armen Bekannten in eines der temporären Typhuskrankenhäuſer ſchaffen. Nachdem ich ihn dort untergebracht, ſuchte ich nach einer Perſon, deren Fürſorge und Aufmerkſamkeit ich ihn anvertrauen könnte.

„Sprechen Sie mit der Älteſten,“ ſagte man mir.

„Dann bittet die Älteſte, herzukommen,“ meinte ich.

Es erſchien eine Frau mit verwelktem Geſicht, die Wangen hingen ihr ſchlaff herab.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Väterchen?“ fragte ſie.

„Mütterchen,“ rief ich, „Domna Platonowna!“

„Ja, Herr, ich bin es.“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Gottes Fügung.“

„Geben Sie doch, bitte, auf meinen Kranken acht,“ bat ich ſie.

„Ich werde nach ihm ſchauen, als wäre es mein Verwandter.“

„Und was macht Ihr Handel?“

„Mein ganzer Handel beſteht nur noch darin: die Erde verlaſſen und den Himmel erwerben. Ich habe meinen Handel aufgegeben, mein Lieber.“

„Komm doch,“ flüſterte ſie, „in mein Zimmer.“

Ich folgte ihr. Es war ein feuchtes Kämmerchen, ohne Möbel und ohne Vorhänge, ein Bett nur ſtand darin, ein Tiſchchen mit einem Sſamowar und ein angeſtrichener Kaſten.

„Wollen wir Tee trinken?“ fragte ſie.

„Nein,“ entgegnete ich, „ich danke vielmals, ich habe keine Zeit.“

„Nun, dann kommſt du eben ein anderes Mal. Ich bin ſo erfreut dich zu ſehen, denn ich bin zerſchlagen, mein Beſter, in allen meinen Hoffnungen zerſchlagen.“

„Was iſt Ihnen denn geſchehen?“

„Nicht wiedergeben können es meine Lippen, und dem Herzen tut es weh, darum erweis mir die Liebe und frag mich nicht danach.“

„Und woher kommt es,“ ſagte ich, „daß Sie plötzlich ſo eingefallen ſind?“

„Eingefallen! was ſagſt du da, der Herr ſei mit dir! kein klein bißchen bin ich eingefallen.“

Domna Platonowna zog hierbei haſtig einen winzigen zuſammenlegbaren Taſchenſpiegel hervor, betrachtete ihre verblichenen Wangen und ſagte:

„Kein klein bißchen bin ich eingefallen, und dabei iſt es jetzt Abend, am Morgen ſehe ich viel friſcher aus.“

Ich ſchaute Domna Platonowna an und konnte nicht begreifen, was ihr zugeſtoßen war; ich ſah freilich, daß es etwas Ungewöhnliches ſein mußte.

Es kam mir vor, als ſei ihr Geſicht nicht nur verblichen und eingefallen, ſondern als hätte ſie es auch noch untermalt und geſchminkt, und dazu dieſe Aufregung, als ich die Aeußerung fallen ließ, ſie ſei eingefallen . . . Ein unbegreiflicher, unvorhergeſehener Fall! dieſer Gedanke wollte mir nicht aus dem Kopf.

Es war noch kein Monat vergangen, da erſchien plötzlich in meiner Wohnung ein Soldat aus dem Krankenhaus und bat mich, unverzüglich zu Domna Platonowna zu kommen.

Ich nahm eine Droſchke und fuhr hin. Domna Platonowna empfing mich auf der Schwelle und ſtürzte mir weinend und ſchluchzend um den Hals.

„Liebſter, Beſter," ſagte ſie, „tu mir den Gefallen und fahr doch aufs Polizeirevier."

„Warum, Domna Platonowna?"

„Erkundige dich dort nach einem gewiſſen Menſchen und ſieh zu, ob du ihm helfen kannſt. Wenn Gott will, werde ich ſeinerzeit dir den Dienſt vergelten können."

„Aber ſo weinen Sie doch nicht mehr," ſagte ich, „und zittern Sie nicht ſo."

„Es iſt mir unmöglich, nicht zu zittern," entgegnete ſie, „denn es kommt von innen, und dort hämmert es hin und her. Dieſen Dienſt aber werde ich dir mein Lebtag nicht vergeſſen, denn mich haben jetzt alle verlaſſen."

„Schon gut, und wer iſt es denn, für den ich bitten ſoll, und warum?"

Die Alte ſtockte, ihre verblichenen Wangen zuckten.

„Sie haben geſtern einen Fortepianoſchüler verhaftet, Valerchen, Valerjan Iwanow, nach dem ſollſt du dich erkundigen und für ihn bitten.“

Ich begab mich zum Polizeirevier. Dort ſagte man mir, daß in der Tat ein junger Mann namens Valerjan Iwanow verhaftet worden ſei, er ſei Schüler eines Klavierlehrers geweſen, hätte ſeinen Meiſter beſtohlen, ſei mit dem corpus delicti ertappt worden und würde jetzt aller Wahrſcheinlichkeit nach die ſchwere Wladimirſche Straße ziehen müſſen.

„Wie alt iſt er?“ fragte ich.

„Er iſt genau einundzwanzig Jahre alt geworden“, gab man mir zur Auskunft.

Was ſind das für Wunder, mußte ich denken, und in welchen Beziehungen mag dieſes Valerchen zu meiner Domna Platonowna ſtehn?

Ich kehrte ins Krankenhaus zurück und traf Domna Platonowna in ihrer Kammer an: ſie ſaß dort auf dem Bettrand, die Hände gefaltet, und machte einen faſt leichenähnlichen Eindruck.

„Ich weiß alles,“ ſagte ſie, „tu mir die Liebe und ſprich nicht mehr darüber. Ich ſchickte den Feldſcher, er ſolle ſich erkundigen, und weiß daher alles. Feurige Flammen verzehren noch vor meinem Tode das Leben meiner Seele.“

Da ſah ich deutlich, daß meine Kampfnatur nicht mehr wußte, was ſie ſprach: in einer Stunde war ſie verfallen und erloſchen.

„Du lieber Gott!“ ſagte ſie, das ärmliche Heiligen-

bild des Krankenhauſes betrachtend. „Du mein liebes Gottchen! möge mein Gebet ſich kerzengerade wie eine Säule zu Dir erheben: nimm Du meine Seele aus mir, aus der alten Närrin, und beſänftige Du mein untaugliches Herz.“

„Was iſt Ihnen denn geſchehen“, fragte ich.

„Mir? ... Ich liebe ihn ja, mein Seelchen; ich liebe ihn unerträglich, mein Engel; ich alte Närrin liebe ihn ohne Verſtand und ohne Vernunft. Ich habe ihn beſchuht, ich habe ihn angezogen, jedes Stäubchen blies ich von ihm fort. So ein Theaterfreund war er; zu Hauſe mochte er nie ſitzen; ſtets zog es ihn zum Zirkus oder ins Theater; ich habe ihm das Allerletzte gegeben. Und wenn ich ihn dann manchmal bat: Valerchen! mein Liebſter! du mein beſter Schatz! geh doch nicht immer in dieſen Zirkus; nun, was ſoll dir denn der Zirkus? dann ſtampfte er mit den Füßen, ſchrie und fuchtelte mit den Armen. Da haſt du den Zirkus! ... Er erlaubte mir nicht mehr, mit ihm zu ſprechen, ſo habe ich ihn denn nur von Ferne angeſchaut und nur ganz ſchüchtern gebeten: Valerotſchka! du mein liebes Leben! du mein beſter Schatz! treib dich doch nicht mit jedem Beliebigen herum, trink nicht ſo viel ... Er hat alle meine Worte verachtet ... Wenn ich nicht den Hausknecht bezahlt hätte, damit er mir Nachricht gäbe, ich hätte nicht einmal dieſes Unglück erfahren.“

„Mein Gottchen! mein liebes Gottchen! Herr, mein Gott, ja was ſoll denn das? ja was ſoll denn daraus werden!“ ſchrie ſie auf und fiel bei dieſen Worten vor dem Heiligenbild auf die Knie und ſchluchzte

nur noch bitterer auf und nickte unabläſſig mit dem grauen Kopf.

„Alles,“ ſagte ſie, als ſie ſich einige Minuten darauf wieder erhob und die erloſchenen Blicke gequält durch ihr trübſeliges Kämmerchen wandern ließ: „alles habe ich ihm gegeben, und nun habe ich nichts mehr. Ich habe nichts mehr, was ich ihm geben könnte, dem Täubchen ... Aber vielleicht könnte ich ihn aufſuchen ...“

„Ja,“ ſagte ich, „ſuchen Sie ihn auf.“

„Er erlaubt mir nicht, vor ihn zu treten, ich trau mich nicht, zu ihm zu gehen,“ ſagte ſie mit einem krampfhaften Zittern, die arme Alte.

Ich ſchwieg und fragte erſt nach einer Weile, um ſie ein wenig zu ernüchtern: „Domna Platonowna, wie alt mögen Sie jetzt wohl ſein?“

„Was ſagteſt du da?“ fragte ſie.

„Ich fragte, wie alt Sie ſind?“

„Ich weiß nicht, wahrhaftig, ich weiß es nicht ... im Februar des vorigen Jahres wurde ich, ſcheint mir, ſiebenundvierzig Jahre alt.“

„Und wo,“ fragte ich, „haben Sie ihn denn aufgetrieben, Ihren Valerjan? Wo haben Sie ihn zu Ihrem Kummer aufgeleſen?“

„Er ſtammt aus unſerer Gegend,“ entgegnete ſie, ihre Tränen trocknend. „Er iſt der Neffe des Gevatters. Der Gevatter ſchickte ihn zu mir, damit ich für ihn eine Stellung finden möge.“

„Sag mir wenigſtens,“ winſelte gleich darauf weinend die Kampfnatur, „ſag mir, ob ich dir ein wenig leid tue, ich Gans, die ſich nicht hineinfinden kann?“

„Ja,“ entgegnete ich, „und ſogar ſehr leid.“

„Den anderen Menſchen aber tut es ſicherlich nicht im geringſten leid, für ſie iſt es ſicherlich nur ein Spott. Ein jeder, der irgendwann einmal dieſe Sache erfährt, wird lachen — ein jeder wird mich auslachen und kein Mitleid zeigen — ich aber muß ihn immer noch lieben, ohne Freude lieben, ohne Glück, ohne alles. Gott mit ihnen, mit den Menſchen! ſie können nicht begreifen, was das für eine Not iſt, wenn es über den Menſchen kommt und nicht die Zeit dazu iſt. Ich ging zu einem Altgläubigen, doch der ſagte mir: ‚Das iſt der Engel Satanas, der dir geſchickt worden iſt, um dein Fleiſch zu überwinden ... Überhebe dich nicht mehr.‘ Ich ging auch zu einem Prieſter und ſprach zu dem: ‚Väterchen,‘ ſagte ich, ‚das und das iſt mir zugeſtoßen, und es geht über meine Kraft;‘ aber was tat er, der Prieſter, er ſtauchte mich gehörig zuſammen und ſagte: ‚Dienerin Gottes,‘ ſagte er, ‚ſprich das Gebet: Erlöſe mich von meinen Schmerzen.‘ Wie oft habe ich dieſes Gebet geſprochen, und habe ich nicht eigens eine Stellung geſucht, um keinerlei weiteren Verſuchungen ausgeſetzt zu ſein; aber, aber ... Valerotſchka! du mein Küken! Du mein beſter Schatz! Was haſt du nur mit dir angeſtellt? ...“

Domna Platonownas Haupt ſenkte ſich auf die Fenſterbank, und ſie ſchlug mehrere Male heftig mit der Stirne dagegen.

In dieſer elenden Lage verließ ich meine Kampfnatur. Einen Monat darauf gab man mir aus dem Krankenhauſe Nachricht, daß Domna Platonowna

jählings ihr aufreibendes Leben beendet habe. Sie war an ſchneller Auszehrung geſtorben. Als ich ſie in ihrem ſchwarzen Sarge liegen ſah, ſchien ſie ſo klein und mager geworden zu ſein, als wären in der Tat alle ihre Knorpel eingeſchrumpft und als lägen die Knöchelchen ganz ohne Übergang in den Gelenken. Ihr Tod war völlig ſchmerzlos, ſtill und ruhig geweſen. Domna Platonowna hatte die letzte Ölung erhalten und bis zum letzten Augenblick immerzu gebetet, allein ſie hatte, bevor ſie den Geiſt aufgab, angeordnet, daß ihre Kiſte, ihre Bettſachen und ein Glas mit Eingemachtem, das jemand ihr geſchenkt hatte, zu mir gebracht würden, damit ich, wenn ſich eine Gelegenheit ergäbe, es ‚jenem Menſchen, deſſen Namen mir bekannt ſei,‘ übermittle, das heißt, jenem Valerotſchka.

Pawlin

Erzählung

Ich war einmal an einer kleinen Übertretung der ſtrengen Gebräuche des Kloſters Walaam beteiligt. Auf dieſer ſtrengen Felſeninſel liebt man keine nichtstuenden Spaziergänger. Ein Beſucher mag aus noch ſo weiter Ferne hierher gekommen, und ſein Wunſch, die Inſel kennen zu lernen, noch ſo groß ſein: das ungemeine Vergnügen ſie beſchaulich zu durchſtreifen iſt ihm nicht vergönnt; ich ſage ungemein, weil die Inſel wirklich prachtvoll iſt und jeder von ihren großartigen Landſchaftsbildern hingeriſſen wird. Es iſt auf Walaam Brauch, daß ſich ein jeder Pilger der Kloſterordnung fügt; er muß in die Kirche gehen, beten, im Coenaculum ſein Mahl einnehmen, und darf erſt ausruhen, wenn er gearbeitet hat. Auf Spaziergänge und Beſichtigungen kann man hier alſo nicht rechnen. Indeſſen glückte es mir doch einmal, in Geſellſchaft dreier Herren und zweier Damen eines Nachts die ganze Inſel zu durchſtreifen und für immer meinem Gedächtnis das wunderbare Bild einzuprägen, das bei dem bleichen Halblicht der nördlichen Sommernacht die wilden Felſen, die dunklen Schluchten und die ſtillen Einſiedeleien des ruſſiſchen Athos gewährten. Beſonders ſchön wirkten die Einſiedeleien in ihrer Grabesſtille und von allen am tiefſten ergriff uns die Einſiedelei Johannes des Täufers auf der kleinen Inſel Sſernitſchan. Hier leben Einſiedler, denen die Strenge des Lebens auf Walaam immer noch nicht genügend erſcheint. Sie ſind in der Einſiedelei des Täufers von aller Welt ab-

geſchieden, und die Kloſterobrigkeit behütet ihre Ruhe vor jeder fremden Störung. Hier brennen ewig die Lämpchen derer, die für die Welt tot ſind, aber unabläſſig für die Menſchheit beten: hier herrſcht ewiges Faſten, Schweigen und Beten.

Da wir die Richtung der einzelnen Pfade auf Walaam nicht kannten, gelangten wir unerwartet an den Meeresarm, der die Inſel Sſernitſchan von der Hauptinſel trennt. Bezaubert von den Farnkräutern, die den Boden der Talſenkung, durch die wir wanderten, dicht überzogen, ſetzten wir uns, um auszuruhen, und hierbei kam unſer Geſpräch auf die Menſchen, die ſich dieſe öde Einſamkeit als Stätte für ihr Gebeten und Betrachtungen geweihtes Leben erwählt hatten.

„Was mögen das für Menſchen ſein, welche Macht und Vergangenheit mag ſie treiben, ſich hier lebendig zu begraben?“ rief einer von uns. „Ich kann mir ſie nur vorſtellen als Titanen und Geiſteshelden.“

„Sie haben recht,“ antwortete ein anderer, „ſie ſind Helden, aber Helden, die nur durch ihre Dürftigkeit Macht beſitzen. Es ſind Körner, die ſchon gekeimt haben und nun zum Halm aufſchießen.“

„Und bevor ſie keimten?“

Der Sprecher lächelte und ſagte: „Bevor ſie keimten ... lagen ſie an den Straßen, erſtickt von Dornen, waren dem Verderben geweiht, wie Sie und ich und die ganze Menſchheit, bis der Wind ſie ergriff und auf guten Boden warf.“

„Sie ſprechen, als ob Ihnen einer von den Menſchen

bekannt ſei, die die Kraft hatten, ſich in dieſen Schluchten lebendig zu begraben.“

„Ja, ich denke wohl, daß ich ſolch einen Menſchen kannte.“

„War er klug?“

„Ja.“

„Und bedächtig?“

„Hm! . . . ja. Aber im übrigen möchte ich kein Urteil über ihn fällen, denn ich liebte ihn und verehre ſein Andenken außerordentlich.“

„Iſt er denn ſchon tot?“

„Ja.“

„Iſt er hier geſtorben?“

„Nicht weit von hier“, antwortete unſer Kamerad und lächelte wieder ſtill für ſich.

„In mir erweckt das Leben eines ſolchen Menſchen immer großes Intereſſe.“

„In mir auch, in mir gleichfalls“, ſtimmten die andern bei.

Die Damen zeigten noch größeres Intereſſe als die Herren. Eine von ihnen, eine hübſche Blondine mit ſchwarzen Augen, wandte ſich an unſeren Gefährten und ſagte: „Wiſſen Sie, Sie würden uns ein außerordentlich großes Vergnügen bereiten, wenn Sie uns hier, in der Stille dieſer Schlucht, auf die wir ſo unerwartet geſtoßen ſind, die Geſchichte des Ihnen bekannten Einſiedlers erzählen würden.“

Die andere Dame und wir alle vereinigten unſere Bitten. Der Herr, an den wir ſie richteten, willigte ein ſie zu erfüllen und begann:

I

Vor zwanzig Jahren, als ich Schüler war und eins der Petersburger Gymnaſien beſuchte, wohnten wir, meine Mutter und deren Schweſter, meine Tante Olga Petrowna, und ich im Hauſe einer anderen reichen Tante väterlicherſeits. Obwohl ſie jetzt nicht mehr am Leben iſt, will ich ſie doch nicht bei ihrem richtigen Namen nennen, ſondern ihr den Namen Anna Lwowna geben. Ihr Haus ſteht auch jetzt noch auf demſelben Platz wie ehedem; nur galt es damals für eins der größten in der Straße, während es heute zu den kleinen zählt. Gewaltige Neubauten haben es erdrückt, und niemand deutet mehr darauf hin, wie es zu der Zeit, in der meine Geſchichte beginnt, oft geſchah.

Da ich meine Erzählung nicht mit den Perſonen, ſondern mit dem Haus angefangen habe, halte ich mich für verpflichtet, Ihnen auch folgerichtig zu erzählen, was es für ein Haus war. Es war ein ſchreckliches Gebäude — ſchrecklich in mancher Beziehung. Es war aus Stein, beſaß drei Stockwerke und hatte drei aneinanderſtoßende Höfe, die von allen Seiten mit ſich völlig gleichenden dreiſtöckigen Gebäuden umbaut waren. Sein Anblick war finſter, grau, faſt gefängnisartig. Der Eindruck, den es hervorrief, konnte traurig ſtimmen. Dieſes Haus bildete einen Teil der Mitgift meiner Tante, als ſie einen nicht ſehr entfernten Verwandten heiratete, einen viel verſprechenden jungen Mann, der in der großen Welt eine glänzende Rolle ſpielte und im übrigen damit

endete, daß er mit einer geradezu ungewöhnlichen Gewandtheit ſein eigenes unbedeutendes Vermögen wie das bedeutende ſeiner Gattin vergeudete und die Hand nach dem Reſt ihrer Mitgift, das heißt nach dieſem Haus ausſtreckte. Dieſe Abſicht ihres Mannes entdeckte meine Tante in Paris, wo die Gatten damals lebten. Anna Lwowna gedachte dort mit ihrer Schönheit zu glänzen und verſuchte, die Bewunderung der ganzen Welt auf ſich zu lenken. Leider aber blendete die Augen dieſer Welt eine Dame der Halbwelt, mit der ein Kampf unſchicklich, wohl auch unmöglich war, weil der Luxus, den ſie trieb, ſo fabelhaft war, daß es ſelbſt ehrbaren Damen intereſſant wurde zu wiſſen, woher die Kokotte nur das alles nahm. Auch meine Tante Anna Lwowna intereſſierte ſich natürlich dafür und erhielt von ihrem Mann die Antwort, daß die beneidenswerte Lage dieſes Glückskindes von der Freigebigkeit eines in Indien reich gewordenen Engländers herrühre.

Es ſtellte ſich jedoch bald heraus, daß alles das erlogen und daß der reiche Engländer kein anderer als der Gatte meiner Tante ſelbſt war, der in einer wirklich unerhörten Art und Weiſe ihr Vermögen zugunſten dieſes dunklen Sterns durchgebracht hatte. Seine Leidenſchaft hatte ihn ſo hingeriſſen, daß nun nichts als das Haus in Petersburg übrig geblieben war, von dem ich ſprach.

Als Tante Anna Lwowna das erfahren hatte, geriet ſie außer ſich und ſchluchzte lange; nachdem ſie jedoch nach und nach wieder zu ſich gekommen war,

offenbarte ſie nicht nur eine große Charakterſtärke, ſondern ſogar eine gehörige Doſis Hartherzigkeit. Sie ließ die von ihrem Mann eingegangenen Verpflichtungen formell für ungültig erklären, ſo daß dieſer in Paris ein Opfer ſeiner Gläubiger wurde, kehrte nach Rußland heim und bezog eine Wohnung in ihrem Haus. Das Haus gewährte der Tante ein ausreichendes Einkommen, ſo daß ſie ohne Sorge davon leben und ihren Sohn Woldemar oder, wie er zu Hauſe genannt wurde, Dodja erziehen konnte. Ihrem Mann ſchickte ſie nie etwas und ſprach auch nie von ihm. Er trieb ſich herum und ging ſchließlich im Ausland ganz zugrunde, ohne daß jemand Genaueres darüber zu ſagen wußte. Die einen behaupteten, daß er irgendwo im Schuldgefängnis geſtorben ſei; die anderen wollten beſtimmt wiſſen, daß er als Croupier in irgendeinem Spielſalon ſich durchſchlage. Aber das ſpielt ja für uns auch keine Rolle.

Tante Anna Lwowna war zu der Zeit, als ich ſie kennen lernte, eine Frau von vielleicht fünfundvierzig Jahren. Sie zeigte noch immer Spuren einer recht bemerkenswerten, wenn auch ſehr unangenehmen, trockenen und herben Schönheit, wie ſie faſt allen Frauen der ruſſiſchen Beaumonde eignet. Anna Lwowna bewohnte in ihrem Haus eine Hälfte des ſehr komfortablen Erdgeſchoſſes. Sie beſtand aus einer großen Wohnung, die der Tante die Möglichkeit gab, als große und doch ſtrenge und ſolide Dame ſo zu leben, wie es die Mehrzahl der ſie beſuchenden hochgeſtellten Perſönlichkeiten erwarteten. Sie liebte es, ein wenig mit ihrer Lage zu kokettieren, ließ ſich gelegentlich wegen

ihrer Schutzloſigkeit und begrenzten Witweneinkünfte gern bedauern, machte jedoch nebenbei glänzende Geſchäfte. Dank ihren Verbindungen und ihrer Geſchicklichkeit koſtete ſie die Erziehung ihres Sohnes keinen Pfennig, und ſie erlangte außerdem auf irgendeine Weiſe auch für ſich noch ein ſehr beträchtliches Subſidium ‚wegen beiſpielloſen Unglücks‘. Die Einkünfte vom Haus legte ſie zurück. Anna Lwowna war eine ſehr berechnende Frau und, die Wahrheit zu ſagen, von einer außerordentlich großen Herzloſigkeit, was Sie wohl ſchon teilweiſe aus dem Verhalten gegenüber ihrem Mann ſchließen konnten, dem ſie ſeine Schuld niemals verzieh und ſelbſt in ſeiner größten Armut mit keinem Groſchen aushalf. Im Hauſe fürchteten alle die Tante und zitterten vor ihr: ich weiß das ſehr gut, weil wir in einem Flügel des Hauſes wohnten, von dem ich beobachten konnte, wie die Leute auf die Tante ſchauten. Sie hatte keinen Verwalter, ſondern beaufſichtigte ſelbſt das Haus und war eine Wirtin von beiſpielloſer Strenge und Unbarmherzigkeit. Es war bei ihr eingeführt, daß alle Mieter die Miete einen Monat im voraus bezahlen mußten; blieb jemand einen Tag im Rückſtand, wurden ihm ſofort die Fenſter ausgehängt und nach zwei Tagen wurde er hinausgeworfen. Begünſtigungen und Nachſicht erwies ſie niemand. Es verſuchte auch keiner der Mieter etwas derartiges zu erlangen, weil jeder wußte, daß es vergeblich war. Die Tante hatte weiſe Grundſätze: ſie ſelbſt blieb für die Mieter immer unſichtbar und ließ keinen von ihnen zu ſich, mochte

er vorbringen, was er wollte. Sie gab nur Anordnungen, und ihre erbarmungsloſen Befehle mußten unbedingt ausgeführt werden. Man ſagt, daß bei dem Vollzug ihres Willens nie die geringſte Nachſicht geübt worden iſt, aber die Tante fand trotzdem, daß ihre Untergebenen noch zu ſchwächlich handelten. Sie wechſelte ſie oft, bis ſie endlich einen fand, der ihrer unbarmherzigen Strenge ganz genügte. Dieſer bemerkenswerte Mann war der Hausmeiſter Pawlin Petrow Pjewunow oder, wie er überall geheißen wurde, Pawlin. Ich empfehle dieſen Mann Ihrer beſonderen Aufmerkſamkeit, weil er trotz ſeiner beſcheidenen Stellung der Held der begonnenen Erzählung iſt.

Deshalb will ich ihn auch etwas genauer beſchreiben und erzählen, wie ich perſönlich das Vergnügen hatte, dieſes ſeltene Exemplar in der bunten Livree kennen zu lernen.

2

Als Mütterchen und ich in eine kleine Wohnung des Hauſes unſerer Tante überſiedelten, die in einem Seitenflügel des zweiten Hofes lag, ſtand Pawlin Pjewunow bereits ſechs Jahre als Hausmeiſter im Dienſt der Tante, galt als Menſch, der ihr ſehr ergeben war, und ſozuſagen ihre rechte Hand bildete. Über dieſes Vertrauen Anna Lwownas zu Pawlin und beſonders darüber, daß er ſchon ſo viele Jahre bei ihr war, liefen im Haus die allerverſchiedenſten und haltloſeſten Gerüchte herum, die ſich auf die dümmſten Schlüſſe ſtützten, inſonderheit darauf, daß Pawlin nach

Meinung vieler ein hübſcher Kerl war. Ich werde Ihnen beſchreiben, wie Pawlin ausſah, als ich ihn kennen lernte. Er war um dieſe Zeit nicht viel über die vierzig, ein großer, kräftiger, gut gewachſener Mann. Sein Haar war von einem hellen Blond, er hatte große, ſehr angenehme graue Augen, eine wundervoll kluge Stirn, im Geſicht einen auffallenden Zug von Strenge. Alle ſeine Bewegungen und ſeine ganze in die Augen fallende Geſtalt zeigten Würde. Man konnte ruhig wetten, daß es in keiner Hauptſtadt Europas einen Hausmeiſter gab, der impoſanter war als Pawlin. Ich bin der Meinung, daß er in irgendeiner vornehmeren Livree als die eines Hausmeiſters noch würdiger geweſen wäre; indes kleidete ihn auch dieſer bunte Rock ausnehmend gut. In dem betreßten, langen hellblauen Rock mit der Kapuze, mit der breiten treſſengeſchmückten Schärpe, dem Dreiſpitz und dem funkelnden vergoldeten Stab in der Hand war Pawlin ein richtiger Pfau,* und dazu noch ein ſehr ſchmucker Pfau, der wohl einer Konkurrenz mit einem der vorzüglichſten Exemplare des prunkvollen Vogels, in den Argus von Juno verwandelt wurde, nicht auszuweichen brauchte. Bei dieſen blendenden Vorzügen hätte Pawlin leicht die Stelle eines Hausmeiſters bei einem Klub oder bei einer der glänzendſten Geſandtſchaften haben können, doch war es ihm nicht darum zu tun und er diente weiter in dem ziemlich beſcheidenen und bürgerlichen Hauſe meiner Tante. Es war die erſte Stellung, die er in Petersburg angenom-

* Ruſſiſch: pawlin. Anm. d. Überſ.

men hatte, und zu wechſeln widerſprach ſeinen Grundſätzen. Pawlins Poſten bei der Tante war keine Sinekure, ſondern er hatte nach der Gepflogenheit in Bürgerhäuſern mehrere Nebenbeſchäftigungen auf ſich zu nehmen. Pawlin war Tantes Argus: mit ſeinem Zutun erfuhr ſie alles, was ſie auch wiſſen wollte. Es hatte den Anſchein, als ob er durch alle Steinwände hindurchſchauen konnte, und er wußte, was in den verborgenſten Winkeln des Hauſes geſchah. Das war für alle um ſo verwunderlicher, als Pawlin mit keinem einzigen Dienſtboten im Haus auch nur die geringſten Beziehungen unterhielt. Er war ſehr ſtolz und erhaben, nicht bloß in ſeinem Äußeren, ſondern auch in ſeinem Charakter ſelbſtbewußt, hart und faſt anmaßend. Pawlin wohnte in einem kleinen, aber von ihm ſehr ſauber gehaltenen Zimmer, das hinter den Säulen des weiträumigen Treppenhauſes verſteckt lag. Dort befand ſich auch auf einem niedrigen Podium ſein Thron zwiſchen zwei Säulen, ein alter ſchwarzer Seſſel mit einem kupfernen Drachen auf der hohen Rücklehne. Seit Pawlin ſein Zimmer bezogen hatte, war es keinem Fremden gelungen dort einzutreten, und niemand wußte, wie es eingerichtet war. Die beiden auf die Straße führenden Fenſter von Pawlins Klauſe waren ſtets mit ſauberen Mullgardinen verhängt, hinter denen Blumentöpfe ſtanden. Wenn es aber jemand glückte, abends, wo das Zimmer durch das Lämpchen des Heiligenbildes beleuchtet war, einen Blick in das Innere zu werfen, konnte er nur den oberen Teil der ſehr ſauberen, tiefblau geſtrichenen Wände und einen Bettſchirm

ſehen, mehr aber nicht. Das Zimmer war ſtändig verſchloſſen, den Schlüſſel trug Pawlin immer in der Taſche. Gaffer, die unter dem einen oder anderen Vorwand in die Abgeſchloſſenheit Pawlins einzudringen trachteten, hielt er ſich in einer ſo entſchiedenen und unhöflichen Form vom Leibe, daß endlich alle davon Abſtand nahmen und keiner ſich mehr danach drängte, ihn zu beſuchen. Was Pawlin in ſeinem ewig verſchloſſenen Zimmer ſo geheimnisvoll wahrte, vermochte keiner zu erraten. Da es jedoch unbedingt notwendig ſchien, dies Geheimnis aufzuklären, bildete ſich bald im Haus ein Komitee, das Pawlin beobachtete und herausbekam, daß er außerordentlich ſparſam war, nicht übermäßig viel aß und nichts außer Waſſer und Milch trank, weshalb das Komitee erklärte, daß Pawlin ein ‚Molokane'* ſei. Das gefiel allen ſehr und tat der allgemeinen Neugier hinſichtlich der Perſönlichkeit Pawlins ſo ſehr Genüge, daß alle mit ruhiger Überzeugung Pawlin für einen ‚religiös Stolzen' hielten. Wie in jedem Unſinn war auch hier ein Stück Wahrheit. Pawlin war in der Tat hochnäſig und ſtolz und ließ ſich mit Dienſtperſonal nicht im geringſten ein. Das war auch begreiflich: er gehörte dem gleichen Stande wie ſie an, hatte mit ihnen aber weder dem Verſtand noch dem Charakter nach irgendwelche Gemeinſamkeiten. Über ſeine Vergangenheit war wenig bekannt: es gingen Gerüchte, daß er von Leibeigenen ſtamme, bei irgendeiner hochſtehenden Perſönlichkeit

* Angehöriger einer religiöſen Sekte, deren Hauptnahrung aus Milch beſteht. Anm. d. Überſ.

Kammerdiener geweſen ſei und ſich vor fünf Jahren frei gekauft habe, indem er ſeinem Herrn nicht weniger als tauſend Silberrubel für ſeine ſtolze und rauhe Seele aufzählte. Aber dieſen Gerüchten war nicht ganz zu trauen. Man glaubte lieber der Fabel, daß Pawlin die Poſt beraubt, ſechs Poſtillone getötet und ſich dann falſche Papiere beſorgt habe, mit denen er auch als Hausmeiſter lebe, in ſeiner verſchloſſenen Kammer die unermeßlichen Schätze der beraubten Poſt bewahrend. Übrigens wurde das, verſteht ſich, nur hintenherum erzählt; Pawlin ſelbſt redete nie von ſeiner Vergangenheit. Sein Leben verlief gleichförmig und regelmäßig wie eine Uhr. Frühmorgens erſchien er im Treppenhaus, ſcheuerte es und verſchwand dann in ſein Zimmer, wo er Tee oder Kaffee trank, den er ſich in einem Samowar zubereitete, deſſen Konſtruktion und Gebrauchsart für alle ein Geheimnis und ein Gegenſtand ungeſtillter Neugierde war. Danach ſchritt Pawlin in Livree auf die Treppe hinaus und begab ſich zu meiner Tante: dort pflegte er ihr Bericht abzuſtatten oder mit ihr zu plaudern, worüber niemand etwas Rechtes wußte, weshalb davon bald das unglaubwürdigſte und unmöglichſte Zeug gefabelt wurde. Die Unterhaltung zog ſich über eine Stunde hin; dann erſchien Pawlin wieder auf der Treppe, aber nicht mehr mit leeren Händen, ſondern mit dem Hausbuch. Er legte es auf den mit Wachstuch überzogenen Tiſch, band ſich die Schärpe um, nahm ſeinen Stab in die Hand und öffnete die Haustür. Nachdem er dieſe Zeremonie hinter ſich hatte,

ſetzte er ſich in den breiten, mit rotem Saffian überzogenen Seſſel und begann das Wohnungsbuch durchzuſchauen, wobei er ſich Anmerkungen in ein beſonderes Heft machte. Mit dieſer Arbeit war Pawlin bis zehn Uhr beſchäftigt. Mit dem letzten Schlag der zehnten Stunde lehnte er ſeinen Stab an eine Säule, vertauſchte den Dreiſpitz mit einer betreßten Mütze und ſchritt in dieſer kleinen Uniform durch das Tor in den Hof. Im Vorbeigehen klopfte er ſchweigend an die Tür zur Hausknechtswohnung, auf welches Zeichen ſofort zwei ſtämmige Burſchen herausgeſprungen kamen, von denen der eine ein Beil, der andere Hammer und Zange in der Hand hatte. Beide verneigten ſich tief vor ihm, er beantwortete ihren Gruß mit einer ſtummen Verbeugung und ſchritt weiter. Die mit Beil und Zange bewaffneten Hausknechte folgten ihm ſchweigend und in geziemender Entfernung. Pawlin wandte ſich dorthin, wohin ihn das Wohnungsbuch wies, das er aufgeſchlagen vor ſich hertrug.

Ich glaube, ich kann Ihnen nur einen ſchwachen Begriff davon geben, welchen Eindruck der morgendliche Rundgang Pawlins in Gefolgſchaft der beiden hinter ihm dreingehenden Liktoren auf alle im Hauſe machte. Aus allen Fenſtern der langen, von armen Mietern bewohnten Seitengebäude des inneren Hofes folgten Pawlin bald böſe, bald verächtliche, am häufigſten jedoch beunruhigte Blicke. Ab und zu tönten hinter ihm Schimpfworte und Hohnreden her, häufiger noch Flüche und erſticktes Weinen. Pawlin beachtete nichts von alledem. Er vollendete ſeinen Gang,

unentwegt wie ein Planet, der ehern ſeine Bahn durch die ihn umgebenden Sterne zieht und geſetzmäßig auf ſeinen alten Fleck zurückkehrt, und ließ weder zornige noch mitleidige Äußerungen hören. Dieſer Gang bedeutete alle paar Wochen, daß Pawlin von den armen Mietern der Teilwohnungen den Monatszins erhob. Die Tante hatte nämlich ſämtliche Hofgebäude zu Teilwohnungen ausgebaut, in der begründeten Überlegung, daß Teilwohnungen immer mehr als große einbringen, weil ſie von armen Leuten gemietet werden, deren es ſtets mehr gibt als reiche und die weder auf geſchmackvolle Herrichtung noch auch auf beſondere Sauberkeit verſeſſen ſind. Weshalb ſich aber der Rundgang Pawlins ſo eindrucksvoll geſtaltete und ſolches Entſetzen hervorrief, werden wir gleich ſehen, wenn wir ihm über eine der kleinen dunklen Treppen folgen, die er unter dem Geleit ſeiner beiden Aſſiſtenten hinaufſtieg. Jetzt bleibt er an einer ihm ſchon bekannten Wohnungstür ſtehen und läutet. Man öffnet ihm nicht ſogleich, aber er iſt geduldig und wird nicht zudringlich. Er hört, wie man in der Wohnung flüſtert, hin und herläuft, etwas verbirgt und weint. Doch er bleibt ruhig ſtehen. Dann läutet er noch einmal, nicht beſonders ſtark, aber ſo eindringlich, daß man nicht anders kann als öffnen. Pawlin zieht die Mütze, tritt ruhig mit ſeinem Buch in die Wohnung, während ſeine Begleitleute inzwiſchen auf dem Flur warten. Wenn er nach drei Minuten wieder heraustritt, können Sie beſtimmt ſehen, wie er etwas hinter den breiten Aufſchlag ſeiner bunten Livree ſteckt. Dort verwahrt er das Mietgeld. Dann geht er

weiter in eine zweite Wohnung, wo am heutigen Tage gleichfalls die Miete im voraus zu zahlen iſt. Die Hausknechte folgen ihm wiederum mit Beil und Zange auf dem Fuße und warten auf ſeine Anordnungen. Alle warten auf ſeine Anordnungen und beten zu Gott, daß ſie nicht erfolgen mögen. Aber was ſind das für Anordnungen? ... Ich will es Ihnen gleich ſagen. Sehen Sie, da kommt Pawlin aus einer Wohnung, ohne etwas in ſeinen Ärmelaufſchlag zu ſtecken. Er macht nur eine Kopfbewegung und ſogleich erſcheinen an einem Fenſter dieſer Wohnung die beiden Köpfe von Pawlins Begleitern. Beil und Hammer arbeiten mit unbeſchreiblicher Schnelligkeit und Gewandtheit, der Fenſterrahmen verſchwindet, und aus dem rahmenloſen Fenſter ſchallt das Schreien der Frau und das Weinen der Kinder. Pawlin aber ſchreitet weiter und kennzeichnet ſeinen Weg wieder durch ein irgendwo ausgehobenes Fenſter. Und von neuem hört man Schreien und Weinen, während aus dem leeren Fenſterrahmen die durch nichts mehr geſchützte Zimmerwärme herausdampft, die die frierenden armen Leute vergeblich durch notdürftig aufgehängte Lumpen zurückzuhalten verſuchen. ...

Je finſterer der Hof wird und je höhere Stockwerke Pawlin erklimmt, deſto öfter wiederholen ſich dieſe ſchreckenerregenden Anordnungen Pawlins. Beinahe hätte ich geſagt: deſto energiſcher, aber bei Pawlin geſchah überhaupt niemals etwas ohne Entſchloſſenheit.

Nachdem er alle Türen abgegangen war, an die er an dieſem Tage anzuklopfen hatte, machte

er ſich auf den Rückweg; die Hausknechte aber trugen die ausgehängten Rahmen hinter ihm drein, die Pawlin mit eigener Hand in einen bei ſeiner Wohnung unter der Treppe befindlichen Verſchlag einſchloß. Danach ſetzte er ſich ruhig in ſeinen hohen Seſſel mit dem Kupferdrachen und begann die ‚Biene‘ und andere Zeitungen zu leſen, die im Haus gehalten wurden und unweigerlich durch Pawlins Hände gingen. Dieſe Lektüre intereſſierte ihn offenbar ſehr, und er verwandte jede freie Minute darauf. Nachdem Pawlin die Zeitungen geleſen und an die Bezieher verteilt hatte, machte er ſich an die Lektüre von Büchern, die zumeiſt oder faſt ausſchließlich aus franzöſiſchen Romanen beſtanden und die er übrigens bei ſeinem Stolz nie von jemand ausbat, ſondern im Abonnement aus der Bibliothek bezog.

Bei dieſen Beſchäftigungen hielten ihn außer Beſuchern, die ſeine Hausmeiſterpflichten in Anſpruch nahmen, nur noch die Mieter auf, deren Wohnungen er am Morgen einer gewaltſamen Ventilation unterzogen hatte, indem er die Fenſter ausheben ließ.

Wenn der unpünktliche Mieter das Geld brachte, nahm es Pawlin ſchweigend in Empfang, vermerkte es im Buch und zog an einer Glocke, worauf die Hausknechte erſchienen, ſchweigend den von Pawlin bezeichneten Rahmen aus dem Verſchlag zogen und ſich daran machten, ihn wieder einzuſetzen. Wenn aber der Mieter oder die Mieterin mit Klagen, Beſchwerden oder Bitten um Nachſicht kam, erfolgte weiter nichts als eiſiges Schweigen; ein Glockenzug, die Hausknechte erſchienen

und der Bittſteller wurde hinausgeführt, ohne ein einziges Wort als Antwort auf ſeine Beſchwerde vernommen zu haben.

So führte der berühmte Pawlin ſeine Pflichten bei meiner Tante aus, dem doch das Schickſal ſpäter ebenſo mitſpielte, wie er es ſich den Mietern meiner Tante gegenüber erlaubt hatte.

3

Mein Mütterchen und ihre Schweſter Olga Petrowna, die ſich wegen der Kränklichkeit meiner Mama meiner Erziehung annahm, bewohnten im Haus Anna Lwownas eine kleine Wohnung, die vom zweiten Hof aus zu erreichen war. Ich erinnere mich jetzt nicht mehr, wieviel wir für unſere Wohnung zu zahlen hatten, und vermag nicht zu ſagen, wie man mit uns verfahren wäre, wenn wir auch nur einmal unſern Zins nicht zur rechten Zeit bezahlt hätten. Wahrſcheinlich hätte Anna Lwowna, die ſich ſo rückſichtslos gegen ihren verſchollenen Mann benommen hatte, auch gegenüber deſſen Schweſter, meiner Mutter, keine Schwäche gezeigt, die es weiß Gott aus welchen Gründen für gut gehalten hatte, im Haus ihrer Schwägerin Wohnung zu nehmen, wo wir gleich beim erſten Schritt auf bedenkliche Unannehmlichkeiten ſtießen. Dabei wurden wir zum erſtenmal mit Pawlin bekannt. Wir zogen gerade am Weihnachtsabend ins Haus der Tante ein. Der Tag war kalt und, wie es zu dieſer Jahreszeit in Petersburg zu ſein pflegt, ſehr kurz, ſo daß ſchon die Dämmerung eingetreten war, als die Wagen mit

unſerem dürftigen Hausrat auf den Hof fuhren. Mütterchen hatte bis zu dieſem Augenblick bei der Tante Anna Lwowna geſeſſen, während Tante Olga, die Anna Lwowna nicht leiden konnte, und ich in der leeren Wohnung hin und hergingen. Kaum aber waren die Möbel angekommen, da erſchien Mütterchen in der Wohnung, um anzuordnen, wo die Sachen hingeſtellt werden ſollten.

Nach ihren Worten hatte ihr Anna Lwowna ſelbſt geraten, zu dieſem Zweck hinüberzugehen; ſo war ſie gegangen und ſagte nun zu den Leuten: „Tragt die Sachen hinauf!“ Die Männer ſchauten ſich aber nur dumm an. Plötzlich tauchte hinter ihnen die Geſtalt Pawlins auf, und hinter ihm ſeine beiden Adjutanten mit den bekannten Inſtrumenten.

„Was willſt du denn, Väterchen?“ fragte Mama.

„Das Geld bitte für den kommenden Monat“, antwortete Pawlin und ſchlug vor Mama ſein Buch auf.

„Schön, ſchön, mein Freund; ich ſchicke es morgen früh“, verſetzte Mama kurz angebunden, ſchob mit der Hand Pawlin und das Buch beiſeite und rief ihre Leute heran. Aber die Männer rührten ſich nicht vom Fleck. Pawlin lächelte kaum merklich und antwortete, daß es keine Friſt bis morgen geben könne, ſondern das Geld unbedingt im Augenblick bezahlt werden müſſe.

Mama fühlte ſich durch dieſe Unhöflichkeit beleidigt und wurde ganz blaß.

Pawlin merkte es; es war ihm augenſcheinlich unangenehm. Er runzelte die Brauen und ſagte mit

einer gewiſſen nervöſen Ungeduld in der Stimme: „Es iſt hier ſo Brauch, gnädige Frau!“

„Schön, daß es bei dir ſo Brauch iſt, aber du könnteſt dir doch, meine ich, überlegen . . .“ Mütterchen verlor vor Erregung die Worte und ſtockte.

Pawlin antwortete auf ihre letzte Bemerkung: „Das kann ich wohl.“

„Du weißt, daß Anna Lwowna für mich keine Fremde iſt, ſondern meine Schwägerin?“

„Jawohl.“

„Nun alſo, was willſt du denn?“

„Das Geld, gnädige Frau. Ich kann ſonſt nicht geſtatten, daß Ihre Sachen heraufgetragen werden.“

„Wieſo kannſt du es nicht erlauben? Sollen die Sachen vielleicht nachts auf dem Hof ſtehen und wir auf dem Fußboden ſchlafen?“

„Sie werden auch nicht auf dem Fußboden ſchlafen, ſondern ſich bemühen, von hier fortzukommen, ſonſt laſſe ich ſofort die Fenſter ausheben,“ entgegnete Pawlin, zog wieder ſeine Brauen ungeduldig zuſammen und fügte hinzu: „es iſt bei uns ſo Brauch.“

Die Dienſtmänner und Fuhrleute, die unſere Sachen gebracht hatten, begannen die Köpfe zuſammenzuſtecken und zu tuſcheln. Pawlin ſtand mit ſeinem Buch im Vorzimmer und ſchenkte dem allen keinerlei Beachtung.

„Aber das iſt doch lächerlich,“ rief Mama, „eben habe ich noch Anna Lwowna beſucht, und ſie ſagte kein Wort davon, daß ſie das Geld ſofort haben wollte. Ihretwegen habe ich mich ſo verſpätet, daß es unmöglich iſt, Geld von der Bank zu holen . . . Aber . . .

aber was iſt das für ein Unſinn! Ich habe nicht im geringſten Luſt, mich mit dir herumzuſtreiten," fügte Mütterchen erboſt hinzu und ſagte, daß ſie ſofort ſelbſt zu Anna Lwowna gehen wolle.

„Das wird vergeblich ſein," verſetzte Pawlin trocken.

„Das überlaß nur mir, mein Freund."

Aufgebracht warf ſie ſich ein Tuch um die Schultern und begab ſich zur Hausherrin. Unterdeſſen machte Pawlin, ohne ſeinen Poſten zu verlaſſen, ſeinen Aſſiſtenten ein für uns unmerkliches Zeichen und innerhalb einer Minute ſtrömte zu unſerer nicht geringen Verwunderung aus dem zu Mamas Schlafzimmer beſtimmten Raum eine durchdringende Kälte. Ich war bis jetzt in die Betrachtung der bunten Uniform Pawlins verſunken geweſen, ſchaute aber nun auf und ſah, daß die Hausknechte den einen inneren Fenſterrahmen in den Händen hielten. Gleichzeitig erſchien von der anderen Seite Mama und ſagte, vor Kälte und Unwillen zitternd, auf franzöſiſch: „Stell dir vor, Olga, was dieſe Anna Lwowna für eine iſt! Denke dir, ſie hat mich nicht vorgelaſſen."

Die gute Tante Olga entgegnete, daß ſie das erwartet hätte.

„Das iſt ja entſetzlich!" antwortete Mama. „Ich bin überzeugt, daß ſie daheim iſt, weil wir uns doch vor kaum einer Viertelſtunde erſt getrennt haben. Aber man ſagte mir, daß ſie zur Abendmeſſe gefahren ſei. Wie kann ſie zur Abendmeſſe fahren, wenn man hier, in ihrem eigenen Haus, eine Verwandte ihres

Gatten derart beleidigt? Verlaſſen wir ſo ſchnell wie möglich dieſen Ort. Mag alles auf dem Hof liegen bleiben, aber ich will nicht hier wohnen. Mein Fuß betritt die Schwelle dieſes Hauſes nicht mehr. Zieh dich an, wir gehen in irgendein Gaſthaus. Ich will dieſen Taugenichts keinen Augenblick mehr ſehen!“

Nachdem meine aufgeregte Mama Pawlin dieſes letzte Kompliment an den Kopf geworfen hatte, begann ſie mir haſtig meinen warmen Mantel anzuziehen. Unter den Dienſtleuten wurde das Getuſchel noch ſtärker; die Hausknechte mit den ausgehobenen Fenſtern in den Händen lachten leiſe in ſich hinein; die Fuhrleute riefen und ſchimpften draußen, daß man ſie ſo lange warten laſſe; durch die leeren Fenſteröffnungen ſtrömte die Kälte in die Wohnung. Pawlin ſtand in gemeſſener Haltung da und in ſeinem Geſicht war nicht die geringſte Unruhe zu bemerken. Wie ſeltſam Ihnen auch der Vergleich erſcheinen mag, aber Pawlin erinnerte mich damals mit einem Male an Goethe, deſſen großmächtige und wie erſtarrte Geſtalt ich von einem Stich her kannte, der ſich in meinem Bilderbuch befand. Es war, als ob Pawlin die winzigen Leiden der Menſchen gar nicht berührten: er allein ſorgte für die allgemeine Harmonie alles deſſen, was vor ſeinen Augen geſchah.

Aber trotz meinen Beobachtungen weiß ich nicht, womit dieſe lächerliche und ärgerliche Verdrießlichkeit geendet hätte. Wir wären gewiß aus der Wohnung hinausgeworfen worden, wenn nicht Tante Olga die Sache in die Hand genommen hätte. Sie zog Mama

für ein paar Augenblicke beiſeite, unterhielt ſich mit ihr auf franzöſiſch und brachte ſie zu der Überzeugung, daß wir durch Übereilung nichts gewännen und daß wir damit auf die ehrenwerte Anna Lwowna keinen Eindruck machen würden, weil ſie höchſtwahrſcheinlich ſchon viele Äußerungen der Art erlebt habe, ohne ſich von einer einzigen umſtimmen zu laſſen.

„Aber ich bin überzeugt, daß nicht ſie, ſondern nur dieſer Grobian da an allem ſchuld iſt," ſagte Mama und wurde milder geſtimmt.

„Und ich glaube im Gegenteil felſenfeſt, daß bloß ſie, und nicht dieſer, wie du ſagſt, Grobian die Schuld trägt. Er ſcheint mir ein ſehr braver und ehrenwerter Menſch zu ſein, weil er genau das ausführt, wozu er verpflichtet iſt; ich weiß das zu ſchätzen und zu würdigen," antwortete Olga.

„Aber was ſollen wir tun? Es iſt lächerlich, ich habe kein Geld, ich habe vergeſſen es abzuheben . . ."

„Wir holen es und zahlen."

„Wo? Die Bank hat geſchloſſen, draußen iſt es Nacht, und wir haben keine Bekannten." (Wir waren damals gerade erſt aus der Provinz nach Petersburg übergeſiedelt.) „Man kann doch nicht Anna Lwowna anborgen, um ſie mit demſelben Geld zu bezahlen."

„Nein, ſie nicht," ſagte Tante Olga und ging währenddem zu Pawlin, wobei ſie zwei Brillantringe von ihrer Hand zog. Sie fragte ihn: „Können Sie die Ringe nicht bis übermorgen als Pfand nehmen? Übermorgen holen wir unſer Geld und löſen ſie aus."

„Ich habe die Pflicht, der Hauswirtin ſofort das Geld zu bringen, gnädige Frau," ſagte Pawlin und gewann große Hochachtung vor Olga.

Bei der Antwort auf ihre Frage drückte er gleichſam durch den Tonfall ſeiner Stimme ſeinen Dank für das aus, was ſie zu Mama über ihn geſagt hatte.

„Na, dann laſſen Sie die Ringe doch in irgendeinem Laden verpfänden."

Pawlin dachte nach, winkte einen ſeiner Hausknechte herbei und hieß ihn nach Tante Olgas Wunſch die Ringe bei einem ihm bekannten Ladenbeſitzer verpfänden, deſſen Namen er nannte und dann für alle Fälle noch einmal wiederholte.

Als der Hausknecht zurückkehrte, brachte er mehr Geld mit, als wir brauchten. Vorher hatte Pawlin dem andern Hausknecht ſchweigend beim Einſetzen der uns entzogenen Fenſter geholfen. Nachdem er die Miete, die ihm zuſtand, erhalten hatte, machte er eine höfliche Verbeugung und ging.

Tante Olga, die nicht nur klug und gütig, ſondern auch ſehr heiter und humorvoll war, begann ſofort nach Pawlins Weggang über die eben ausgeſtandene Verlegenheit zu ſcherzen und brachte nicht nur mich und Mama in die fröhlichſte Laune, ſondern ſogar alle unſere Dienſt- und Fuhrleute, die ſich bei jedem Möbelſtück, das ſie in die Wohnung brachten, die Gelegenheit nicht entgehen ließen, verſchiedene Witze über Anna Lwowna zu machen und ſie eine große Hexe, Teufelin und anderes Schmeichelhaftes zu nennen.

Innerhalb einer Stunde ſtand jedes Möbelſtück

auf ſeinem Platz, die kleinen Sachen waren mehr oder weniger aufgeräumt und die Wohnung in einem einigermaßen ordentlichen Zuſtand. Nach einer weiteren Stunde, die ich mit Mütterchen und der Tante bei der Abendmeſſe verbracht hatte, fanden wir unſere Wohnung bereits warm und konnten dem Feiertag in unſern weißen Betten entgegenſchlafen. Tags darauf wurden die Ringe Tante Olgas natürlich ausgelöſt. Wir lebten uns ein, waren aber feſt entſchloſſen, hier nicht lange zu bleiben, nachdem uns bei unſeren erſten Schritten ſolche Unannehmlichkeiten zugeſtoßen waren. Mama ſagte, daß wir nicht länger als einen Monat wohnen bleiben und noch vorher wegziehen würden, wenn ſie früher eine geeignete Wohnung finden ſollte. Niemand widerſprach ihr, aber zum größten Ärger Mamas fand ſich keine andere Wohnung, und die, in der wir jetzt wohnten, war warm, trocken und konnte gar nicht bequemer für uns ſein. Dazu zeichnete ſich das düſtere Haus der Tante, dank des in ihm herrſchenden ſtrengen Geiſtes Pawlins, durch Ruhe und Sauberkeit aus. Tante Olga machte Mama darauf aufmerkſam und verſuchte ſie allmählich dahin zu bringen, ſich nicht mehr aufzuregen und bis zum Sommer nicht von hier fortzuziehen.

„Wir beſtrafen ſie damit nicht“, ſagte Tante Olga in bezug auf die ehrenwerte Anna Lwowna, „und machen uns ſelbſt nur Plagereien und Verluſte. Verdient ſie denn das?“

Mütterchen ſtimmte allmählich zu, daß Anna Lwowna das nicht verdiene, und entſchloß ſich, noch

einen Monat zu bleiben, aber nur unter der Bedingung, daß ‚der Grobian‘, das heißt Pawlin, nicht ihre Ruhe ſtöre und ſich niemals bei uns in der Wohnung zeige.

Tante Olga unternahm es, alles zum beſten einzurichten. Einen Tag, bevor die Miete zum zweiten Male fällig wurde, trug ſie das Geld ſelbſt in die Hausmeiſterloge und händigte es Pawlin ein.

Mit Anna Lwowna führten weder Mama noch Tante Olga ein weiteres Wiederſehen herbei. In Tante Olgas Beziehungen zu Anna Lwowna bemerkte ich trotz meiner damaligen Unerfahrenheit einen unüberwindlichen Abſcheu. Wir wohnten dort als durchaus fremde und der Wirtin ganz unbekannte Leute, was uns nicht im geringſten bedrückte und ſie gleichfalls augenſcheinlich wenig verwirrte. Von Zeit zu Zeit ſahen wir von unſern Fenſtern aus, wie Pawlin ſeine Schickſalsgänge durch das Haus unternahm und die Miete kaſſierte. Hinterher gähnten dann bald in der einen, bald in der andern Wohnung die leeren Fenſterhöhlen. Aber das ging uns nicht unmittelbar an, wir gewöhnten uns bald daran und begannen uns ſogar ein wenig darüber luſtig zu machen. Was ſollte man machen? Solche Wunder bringt die Gewohnheit zuſtande. Wir lachten nicht über das Unglück der dem Erfrieren ausgeſetzten Leute, ſondern nur darüber, daß in einer volkreichen Stadt etwas geſchehen konnte, was in einer Steppenherberge am Platze ſein mochte. Dieſer gewichtige, bunte Pawlin mit der Phyſiognomie und Geſtalt Goethes, dieſe

Hausknechte mit ihren Inſtrumenten, die an die Henker bei der Kreuzigung Chriſti auf Steubens Gemälde erinnerten, dieſes ſchnelle Aus- und Einſetzen der Fenſter und die allgemeine vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber dieſer Willkür — all das hatte in der Tat etwas Tragikomiſches. Bei uns erſchien Pawlin nicht mehr, weil am Ende des zweiten Monats die Tante wiederum ſein Erſcheinen abwendete, indem ſie ihm am Abend vor dem Termin das Geld in die Loge brachte. Auf die gleiche Weiſe zahlte ſie auch bei Beginn des vierten Monats. Die Einrichtung wurde zum feſten Brauch, dank deſſen wir weiter in unſerer ſchönen und bequemen Wohnung blieben. Wir hatten ganz vergeſſen, daß das Haus Anna Lwowna gehörte, deren liebreichem Benehmen wir einen ſo originellen Heiligen Abend zu verdanken gehabt hatten. Wir erinnerten uns ihrer nur, wenn wir von unſeren Fenſtern Licht in ihren Prunkzimmern ſahen, aber auch das nur ſo nebenhin und ganz gleichgültig: ‚Heute abend ſind Gäſte bei ihr‘ oder etwas ähnliches ſagten wir. Was jedoch Pawlin betraf, ſo weiß ich ſelbſt nicht, wie es kam, daß ſein bei uns ſo lange vermiedener Name plötzlich anfing, nicht nur ohne Zorn und Bitterkeit, ſondern ſogar mit einer gewiſſen Hochachtung ausgeſprochen zu werden.

4

Wenn unſere gute Meinung über Pawlin dieſem irgendwie von Nutzen war, dann mußte er dafür Tante Olga danken, die er bei jeder Gelegenheit mit grenzenloſer Hochachtung behandelte, wodurch er

ſich ihr Wohlwollen erwarb. Mütterchen pflegte ſcherzend zu Tante Olga zu ſagen, daß ihr Daniels Wunderſieg über die wilden Tiere gelungen ſei, indem ſie ſich Pawlin unterwürfig gemacht habe. Doch in dieſem Scherz war ein gut Teil Wahrheit: Pawlin verehrte die Tante, obgleich man zu ſeiner Ehre ſagen muß, daß er ſeine Hochachtung unter vollſter Wahrung ſeiner unangreifbaren Würde ausdrückte. Er verneigte ſich vor ihr nur tiefer als vor den übrigen und machte ihr ehrerbietiger Platz als Anna Lwowna ſelbſt, die er nach Tante Olgas Beobachtungen nicht leiden konnte und verachtete. Woraus ſie das herleitete und ſchloß, da ſie ja nie mit Pawlin darüber ſprach, weiß ich nicht, aber man fühlte die Richtigkeit ihrer Annahme. Aus alledem mögen Sie erſehen, wie man ſich bei uns andauernd mit Pawlin beſchäftigte. Seine Perſönlichkeit intereſſierte uns alle, mich nicht ausgeſchloſſen, der das Hauptaugenmerk auf ſeine bunte Uniform richtete, doch auch Mama, der er ſympathiſch zu werden begann, ſeit Tante Olga ſeine Verachtung gegen Anna Lwowna feſtgeſtellt hatte.

So lebten wir eine ganze Zeit weiter im Hauſe Anna Lwownas und beobachteten Pawlin aus der Ferne. Aber ganz unerwartet hatten wir Gelegenheit, ſeine allernächſte Bekanntſchaft zu machen. Es kam dadurch, daß Mama mit einem ihrer Dienſtboten unzufrieden war und einen anderen Diener anſtellen wollte. An Stelle des Gehenden wurde ein anderer erwählt und verpflichtet, der am folgenden Tage ein-

treffen und ſeinen Dienſt bei uns antreten ſollte. An dem dieſem Tag vorhergehenden Abend wurde jedoch Tante Olga durch einen der Hausknechte ein Brief übermittelt, auf deſſen Umſchlag ihr Name ſtand. Die Handſchrift war ihr unbekannt und ſo ungelenk, wie in Rußland die Leute ſchreiben, die ſich dieſe Kunſt ſelbſt beigebracht haben. Im Umſchlag befand ſich ein auf reines Papier ſauber geſchriebener Brief in derſelben autodidaktiſchen Handſchrift. Er enthielt, wenn ich mich recht erinnere, genau folgendes: ‚Euer Hochwohlgeboren Olga Petrowna! Ihre Frau Schweſter haben ſich einen Diener engagiert (folgte der Name), aber ſelbiger iſt ein leichtſinniger Menſch, und darum iſt ſeiner Verläſſigkeit nicht zu trauen, worüber ich ſo kühn bin, Ihnen zur Vorſicht Mitteilung zu machen. Unterſchrift: Hausmeiſter Pawlin Pjewunow.‘ Die Tante zeigte den Brief meiner Mutter und dieſe entſchloß ſich, auf die Warnung Pawlins zu hören. Der bereits engagierte Diener erhielt eine Abſage, und als Mama bei ihrem gewöhnlichen Spaziergang über den Hof ging und Pawlin traf, dankte ſie ihm für ſein freundliches Intereſſe. Der ſeltſame Kauz nahm ſeinen Treſſenhut ab und antwortete Mama mit einer ſchweigſamen, aber höflichen Verbeugung. Als ſich am Abend Mama zum Tee ſetzte, ſagte ſie zu Tante Olga: „Wir brauchen aber trotz alledem einen Diener. Herr Pawlin hat uns wohl vor einem gewarnt, wo wir aber einen andern finden können, hat er uns nicht geſagt.“

„Das iſt auch nicht ſeine Sache“, antwortete die Tante.

„Weiß ich; aber ich meine, er könnte uns vielleicht einen empfehlen.“

„Haſt du ihn denn darum gebeten?“

„Nein; er ſcheint auch nicht den Wunſch zu haben, mit mir zu ſprechen, er ſchaute mich mit einer Herablaſſung wie mindeſtens ein Miniſter an und machte eine Verbeugung. Eine andere Sache wäre es,“ ſagte ſie ſcherzhaft, „wenn du ihn darum angehen würdeſt: für dich würde er es ſich gewiß als große Ehre anrechnen, uns dieſen Dienſt zu erweiſen.“

Die Tante ging mit dem ihr eigenen Humor auf dieſen Scherz ein und antwortete in demſelben Ton: „Schön, ich will ihn bitten.“

Als am andern Tag gegen Abend die Tante noch eine Beſorgung vor Anbruch der Nacht zu machen hatte, ging ſie mit mir zuſammen in die Hausmeiſterloge, wo Pawlin nach ſeiner Gewohnheit allein auf ſeinem Seſſel ſaß und beim Schein einer grünen Lampe ein Buch las.

Als er die Tante bemerkte, legte er ſofort ſein Buch auf den Tiſch, verneigte ſich höflich und nahm, ſich zu ſeiner ganzen Größe emporreckend, die Geſtalt Goethes an.

Tantchen trug ihm ihre Bitte vor. Pawlin zog die Brauen zuſammen, dachte etwas nach und antwortete: „Ich weiß im Augenblick keinen Diener, der ſich für Sie eignen würde.“

„Sie können uns auch niemand empfehlen?“

„Ich wage es nicht, Gnädigſte, weil ich mich auf keinen beſinnen kann.“

Wir gingen, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Als wir nach Hauſe kamen, machte ſich Mama nicht wenig über die Tante luſtig, weil ihre Macht über Pawlin Pjewunow nichts ausgerichtet hatte, der ihrer Äußerung nach eben ein roher Klotz war und blieb. Aber die Tante nahm ihn auch jetzt in Schutz, indem ſie ſagte, daß ſie in ſeiner Abſage nur einen neuen Beweis ſeiner Umſichtigkeit und Zuverläſſigkeit ſehe. „Er iſt vorſichtig,“ ſagte ſie, „weil er ein Menſch iſt, der den Dingen auf den Grund geht. Wenn er jemand gewußt hätte, den er hätte empfehlen können, würde er es ſofort getan haben.“

Tante irrte ſich nicht. Als ſie am folgenden Morgen aufſtand, kam wieder ein kurzer Brief, in dem Pawlin ſie in ſeinem lapidaren Stil bat, ſich noch ein, zwei Tage mit der Anſtellung eines neuen Dieners zu gedulden, da er beſtimmte Nachrichten über einen bekannt zuverläſſigen Herrſchaftsdiener erhalten habe, mit dem er bereits zuſammen bei einer Herrſchaft in Dienſt geweſen ſei.

Jetzt kamen die wahren Gefühle Mamas für Pawlin zum Vorſchein. Sie ſprach von ihm nicht mehr als von einem Grobian, ſondern war außerordentlich froh, einen Diener von der Schulung Pawlins zu bekommen. Sie erklärte ſich einverſtanden, auf den von Pawlin empfohlenen Diener zu warten, und wenn es auch einen ganzen Monat dauern ſollte. Aber das war durchaus nicht nötig, weil die erwartete Perſon bereits am andern Tag erſchien, ſofort genommen wurde und ſogleich ihren Dienſt als beſcheidener Diener unſeres beſcheidenen Haushalts aufnahm.

Der uns von Pawlin geſandte Diener war etwas älter als er und weit gutmütiger und offenherziger. Er war wirklich ein guter Kerl, hatte einen fröhlichen, offenen Charakter und beſaß eine außergewöhnliche Sanftmut und Gefügigkeit, wodurch er ſich mit einem Schlag unſer aller Vertrauen und Wohlwollen erwarb; dabei kam ihm natürlich die Empfehlung Pawlins zuſtatten, der uns auf dieſe Weiſe ſeinen erſten Dienſt erwieſen hatte.

Bald war er uns auch zum zweitenmal gefällig. Wir hatten die Abſicht, den Sommer auf dem Lande zu verbringen, und waren betrübt, unſern guten Diener zu Hauſe in der Wohnung zurücklaſſen zu müſſen. Aber was geſchah? Wir hatten kaum beim Abendeſſen über dieſe Angelegenheit geſprochen, als Tantchen am nächſten Morgen wieder einen Brief erhielt. Pawlin teilte in demſelben lapidaren Stil mit, daß wir den Sommer über durchaus niemand in der Wohnung zurückzulaſſen brauchten, da er, Pawlin, ‚ſelbſt imſtande wäre, ſie ohne jede Mühe zu beaufſichtigen‘.

Es war ſehr verlockend, dieſes Anerbieten anzunehmen, da es unſere ganzen Schwierigkeiten in ausgezeichneter Weiſe löſte; es blieb nur noch die Frage, wie man Pawlin für dieſe Beaufſichtigung entlohnen ſollte. Zur Beratung dieſer Frage wurde unſer Diener hinzugezogen, aber er proteſtierte auf das entſchiedenſte gegen eine derartige Abſicht: „Pawlin Petrowitſch iſt ein ehrgeiziger Menſch,“ ſagte er, „er tut das um der Ehre willen, mit einer Entlohnung würde man ihn entſetzlich beleidigen.“

Dabei blieb es auch. Weder Mama noch Tante Olga konnten ſich etwas Beſtimmtes ausdenken, womit ſie dem braven Pawlin ihren Dank hätten zeigen können.

Pawlin begann bei uns der ‚Brave‘ genannt zu werden. So hatte ſich ſein Anſehen bei uns geändert im Anfang des nun beginnenden Zeitabſchnitts, wo er ſich geſtählt zeigen mußte im Kampf mit Gefühlen, die, allem Anſchein nach, ſeinem ganzen Weſen zuwiderliefen.

5

Wir fuhren ab. Als wir zurückkehrten, fanden wir unſere während der ganzen Zeit unſerer Abweſenheit unbewohnt gebliebene Wohnung in peinlichſter Ordnung vor. Uns gegenüber waren neue Mieter eingezogen. Es war eine junge Frau mit ihrer betagten Mutter und einem Mädchen von ſechs Jahren, einem außerordentlich liebreizenden Kind. Wir hatten natürlich keinerlei Beziehungen zu dieſen neuen Mietern, aber Mama wie Tante mußten doch unwillkürlich ihre Aufmerkſamkeit auf einen merkwürdigen Zug wenden, der allen drei Mitgliedern unſerer Nachbarfamilie eigen war. Sie befanden ſich alle drei in verſchiedenen Lebensaltern, aber auf allen ihren Geſichtern — der vergehenden, blühenden und keimenden Schönheit — war irgendein angeborener Kummer und ſchickſalhafte Vorbeſtimmung zum Unglück ausgeprägt.

Tante Olgas erſte Sorge war es, ſich zu erkundigen, ob ſie arm ſeien; ſie wurde erſt wieder ruhig, als ſie wußte, daß die Familie ihren Ernährer hatte.

Die junge Frau war an einen Regimentsarzt verheiratet, ſo daß ſie leben konnten, ohne Not zu leiden. Die Tante bekreuzte ſich und ſagte: Gott ſei Dank! Dieſes ‚Gott ſei Dank!‘ bezog ſich ſowohl auf unſere Nachbarn wie auf die Tante ſelbſt, die in der erſten Nacht nach unſerer Rückkehr in die Stadt im Traum geſehen hatte, daß Pawlin und ſeine Henkersknechte zu unſern Nachbarn kamen und daß ſie alle Sachen aus den Fenſtern auf den Hof hinabwarfen. Gleichzeitig wurde ein Sarg vom Hof gefahren, auf dem das entzückende kleine Mädchen mit dem leidgezeichneten Geſicht ſaß. Hinter dem Zug wurde Pawlin in ſeiner bunten Livree ſichtbar, die Schärpe umgebunden und den Hut auf dem Kopf. In der einen Hand hielt er ſeinen blitzenden Stab und eine Fackel, in der andern — ſein abgeſchnittenes Haupt; rund um ihn herum aber ſchoſſen aus dem Boden Vögel empor von blaßroter Farbe: ſie ſchwangen ſich ſchnell in die Höhe, mit den Flügeln ein unerträgliches Pfeifen erzeugend, aus der Höhe aber fielen von den Flügeln weiße Federchen herab, die in Aſche zerſtäubten, je mehr ſie ſich der Erde näherten. Ein Augenblick — und von der ganzen bunten Herrlichkeit Pawlins war kein Atom mehr vorhanden. Er ſtand ſchwarz wie ein verbrannter Pfahl, hatte auch wieder einen Kopf, aber von ſolcher Grauenhaftigkeit, daß ſich die Tante entſetzte, aufſchrie und erwachte. Doch war ſie überzeugt, einen prophetiſchen Traum geſehen zu haben, der nicht ohne Erfüllung bleiben konnte.

Die Tante irrte ſich nicht. Ihr Traum verwirklichte ſich. Den unanfechtbaren Pawlin erwartete eine bittere und ſchickſalsſchwere Prüfung.

Die Sache nahm damit ihren Anfang, daß wir, als wir an einem bitterkalten Morgen, am Dreikönigstag aufwachten, in der Wohnung unſerer neuen Nachbarn drei Fenſter ausgehoben ſahen. Mütterchen und Tante wußten ſofort, daß dies die Arbeit unſeres ‚braven‘ Pawlin war, und ſeufzten. Wie ich Ihnen ſchon erzählte, herrſchte draußen eine bittere Kälte, und es war nicht ſchwer ſich vorzuſtellen, was die unglücklichen Frauen jetzt durchmachen mußten, deren Wohnung der gute Pawlin mitten im Winter in einen ſommerlichen Zuſtand gebracht hatte. Offenſichtlich mußten ſie in ihren fenſterloſen Zimmern vor Kälte erſtarren. Mama geriet bei der ihr eigenen Reizbarkeit in einen ſchrecklichen Zorn. Sie nannte den ‚braven‘ Pawlin mehrere Male einen Henker, Juden und Räuber. Darauf ſchickte ſie das Mädchen zu den Nachbarn und ließ ſie bitten, ihr den Gefallen zu tun, für einige Zeit eins von unſeren Zimmern zu beziehen, das denn auch im Augenblick zu ihrer Aufnahme hergerichtet wurde. Aber das Mädchen kehrte zurück mit der Antwort, daß die gnädige Frau ausgegangen ſei und daß die alte Mutter für die Teilnahme danken laſſe, aber ſich entſchieden weigere, den Vorſchlag meiner Mutter anzunehmen. Die Abſage der alten Dame würde damit begründet, daß ſie ihre Tochter erwarte und überzeugt ſei, daß ſie bald mit Geld zurückkehre, dann werde man be-

zahlen und alles wäre wieder in Ordnung. Mama ſandte darauf noch einmal jemand hinüber und ließ bitten, wenigſtens das kleine Mädchen zu uns zu ſenden, da ihm wegen der leeren Fenſter eine Erkältung drohe. Damit hatte ſie mehr Erfolg: ich ſehe es gleichſam vor mir, wie man das kleine ſechsjährige Mädchen mit dem lieblichen, aber wie vom Unglück gezeichneten Geſicht zu uns brachte. Es gibt beſtimmt ſolche Geſichter: ich wenigſtens habe ſie mehrere Male geſehen. Unſer kleiner Gaſt verſtand damals wohl nicht völlig die ſchwere Lage ſeiner Angehörigen. Als man der Kleinen den gefütterten Seidenmantel auszog, in dem man ſie zu uns ins Vorzimmer gebracht hatte, verwandte ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf, mit einer gewiſſen Grazie einzutreten und uns zu begrüßen, was ihr auch völlig gelang. Es war zu ſehen, daß ſie wohl erzogen war und daß man ſich um ihre Manieren kümmerte. Im übrigen waren zu der Zeit Kinder, die nicht verſtanden aufzutreten und Verbeugungen zu machen, noch nicht in Mode gekommen, denn Fröbelſche Mütter exiſtierten noch nicht.

Ehe wir das kleine Mädchen, das Ljuba hieß, erwärmt hatten, kehrte ſeine Mutter, auf deren Namen ich mich jetzt nicht mehr beſinne, nach Hauſe zurück. Unſere Leute ſahen, wie die junge Frau in ihre Wohnung ging, aber zu unſerer größten Verwunderung kam ſie nicht ſofort aus ihrer Wohnung zu uns oder ließ ihr Töchterchen holen. Auch brachte man ihr nicht die Fenſterrahmen, wie es doch ſonſt geſchah, wenn die Mietzahlung erzwungen war. All das waren

ſchlechte Anzeichen, aus denen nicht ſchwer zu erraten war, daß unſere bedauernswerte Nachbarin kein Geld nach Hauſe gebracht hatte. Mutter wie Tante Olga begriffen das im ſelben Augenblick. Die letztere zögerte keine Minute, in die zerſtörte Wohnung hinüber zu laufen, von der ſie jedoch einige Augenblicke ſpäter zurückkam, worauf ſie ihre Schatulle öffnete und von neuem zu den Nachbarn eilte. Nach zehn Minuten bewegte ſich der bekannte Zug über den Hof: die Hausknechte, Fenſterrahmen, Hammer, Zangen, Nägel, der Blechkübel mit Kitt, und hinterdrein der bunte Pawlin mit dem Zinsbuch, das bis zum heutigen Tag ein ängſtliches Zittern in mir hervorruft. Es war klar, daß die gute Tante Olga das nötige Geld zuſammengebracht, daß unſere Nachbarn es angenommen und damit die Wohnung bezahlt hatten, die denn auch unverzüglich inſtand gebracht und geheizt wurde. Da die Zimmer jedoch einige Stunden lang ohne Fenſterſcheiben geweſen und ganz ausgekühlt waren, ließen Mama und Tante nicht nur nicht die Kleine nach Hauſe gehen, ſondern luden auch die Mutter ein, den Tag bei ihnen zuzubringen. Man bat auch die Großmutter herüberzukommen, aber die alte Dame dankte höflich und kam nicht, ſondern blieb daheim. Ljubas Mutter indes ſaß bis tief in der Nacht bei uns und erzählte bitterlich weinend, daß ihr Gatte in einem der in Ungarn ſtehenden ruſſiſchen Regimenter als Arzt Dienſt tue, daß ſie keinerlei Vermögen hätten, aber ohne Not gelebt hätten, bis ihr Gatte ins Feld gerückt ſei. Anfangs habe er ihnen Mittel zum

Unterhalt geſchickt, ſeit zwei Monaten aber laſſe er gar nichts mehr von ſich hören und ſie ſeien ohne jede Nachricht von ihm.

„Gott mag wiſſen," ſagte die Dame ſchluchzend, „vielleicht ... weilt er bereits nicht mehr unter den Lebenden oder er iſt in Gefangenſchaft oder mit ihm iſt noch etwas Schlimmeres geſchehen — und dann ... mein armes Kind ... was wird mit meinem armen Kind?"

Sie blickte auf Ljuba, die ich unterhielt, indem ich ſie auf einen Seſſel ſetzte und vor ihr kniete. Plötzlich wandte ſich die Dame ſchnell ab, bedeckte mit der Hand ihre Augen und ſagte wie außer ſich: „Dunkel, dunkel! Ich vermag nicht in dieſe Dunkelheit hineinzuſehen!"

Sie begann plötzlich zu ſchaudern, eilte auf das Kind zu, drückte ihr Töchterchen an die Bruſt und erſtarrte.

Tante Olga wußte mehr: ſie wußte, daß der Ernährer dieſer Verwaiſten ſchon nicht mehr auf der Welt war. Eine ungariſche Kugel hatte ihn durchbohrt oder das Fieber ihn umgebracht. Die alte Dame wußte es und hatte es Tante Olga geſagt, damit ſie ihr helfe, der armen Witwe die verhängnisvolle Kunde beizubringen und das Entſetzliche ihrer verzweifelten Lage begreiflich zu machen.

Tante hat wohl dieſen unglückbringenden Auftrag ausgeführt, wenn ich auch nicht weiß, wie und wann ſie es tat, weil meine allen Eindrücken ſo zugängliche und nervöſe Mama nach dieſem Tage um keinen Preis der Welt mehr in unſerer Wohnung bleiben

wollte. Wir zogen tatſächlich bald in ein anderes Haus, wo es weder einen Pawlin, noch eine ſo ſtrenge Hausordnung gab, die er mit ſolcher Unbeugſamkeit zur Anwendung brachte.

6

Mama ging wie viele fein empfindende Frauen allen Szenen aus dem Wege, die ihr edles Gefühl verletzen konnten, und bemühte ſich, ſie nicht zu ſehen. Aber Tante Olgas Nerven waren kräftiger, ſie hatte keine Scheu, dem Schmerz ins Auge zu blicken, weshalb ſie auch jetzt unſere Nachbarn nicht im Stiche ließ und ſie von unſerer neuen Wohnung aus beſuchte. Das ausgeprägte Taktgefühl der Tante erlaubte ihr augenſcheinlich nicht, ſie zu fragen, ob ſie den Zins für den kommenden Monat bezahlen konnten, aber ſie paßte ſorgfältig auf, wie bei ihnen der zur Mietzahlung feſtgeſetzte Tag vorübergehen würde. Ich erinnere mich, wie beſorgt und mit welcher faſt krankhaften Unruhe ſie den Tag in ihrem Gedächtnis hütete, da ſie Furcht hatte, ihn zu vergeſſen, und wie ſie an dem Tag, auf den ſie gewartet hatte, frühmorgens in das Haus eilte, wo unſere armen Nachbarn in der Gewalt Pawlins geblieben waren. Als ſie auf den Hof kam, blickte ſie vor allen Dingen nach den Fenſtern ... die Rahmen waren am Platz ... Die Tante beruhigte ſich. Es verging wiederum ein Monat, Tante Olga gab auf das beſtimmte Datum acht und eilte von neuem mit Geld in der Taſche zu den alten Nachbarn. Doch ſie traf wieder alles in derſelben Ruhe und Ord-

nung an, wie ſie in ihrer bedrängten Lage überhaupt möglich war. Die Wohnung war wenigſtens warm, wenn ſie auch allmählich immer leerer wurde. Im dritten Monat ſtarb bei den armen Leuten die alte Großmutter. Es gingen ſeltſame Gerüchte um. Man ſagte, ſie hätte ſich mit Phosphorzündhölzern vergiftet und die Tat mit vollem Bewußtſein und Wiſſen getan. Sie hatte wie die Mehrzahl dieſer Art Selbſtmörder den Phosphor nicht in Waſſer und nicht in Alkohol zergehen laſſen, ſondern in Öl, worin ſich Phosphor vollkommen auflöſt. Man ſagte, daß ſie ſich allein mit der Abſicht vergiftet hätte, ihrer armen Tochter nicht mehr zur Laſt zu fallen, die ſich nicht von ihr trennen wollte, deshalb nur billige Stunden geben konnte und Not litt, während ſie allein mit ihrem Töchterchen als Lehrerin oder Gouvernante unterkommen konnte. Die alte Dame wollte ihrer Tochter die Hände freimachen und führte ihr Vorhaben mit bewunderungswürdiger Ruhe aus. Ob alle dieſe Schwätzereien über die Vergiftung richtig waren oder nicht, weiß ich nicht genau. Sicher iſt jedenfalls, daß die Greiſin begraben wurde, ohne daß die Polizei Anſtände machte. Doch erwies ſich ihre Rechnung als unrichtig. Obgleich ſie ihrer Tochter die Hände freigemacht hatte, erhielt dieſe doch nicht die gewünſchte Stelle, im Gegenteil, ſie hetzte ſich auch weiterhin mit ihren billigen Stunden ab und zerſtörte ihre angegriffene Geſundheit gänzlich, ſo daß eine winzige Erkältung genügte, ſie ſchwer krank zu machen, was die arme Frau in weniger als einem Monat ins Grab brachte.

Sie ſtarb und hinterließ ihrer Tochter nichts, weder Vermögen noch gutmütige Anverwandte. Sogar meine gute Tante Olga befand ſich damals nicht in der Stadt, weil ſie zu Verwandten gefahren war. Sie kehrte an einem ſehr trüben Tage zurück, als ſich an einem Februarmorgen ein ärmlicher Leichenzug durch den ſchmutzigen Schnee nach dem Wolkower Friedhof bewegte. Auf dem Leichenwagen ſaß am Kopfende des Sarges die weinende Ljuba, hinter dem Sarg ſchritt — Pawlin. Mit einem Wort, es war alles genau ſo, wie Tante Olga es im Traum geſehen hatte. Pawlin war entblößten Hauptes und hatte des traurigen Anlaſſes wegen einen alten, grauen Wolfspelz angezogen. Tante Olga entſetzte ſich ſehr über dieſes Vorkommnis und entſchloß ſich nach Rückſprache mit Mama, die Waiſe Ljuba einſtweilen zu uns zu nehmen, bis es gelingen würde, ſie irgendwo unterzubringen. Aber all das erwies ſich als überflüſſig. Ljuba war bereits untergebracht und wahrſcheinlich nicht ſchlechter, als wir ſie mit unſeren ſehr beſchränkten Mitteln und dem Mangel jeglicher Beziehungen und Verbindungen hätten unterbringen können. Als Urheber der fürſorglichen Maßnahmen an dem verwaiſten Mädchen erwies ſich derſelbe Pawlin, der es vor zwei Monaten noch ſamt ſeiner Mutter und Großmutter der eiſigen Kälte ausgeſetzt hatte.

Nachdem Tante Olga ihre Rückſprache mit Mama beendet hatte, war ſie in die Hausmeiſterloge Pawlins gegangen, um von ihm zu erfahren, wo Ljuba ſei. Aber ſie fand ihn nicht auf ſeinem gewöhnlichen Seſſel.

Es war wohl das erſte Mal, daß Pawlin ſeine Pflichten außer acht ließ, ſeit er in dieſem Haus die bunte Livree angezogen und den blitzenden Stab in die Hand genommen hatte.

Tante erkundigte ſich bei jemandem nach dem Hausmeiſter und erfuhr, daß er bereits vom Friedhof zurückgekehrt ſei und das kleine Mädchen auf den Armen in ſein Zimmer getragen habe.

Die Tante bedachte ſich nicht lange, wandte ſich der unantaſtbaren Wohnung Pawlins zu und öffnete die Tür. Vor ihren Augen erſchien ein winziges Zimmerchen mit einem kleinen Diwan, auf dem die weinende Ljuba ſaß, während Pawlin vor ihr kniete und das durchnäßte Schuhwerk des Kindes wechſelte.

Beim Eintritt der Tante erhob er ſich, machte eine Verbeugung und ſagte: „Gewiß kommen Sie wegen des Fräuleins, gnädige Frau?“

„Jawohl“, beſtätigte die Tante.

„Wollen Sie ſie zu ſich nehmen?“

„Ja.“

„Wie Sie wollen.“

Das Mädchen ſchmiegte ſich an die Tante, und wir nahmen es mit. Doch noch am gleichen Abend erſchien Pawlin bei uns und bat die Tante um eine Unterredung wegen der Waiſe.

Man ließ Pawlin in den Salon führen, wohin ſich auch die Tante begab. Sie redeten ungefähr eine halbe Stunde. Danach begab ſich Pawlin hinweg, während die Tante zur Mama zurückkam, voller Entzücken über die Klugheit und den feſten Charakter Pawlins.

Pawlin hatte der Tante mitgeteilt, daß er Ljuba unter ſeine Obhut nehmen wolle, aber nicht darauf beſtehe, wenn das Mädchen beſſer untergebracht werden könnte. Um der Tante eine Möglichkeit zu geben, ſich über ſeine Mittel und Zuverläſſigkeit zu vergewiſſern, fand er es notwendig, ihr ſeine Vergangenheit zu erzählen und ihr ſeine augenblickliche Stellung und ſeine Pläne in bezug auf Ljuba auseinanderzuſetzen. Nach ſeiner Ausſage war er als Leibeigener geboren und zum Muſiker ausgebildet worden, hatte aber die Muſik nicht geliebt und war deshalb Kammerdiener geworden. Später kaufte er ſich für eine hohe Summe frei, zuerſt ſich allein, dann aber, nachdem er ſich durch ſeine Mühe und Umſichtigkeit eine für ſeine Lage recht große Summe zuſammengeſpart hatte, auch ſeine alte Mutter, ſeine Schweſter und ſeinen Schwager und pachtete ihnen an der großen Tulaer Landſtraße einen ſchönen Wirtshof. Danach hielt er ſich für verpflichtet, dem Wirtſchaftsbetrieb ſeiner Verwandten weiterhin helfend zur Seite zu ſtehen: er heiratete nicht und lebte nur für die Angehörigen. Vor einem Monat jedoch hatte er die Nachricht erhalten, daß alle ſeine Angehörigen plötzlich hintereinander an der Cholera geſtorben ſeien. Nunmehr vollkommen allein zurückgeblieben, fand Pawlin, daß die Zeit zum Heiraten ſchon verſäumt ſei, und äußerte den Wunſch, den Reſt ſeiner Tage der verwaiſten Ljuba widmen zu dürfen, mit der er wegen ihrer Lage außerordentliches Mitgefühl habe.

Meine Tante war von dieſer Wallung eines guten

Herzens derart gerührt, daß ſie Pawlin die Hand reichte und ihn ſich ſetzen hieß, um ihm Gelegenheit zu geben, ſeinen Plan, den er in bezug auf Ljuba verfolgen wollte, ausführlich zu entwickeln. Die Tante war überzeugt, daß der umſichtige Pawlin mit dem Entſchluß, das Kind in ſeine Obhut zu nehmen, ganz beſtimmte, klare Abſichten habe, mit deren Verwirklichung er rechnete, und ſie irrte ſich nicht. Pawlin hatte in der Tat einen Plan, und dazu noch einen ſehr beſtimmten und bequem auszuführenden, der der Solidität und Feſtigkeit ſeines Charakters genau entſprach. Er hatte ſich nicht nur darauf vorbereitet, das Mädchen zu ſich zu nehmen und zu ernähren, ſondern er hatte auch den ganzen Weg bedacht, auf dem ſie ins Leben treten ſollte, um darin feſten Fuß faſſen zu können. Dabei offenbarte er einige Charakterzüge, die man bisher noch nicht an ihm bemerkt hatte, nämlich: Geradheit, Beſcheidenheit und Verachtung für das eitle Trachten der Menſchen nach unerreichbaren Zielen. Pawlin hatte der Waiſe ein vielleicht ſehr beſcheidenes Los zugedacht: er ſagte der Tante, daß er die Abſicht habe, Ljuba in die Schule einer bekannten, ihm ſehr gewogenen Dame zu geben, wo ſich das Mädchen in vier Jahren das ſeiner Vorſtellung nach für ſie notwendigſte Wiſſen erwerben ſollte, das heißt Leſen, Schreiben, Katechismus und Arithmetik, aber auch die ‚hiſtoriſchen Begebenheiten‘. Danach wollte er ſie in die Lehre geben; bis ſie damit fertig wäre, würde er ſoviel Geld zuſammengeſpart haben, um ihr einen Modeladen aufzumachen und ſie dann einem ehren-

werten Mann, der ihrer würdig war, zur Frau geben. „Dies“, ſagte er, „wird meiner Anſicht nach das Sicherſte ſein, weil man ſich an Vornehmheit ſehr leicht gewöhnen kann, wenn es das Schickſal ſo will, doch tut es dem Menſchen vor allem not, erſt Mittel zu haben, damit er auf ſich ſelbſt vertrauen kann.“

Der Tante, die immer ſehr einfach und klug war, gefiel dieſer ſchlichte und nüchterne Erziehungsplan ungewöhnlich gut, während er Mama nicht ſo recht behagte: ſie fand, daß niemand das Recht habe, ſolcherart ‚der Zukunft der armen Waiſe eine andere Richtung zu geben, allem zuwider, worauf ſie ihrem Herkommen nach ein Anrecht beſaß‘. In dieſem Punkt vermochten ſich Tante und Mama nicht zu einigen, und ſie hätten ſich ſicherlich noch lange geſtritten, wenn ſich nicht der Zufall in die Sache gemiſcht und alles auf ſeine Weiſe entſchieden hätte. Die Geſundheit Mamas machte einen Klimawechſel erforderlich, und ſie mußte in eine Stadt, die weit von Petersburg entfernt war, zu ihrem Bruder reiſen. Mich gab man in Petersburg in Penſion, während meine gute Tante in eine andere Gegend fuhr und ſich auf beſondere Weiſe unterbrachte. Sie trat in ein einſam hinter Kiew am Dnjepr gelegenes Frauenkloſter ein. Die Waiſe Ljuba mußte man alſo, ob man wollte oder nicht, der Obhut Pawlins anvertrauen, deſſen eifriges Trachten, das Kind gut unterzubringen, und deſſen Mittel, alles das zu unternehmen, die unſrigen ſicherlich weit übertrafen. Außerdem trugen auch die moraliſchen Bürgſchaften, die Pawlin beim Abſchied der Tante gab, weſentlich

dazu bei, ſie über das Schickſal Ljubas zu beruhigen. Pawlin hatte ſich zu der Tante folgendermaßen geäußert: ‚Ich weiß, Gnädigſte,‘ hatte er geſagt, ‚daß man mich für einen böſen Menſchen hält, aber das rührt alles daher, daß ich der Meinung bin, daß jeder Menſch vor allem ſeine Pflicht erfüllen muß. Ich bin nicht hartherzig, aber ich weiß aus Erfahrung, daß jeder an ſeinem Unglück ſehr viel ſelbſt ſchuld iſt, und daß man durch Nachſicht die Menſchen noch nachläſſiger macht. Man muß dem Menſchen nicht nur mit Güte und Nachſicht helfen, da davon der Menſch noch ſchwächer wird, ſondern man muß ihm behilflich ſein, ſich auf eigene Füße zu ſtellen und gründlich über ſich nachzudenken, damit er ſich gegen Leute, die keine Barmherzigkeit kennen, verteidigen kann.‘

Mama und Tante jammerten zwar über das Los Ljubas, ließen ſie indeſſen doch Pawlin, damit er nach ſeinem Willen eine Frau aus ihr mache, die keine Schwäche zeige und fähig ſei, ſich ſelbſt zu ſchützen. Aber der Schluß war, daß ſie — das kleine Mädchen — aus Pawlin ſelbſt etwas machte, was ſich dieſer ſtarke Mann wohl ſchwerlich gedacht hatte.

7

Die Zeit verging. Pawlin ließ Ljuba genau ſo erziehen, wie er es meiner Tante in ſeinem erſten Geſpräch über die Waiſe verſprochen hatte.

Während ich die letzten Jahre im Internat verbrachte, lernte Ljuba in der Privatſchule einer Dame, die Pawlin für Unterricht und Unterhalt ſeines Pflege-

kindes mit der ihm eigenen Pünktlichkeit bezahlte. Hier eignete ſich Ljuba natürlich keine großen Kenntniſſe an, immerhin aber lernte ſie doch mehr, als Pawlin für nötig und nützlich für ſie hielt. Mit meinen eigenen Dingen beſchäftigt, hatte ich Ljuba faſt vergeſſen; als ich ſie aber bald nach meinem Eintritt in die Univerſität einmal zufällig auf der Straße traf, erkannte ich ſie ſofort wieder und freute mich ſehr darüber. Ich war damals achtzehn Jahre, während Ljuba ins vierzehnte ging. Sie war wie eine Blüte und verſprach ein ſehr ſchönes Mädchen zu werden. Sie hatte ſich zu einer ebenmäßigen und überaus zierlichen Mignongeſtalt entwickelt. Ihr Köpfchen war von dichten welligen Haaren, die wie Gold ſchimmerten, umlockt, dazu hatte ſie dunkle Brauen und lange dunkle Wimpern, unter denen große tiefblaue Augen hervorſchauten. Ich war von ihrer Schönheit ſo betroffen, daß ich es wider meinen Willen nicht verbergen konnte; wir waren beide verwirrt und trennten uns, ehe wir in ein Geſpräch gekommen waren. Ein Jahr ſpäter traf ich ſie ein zweites Mal in der Frühmeſſe, wo ſie, noch blühender geworden, vor Pawlin ſtand, der, wie mir damals ſchien, mit tiefer Zärtlichkeit auf ſie blickte. Die acht Jahre hatten Pawlin ein wenig verändert, ohne daß ihr Einfluß jedoch ſonderlich zerſtörend gewirkt hätte: er fing nur an, grau und ein wenig ſtärker zu werden, machte aber trotz ſeinen fünfzig Jahren immer noch den Eindruck eines jungen Mannes. In ſeinem Beſuchsanzug war kein Unterſchied gegen früher zu bemerken. Ljuba war beſcheiden, aber ſehr

ſauber gekleidet und betrug ſich wie ein Fräulein. Pawlin ſah in ſeinem etwas vertragenen braunen Überrock wie ihr Onkel aus. Er ſtand, wie ich Ihnen ſchon ſagte, hinter Ljuba und hielt auf dem Arm ihren Regenmantel und ihr geſtricktes Kamelgarn-Halstuch, das ſie abgelegt hatte, da es in der Kirche ziemlich heiß war. Heiß war es allen, aber Ljuba ſchien die Hitze beſonders matt und heiß zu machen. Sie war rot wie eine Mohnblume und ihr Blick ſchien mir unruhig und zerſtreut. Noch merkwürdiger war, daß ſich die Spannung ihres Zuſtandes in dem Maße vergrößerte, je mehr der Gottesdienſt ſeinem Ende zuging. Ich hatte den Eindruck, als wenn dieſe Anſpannung Ljubas irgendwie mit meinem Erſcheinen vor ihr zuſammenhinge, denn ſie hatte, ſobald ſie mich geſehen und erkannt hatte, nicht aufgehört, mich mit ihren großen Augen unter den dichten und langen Wimpern hervor zu beobachten. Das Folgende überzeugte mich, daß ich mich nicht getäuſcht hatte. Als ich am Ende der Meſſe zu Ljuba herantrat, der Pawlin unterdeſſen in den Mantel half, erreichte ihre Anſpannung den Höhepunkt. Sie nickte mir kaum zu und kleidete ſich ſo haſtig an, daß ſie mit der Hand immer am Ärmel vorbeifuhr, während an den Wimpern ihrer niedergeſchlagenen Augen eine große runde Träne glänzte, nicht eine Träne der Demut oder Güte, ſondern der Gereiztheit und der Verärgerung. Ljuba litt unzweifelhaft darunter, daß ich ſie mit ‚einem Lakaien‘ ſah, und zwar nicht in ſolcher Beziehung zu ihm, wie ſie menſchlicher Eitelkeit genehm iſt. Pawlin ſah nicht

im geringſten aus, als ob er es bemerkte, aber ich war feſt überzeugt, daß er alles ſah und verſtand. Indeſſen geriet er augenſcheinlich dadurch nicht in Verwirrung, ſondern verrichtete ſeine Obliegenheit wie immer genau und ordentlich, das heißt er half Ljuba in den Mantel und ordnete ihre Kleidung mit nicht mehr Aufmerkſamkeit, als eben einem Diener zukommt. Ljuba aber ſchien auch das nicht zu gefallen, ſie fühlte ſich, wie man ſo ſagt, geniert und wandte ſich von ihm ab wie ein Täubchen von einer Saatkrähe, die ſich neben ſie ſetzt.

Mich durchſtrömten alte Erinnerungen. Ich gedachte der Hochachtung, die meine gute Tante für dieſen biederen Mann gehegt hatte, der jede einmal auf ſich genommene Pflicht ſo unbedingt wahrte, und ich ärgerte mich über Ljuba. Ich reichte beiden meine Hände, ihr die rechte, Pawlin die linke, und ſagte ſo liebenswürdig wie ich vermochte: „Ich bin ſehr froh, daß ich Sie wiederſehe, Pawlin Petrowitſch, verzeihen Sie, daß ich Ihnen die linke Hand reiche, aber ſie iſt dem Herzen näher als die rechte.“

Er drückte meine Hand ſehr feſt, und mir ſchien, als ob in ſeinen Augen gleichfalls eine Träne glänzte, aber von anderer Art als die Ljubas. Das blieb ihrer Beobachtung nicht verborgen, und ihre geſenkten Augen hoben ſich. Es ſchien, als freute ſie ſich, daß wir alle drei irgendwie gleich waren, und ihre Augen leuchteten. Pawlin war äußerlich wieder der gleiche, aber auch in ihm ſchien ſich eine leiſe, verhaltene Zufriedenheit auszudrücken.

„Ja, dieſe Ljubow Andrejewna,“ ſagte er zu mir, als wir die Kirche verließen, „wie ſie ſich verändert hat ... jetzt iſt ſie ſchon ganz erwachſen.“

„Ja, erwachſen und“ ... ich wollte ſagen, daß ſie ſehr ſchön geworden ſei, fand aber, daß es unſtatthaft ſei, davon zu reden, und fügte hinzu, daß ich ſie kaum wiedererkannt habe.

„Natürlich,“ antwortete Pawlin, „denken Sie doch, als Sie damals von uns wegzogen, da war ſie ja noch ein Kind ... Und jetzt iſt ſie ſchon fünfzehn.“

Ich machte ein blödes Geſicht und wunderte mich darüber, daß ſeit dem Tode von Ljubas Mutter ſchon neun Jahre vergangen ſein ſollten. Damit hatte unſere Unterhaltung ihr Ende erreicht. Aber am folgenden Sonntag ſah ich Ljuba und Pawlin in derſelben Kirche wieder, und dieſe Begegnungen wiederholten ſich immer häufiger, bis ich ſchließlich einmal Pawlin ohne Ljuba in der Kirche ſah und mich erkundigte, was das zu bedeuten habe.

„Sie ... Ljubotſchka ... iſt nicht ganz geſund,“ antwortete der Hausmeiſter, der Ljuba in ihrer Anweſenheit nicht anders als Ljubow Andrejewna zu nennen pflegte.

Ich fragte, was ihr zugeſtoßen ſei. Pawlin dachte ein wenig nach, breitete die Arme etwas aus und ſtieß unwillig hervor: „Es muß irgend etwas Eingebildetes ſein.“

„Iſt Ljubotſchka denn ſehr ängſtlich?“ ſagte ich.

„Wenn Sie Ängſtlichkeit vor dem Krankſein meinen, nein; in dieſer Beziehung iſt ſie nicht ängſtlich, ganz

im Gegenteil ... ſie nimmt ſich ſogar wenig in acht, nein ... es iſt wohl ... es liegt wohl ſo etwas in ihrem Charakter.“

Wir trennten uns daraufhin und ſahen uns lange nicht mehr. Aber plötzlich und ganz unerwartet kam an einem Herbſtabend Pawlin zu mir und teilte mir voller Unruhe mit, daß Ljuba erkrankt wäre.

„Sie kam vergangenen Samstag abend einen Augenblick zu mir,“ ſagte er, „und erſchreckte uns durch eine plötzliche Ohnmacht. Anna Lwowna ſchickten nach ihrem Arzt und kamen ſelbſt mit dem jungen Herrn ... aber jetzt geht es wieder etwas beſſer. Sie hat ein wenig geſchlafen und beim Aufwachen geſagt: ‚Ach, ich hätte ſolche Luſt, etwas über mein Mütterchen zu hören!‘ Seien Sie ſo gut und ſetzen Sie ſich ein bißchen zu ihr. Sie hat Ihrer gedacht — und ich bemerkte, daß ſie Sehnſucht hatte, von ihrer Kindheit zu ſprechen, da Sie ihre Mutter gekannt haben. Sie würden der Kranken eine große Freude damit bereiten.“

Ich erhob mich und ging.

„Nur, wiſſen Sie, wenn ſie zu viel fragen ſollte, dann ſagen Sie ihr nicht alles,“ flüſterte Pawlin, als er mich durch die für jeden verſchloſſene Tür in ſein Hausmeiſterzimmerchen eintreten ließ.

Dieſes Zimmer, das ich jetzt zum erſtenmal zu ſehen bekam, war ſehr klein, aber ſehr ſauber und gemütlich. Es erinnerte mich im erſten Augenblick an die niedlichen Käſtchen, in denen die zierlichen ſächſiſchen Puppen zu liegen pflegen. In dieſem Fall war die Puppe die fünfzehnjährige Ljuba.

Pawlin ließ mich nunmehr mit Ljuba allein und ging fort, um den Tee zu beſorgen. Ljuba ſaß auf einem Seſſel, hatte die Füße auf ein Bänkchen geſetzt und mit einer alten, aber ſehr ſauberen Reiſedecke zugedeckt. Ich begrüßte ſie und äußerte ihr mein Vergnügen, ſie als Geneſende zu ſehen. Darauf nahm ich ihr gegenüber am Tiſch Platz.

Sie gab mir keine Antwort, ſondern ſeufzte und verzog etwas das Geſicht, was ich als Ausdruck einer Schmerzempfindung nahm, doch hatte ich mich getäuſcht: Ljuba wollte damit ſagen, daß ſie ohne Troſt und unzufrieden ſei.

„Ich bin durchaus nicht froh, daß ich wieder geſund werde," ſagte ſie ſchließlich zu mir und ſchürzte die Lippen.

„Nicht froh! Ja, macht Ihnen denn das Krankſein Spaß?" erwiderte ich und bemühte mich, das Geſpräch auf einen ſcherzhaften Ton zu bringen; aber Ljuba antwortete noch griesgrämiger: „Nein, nicht krank ſein, ſondern ſt . . . . . ."

„ſſſſt?" wiederholte ich mit einem Verſuch, die Sache ins Lächerliche zu ziehen. „Für Sie iſt es noch zu früh zum ‚ſt'."

„Ich bin ſehr unglücklich", flüſterte die Kranke und die Tränen floſſen in Strömen über ihre Wangen.

Ich bemühte mich, ſie mit allgemeinen tröſtenden Redensarten zu beruhigen, und ſagte ihr, daß ihr ganzes Leben noch vor ihr liege und auf eine ſchwere

Zeit eine beſſere folgen werde, aber ſie winkte ab und ſagte: „Nie werde ich die beſſere Zeit erleben.“

„Warum?“

„Das ... iſt mir wohl vorherbeſtimmt.“

Ich ſchaute ſie an und fand keine Antwort. Aus ihren Worten klang keine vorübergehende Krankenſtimmung, ſondern wirklich etwas Schickſalhaftes, und in ihrem ganzen Weſen lag etwas Unabwendbares, Verhängnisvolles. Ihr junges Antlitz erinnerte mich an die Geſichtszüge ihrer Großmutter und Mutter. Unſere Unterhaltung brach ab und ging nicht weiter. Ljuba fragte mich nicht nach ihrer Vergangenheit, wie Pawlin erwartet hatte, ſondern ſchwieg zornig. Weshalb? Offenſichtlich wegen ihrer Lage. Wem aber gab ſie die Schuld daran? Der Vorſehung, die alles ſo geſchaffen hatte? Nein. Sie hatte ſcheinbar einen anderen Schuldigen im Sinn, und es konnte nach meiner Anſicht kein anderer als Pawlin ſein. Der Argwohn flüſterte mir zu, daß es wahrſcheinlich kurz vorher eine kleine Szene zwiſchen den beiden gegeben hatte, die Pawlin peinigte. Da er nun nicht wünſchte, Ljuba mit ſeiner Gegenwart zu beunruhigen, gleichzeitig aber bedauerte, ſie allein laſſen zu müſſen, hatte er mich zu ihr gerufen, ohne daß ſie ſelbſt den Wunſch geäußert hatte. Derſelbe vielleicht nicht ganz unbegründete Argwohn ſagte mir, daß Pawlin ſich mit dieſer Ljuba ins Verhängnis ſtürze. Ljuba ſchien mir ein maßlos empfindliches, launiſches und eitles Mädchen zu ſein, und ich wußte bereits damals, daß ein ernſter Menſch mit ſolch einem Weſen ſchwer auskommen

kann. Es ſchien mir, daß das ganze Leiden Ljubas in der Hauptſache davon herrührte, daß ſie in der Hausmeiſterwohnung und nicht in der Beletage wohnte, und daß ſie einem Lakaien und nicht deſſen Herrin zu Dank verpflichtet war ... Und da geſchah es, daß ich, der ich gekommen war, Ljuba zu bemitleiden, unwillkürlich für Pawlin Mitleid zu hegen begann. Er ſchien ſchon die Waffen vor ihr geſtreckt zu haben und zu fühlen, daß er ein niedriggeborener Lakai, ſie aber, die ihm in allem Verpflichtete, ein edelgeborenes Mädchen ſei, das ihn die Macht der Gewohnheit als ein ihn irgendwie überragendes Weſen anzuerkennen zwang. Ljuba hatte unzweifelhaft dieſe ihre Überlegenheit über ihren Pflegevater bemerkt, aber ſie war nicht hochherzig genug, um beſcheiden und dankbar zu ſein. Als ſie ſich mit mir unterhielt, erzählte ſie mit beſonderer Luſt von nichts anderem, als daß heute und geſtern Anna Lwowna und ihr älteſter Sohn Woldemar, der eben erſt zum Junker eines der feudalſten Gardekavallerieregimenter befördert worden war, bei ihr geweſen wären. Die griesgrämige und ſchweigſame Ljuba wurde ganz lebendig, als ſie ſich über dieſen Beſuch verbreitete und erzählte, daß ‚ſie mit ihr franzöſiſch geſprochen hätten, weil ſie nicht wollten, daß Pawlin ihre Unterhaltung verſtünde'. Dabei betrachtete Ljuba angelegentlich das ihr von der alten Generalin zurückgelaſſene Fläſchchen mit wohlriechendem Eſſig und roch daran. Nach dieſer Unterhaltung war ich endgültig überzeugt, daß eine Heilung Ljubas nur dadurch erreicht werden könne, daß

man ſie wie eine kleine Katze an einen andern Ort bringe, das heißt, ſie von der Hausmeiſterwohnung in die Beletage überſiedle. Die bald eintretenden Ereigniſſe zeigten mir, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Nachdem die junge Ljuba wieder geneſen war und ſich in der Beletage bei der Generalin aufhalten durfte, fand ſie einen Troſt darin, daß ſie wenigſtens einige Stunden am Tage dort verweilen konnte. In die Lehre zu gehen, wohin ſie Pawlin gegeben hatte, wurde ihr jetzt ſo ſchwer, daß ſie allein bei dem Gedanken daran von neuem die Beſinnung verlor. Pawlin wußte nicht, was er mit ihr anfangen ſollte. Er klagte nur immer: „Da ſieh mal einer die Menſchen an! ... Hm! ... Sind Freunde ... und reden ihr ein, wiſſen Sie, daß ſie ... von edler Herkunft ſei! Jetzt will ſie nicht mehr! Und was iſt das ſchon, ſo eine feine Herkunft? — Albernheiten!“

Ljuba ſo weit zu bringen, daß ſie gegen ihren Willen in die Lehre ging, ... das vermochte der unbeugſame Wille Pawlins nicht. Sie zu ſich nehmen und in ſeiner Kammer behalten, fand er gleichſam nicht angängig und unſchicklich, da die Wohnung eng und Ljuba ſchon faſt ein erwachſenes Mädchen war. Mit einem Wort, die Sache nahm eine durchaus andere Wendung, als ſich Pawlin vorgeſtellt hatte. Und was denken Sie nun, wie er alle dieſe Schwierigkeiten überwältigte? Ich wette, Sie erraten es nicht! ... Noch nicht ein Jahr ſpäter hatte Pawlin die ſechzehnjährige Ljuba geheiratet, dieſes flache, anmaßende Mädchen, das ihn im Grund ihrer grauſam unnatürlichen Seele

verachtete; und doch wären Sie ungerecht, wenn Sie auch nur einen Augenblick denken würden, daß Pawlin Ljuba ſeinen Willen irgendwie, direkt oder indirekt aufgezwungen hätte. Nicht im geringſten. Das junge Mädchen hatte es ſelbſt gewollt. Wie es ihr aber in den Kopf gekommen war, will ich Ihnen gleich erzählen.

9

Wie doch manche Menſchen, Männer wie Frauen, zuweilen eine Ehe eingehen! Gute Beobachter beſtätigen, daß kaum in irgendetwas der menſchliche Leichtſinn dermaßen erſchreckend zum Vorſchein kommt, wie bei Eheſchließungen. Man ſagt, daß ſehr kluge Leute ſich mit weit größerer Bedachtſamkeit Stiefel kaufen, als ſich ihren Lebensgefährten wählen. Und wahr iſt es, daß bei einer ſolchen Wahl nicht ſelten nur der blinde und lächerliche Zufall waltet. So war es auch bei Pawlin und Ljuba.

Ljuba wollte unter keiner Bedingung wieder in das Modemagazin gehen, weil ihr dort irgendein Mädchen eine Grobheit geſagt hatte. Nur deswegen tat ſie ‚geziert', ſchmeichelte ſich unter die Fittiche Anna Lwownas, klagte und jammerte, daß ſie wiederum dorthin gehen ſolle, wo die Menſchen ſo ungebildet und grob ſeien, daß ſie nicht einmal die Vorzüge ihrer Herkunft zu ſchätzen wüßten, ſondern ſich im Gegenteil dafür an ihr rächten.

„Ja, ganz richtig, ſie rächen ſich an dir," antwortete Anna Lwowna und ſchaute Ljuba an.

Sie ſaßen beide in dem gemütlichen Arbeitszimmer

der Generalin und arbeiteten bei dem gedämpften Schein einer Lampe.

„Was will dich denn dieſer Pawlin noch lernen laſſen? Ich verſtehe das nicht!“ fuhr Anna Lwowna fort und betrachtete Ljubas Arbeit. „Ich meine, du verſtehſt doch auch jetzt ſchon deine Kunſt ganz ausgezeichnet.“

„Er will mir ein Modenmagazin aufmachen . . .“

„Er . . . Erlaub, dieſer, dein ‚er‘ iſt ein ſchrecklicher, bunter Hanswurſt. Warum will er dir einen Laden aufmachen?“

„Was ſoll er denn mit mir anfangen?“

„Was? . . . Das iſt doch ſehr einfach; ich verſtehe nicht, weshalb er dich nicht heiratet.“

Das Mädchen ſenkte den Kopf und ſchwieg. Sie hatte damals noch kaum an einen Ehegatten gedacht, auf jeden Fall aber hatte ſie ſich als ihren Erwählten nicht Pawlin vorgeſtellt. Anna Lwowna ſah, daß der von ihr ausgeſprochene Gedanke Ljuba nicht in den Kopf ging, ſah aber auch, daß ſie ſich keineswegs vor ihm entſetzte und daß er anſcheinend recht gut in ihrem Kopf Platz finden würde.

„Du ſtellſt es dir natürlich“, fuhr die Generalin fort, „leicht vor, Modiſtin zu ſein: jeder Fratze vorzulügen: ‚Das iſt entzückend! Das ſteht Ihnen gut!‘, auf jede Kaprize einzugehen und vor jeder auf den Knieen zu liegen, um Maß zu nehmen? . . . Wenn du ſtatt deſſen aber heirateſt, wirſt du es viel beſſer haben. Inſonderheit, wenn du Pawlin nimmſt. Dann brauchten wir uns beide nie zu trennen. Du könnteſt

bei unſeren Einladungen Tee und Kaffee reichen, und ich würde dir einen Zuſchuß zu deiner Garderobe geben. Abends aber würden wir beide immer hier ſitzen, arbeiten und warten, bis Wolodja kommt und uns die Tagesneuigkeiten erzählt. Wolodja plaudert ſehr gern mit dir, und du wirſt ſtets wie eine Verwandte bei uns gehalten werden.“

Ljuba war rot geworden. Sie ſchwieg, an ihren Wimpern begannen Tränen zu glänzen; die Generalin fuhr fort: „Und dann bedenke doch, wenn du erſt deinen Laden aufgemacht haſt, wirſt du doch einmal einen wenn auch jungen Mann heiraten, aber ſicher einen ganz ungebildeten, vielleicht einen Handwerker oder gar einen Künſtler ... etwas Beſſeres ſpringt doch nicht dabei heraus. Und dieſe Geſellſchaft beſchmutzt dich. Aber jemanden zu bekommen, der in guter Poſition iſt, wird dir bei deinen Vermögensverhältniſſen ſchwer fallen.“

„Ich weiß es“, brachte Ljuba mit tränenerſtickter Stimme hervor.

„Siehſt du, das iſt prächtig, daß du ein ſo verſtändiges Mädchen biſt. Wie du's nimmſt, iſt Pawlin auch kein junger Mann, ſo iſt er doch ein Menſch von ſeltenen Grundſätzen, er wird dich nie irgendwie behindern. Ich kenne ihn ſeit mehr denn zwanzig Jahren, immer war er ehrlich, immer klug, immer ordentlich und bei alledem ein ſehr ſparſamer Menſch, der unbedingt einige Gelderchen auf die Seite gelegt hat, wenn ich auch dem Geſchwätz der Leute keinen Glauben ſchenke, daß er bei mir einen gehörigen Batzen

Geld verdient hat. Mag er nur ſein Erſpartes für dich ſpringen laſſen. Ja, mein Liebling! Du biſt es ſchon wert! Und ſo iſt es auch ganz natürlich, denn was könnte ihm angenehmer ſein, als eine ſo niedliche, junge Frau ſchön anzuziehen? Glaub mir, Leute in ſeinen Jahren ſind viel zuverläſſiger als alle dieſe Windbeutel, wie der Künſtler zum Beiſpiel, der mich malen kommt und ſeine Augen dauernd nur bei dir hat.“

Ljuba wurde flammend rot: ſie vernahm zum erſtenmal, daß die Männer nach ihr ſchauten, und hörte es dabei von einer ſo ſoliden Frau wie der Generalin, zu der das junge Mädchen wie das Gras nach der Sonne drängte. Es erregte ihr Wohlgefallen, daß ſie ſo von Anna Lwowna protegiert wurde. Ganz außer ſich warf Ljuba die Arbeit von den Knien, ſtürzte der Generalin an die Bruſt und ſtammelte weinend: „Nehmen Sie mich in Ihren Schutz, ich will in allem auf Sie hören.“

Anna Lwowna beantwortete ihre Hingebung ebenſo zärtlich und fuhr fort, in ſie zu dringen und ſie zu überreden. Endlich ſchloß ſie: „Ich fürchte nur eins, vielleicht ſcheint dir Pawlin in der Tat ein wenig zu alt?“

Ljuba ſchwieg.

„Vielleicht willſt du unbedingt einen jungen Mann?“

„Ach, davon kann gar keine Rede ſein,“ unterbrach ſie Ljuba.

„Vorzüglich, wenn davon keine Rede iſt, dann gebe dir Gott Glück.“

Das Mädchen erſchrak, weil alles ſo ſchnell zu Ende war, und beeilte ſich errötend zu ſagen, daß ſie über-

haupt nie jemand heiraten werde; aber Anna Lwowna ſang ihr die Stelle aus dem ‚Roten Sarafan‘ vor, daß ‚nicht in Ewigkeit das Vöglein überm Felde ſingt, und mit Goldflügeln flattert der Schmetterling‘. Lachend hob ſie Ljubas Geſichtlein in die Höhe und fragte: „Du willſt doch nicht ins Kloſter?“

„Mir iſt alles gleich“, antwortete Ljuba flüſternd.

„Oh — oh — oh, du lügſt; du haſt keine Äuglein, die nach einem Kloſter ausſehen. Nein, du wirſt dort alle in Verwirrung bringen; anſtatt zu Gott zu beten, werden die Männer nur dich anſchauen.“

Das Mädchen lachte.

„Nun alſo . . . Scherz beiſeite, überlege dir, wozu du dich entſchließeſt; ich wollte ſchon lange mit dir darüber ſprechen und tue es jetzt ſo ernſthaft, weil ich ſehe, daß du uns ſehr lieb gewonnen haſt . . .“

„Ich liebe Sie ja ſo ſehr!“ beſtätigte Ljuba und bedeckte die Hände der Generalin mit Küſſen.

„Und ich begreife auch, daß du entſchieden nicht mehr in die Lehrſtätte zu dieſen Näherinnen gehen kannſt, nachdem du einmal bei uns verweilt haſt . . .“

„Ich kann es unter keinen Umſtänden! Eher gehe ich ins Waſſer.“

„Ich begreife das alles; ich verſtehe es ganz genau, aber ich weiß nicht, warum du ins Waſſer gehen willſt, das iſt Sünde. Es macht Pawlin keine Ehre, daß er als kluger Mann dich dorthin ſchickt, wo du alle dieſe unchriſtlichen Gedanken vernimmſt. Ich habe bereits mit ihm darüber geſprochen . . .“

„Sie haben mit ihm darüber geſprochen?“

„Ja; ich habe ihn geſprochen, er verſteht es auch und ſtimmt mit mir überein. Aber urteile ſelbſt: wo ſoll er mit dir hin? Es iſt in der Tat ſehr ſchwer, irgend etwas für dich auszudenken: du biſt ſo erzogen, daß du keine Gouvernante werden kannſt, weil du ſo wenig weißt; zur Bonne eigneſt du dich auch nicht, weil du ſehr jung biſt; dich aber zur Näherin oder zum Stubenmädchen zu machen, wird ihm ſehr ſchwer ... Er hat doch recht viel für dich getan ... Nicht wahr?“

Das Mädchen hauchte ein leiſes ‚Ja‘.

„Na ſiehſt du“, fuhr die Generalin fort; „aber nimm mal an, ich ſelbſt würde dir den Vorſchlag machen, bei uns zu leben, und dich zu uns nehmen ...“

Ljuba ſtürzte vor ihr auf die Knie und rief: „Ach, nehmen Sie mich, nehmen Sie mich! Um Gottes willen, nehmen Sie mich!“

„Aber in welcher Eigenſchaft wirſt du bei mir ſein?“

„Das iſt mir ganz gleich! Wenn ich nur bei Ihnen bin ...“

„Ja, auch Pawlin wird das nicht wollen, er wird unbedingt finden, daß das zu nichts Gutem führt, und wird ſich widerſetzen; außerdem habe ich einen erwachſenen Sohn. Nehmen wir auch an, daß er ein braver junger Herr iſt und dich ſehr gern hat, du biſt jetzt doch ſchon ein völlig erwachſenes Mädchen, und es geht nicht. Biſt du aber erſt mal Pawlins Frau ... dann macht ſich alles glänzend.“

Das Mädchen ſchwieg und Anna Lwowna fuhr fort: „Hör auf meinen Rat und heirate Pawlin, du wirſt ein wirklich ruhiges Leben führen; deine freie Zeit ver-

bringſt du bei mir, ich bin eine alte Frau und alle bitten mich, daß ich dich zu mir heranziehe . . .“

Ljuba ſchwieg wiederum.

„Nun was, du ſollſt reden und nicht ſchweigen: iſt es ſo oder nicht?“

Das Mädchen beugte ſich wieder über die weiche, ſchlaffe Hand ihrer Beſchützerin und flüſterte: „Sie wiſſen beſſer, was mir nottut, ich bin mit allem einverſtanden.“

So aus dem Stegreif entſpann ſich Pawlins Unglück mit Ljuba, in die er in der Tat ſchwer verliebt war, woran er aber nicht einmal zu denken wagte. Als aber die Generalin all das für ihn bedacht und ihm geradezu die Pforte des Paradieſes geöffnet hatte, drehte ſich ihm alles im Kopf, und er vergaß alle Beweisgründe, die ihn bewogen hatten, nicht von Ljuba zu träumen.

Als wäre es eben geſchehen, ſo deutlich erinnere ich mich des Beſuches, mit dem er mich beehrte, um mich einzuladen, Ljubas Brautführer zu ſein. Pawlin war nicht wieder zu erkennen: er ſaß faſt eine Stunde bei mir und machte ſich die ganze Zeit über die verſchiedenſten Komplimente, was früher nie bei ihm der Fall geweſen war. Der Gedanke, daß ihn das junge Mädchen liebe, hatte ihm augenſcheinlich derart den Kopf verdreht und die Zunge gelöſt, daß er unerträglich geſchwätzig und ſogar prahleriſch wurde, wenn auch ſelbſtverſtändlich durchaus auf ſeine Weiſe. Auch bei dieſem Ausbruch von Schwatzhaftigkeit ſtand bei ihm alles auf dem Boden der Pflicht.

„Ich bin ein einfacher Mann," ſagte er, „aber ich bin ziemlich beleſen und habe mich, wie Sie zu ſehen belieben, nicht vor der Zeit ins Unglück geſtürzt. Hätte ich nicht ſchon längſt heiraten können? Natürlich, natürlich, und viele Frauen haben mir Ausſichten gemacht, aber ich hatte ſo viele Pflichten zu tragen, daß ich es nicht tat. Kurz geſagt, ich tat es wegen meiner Angehörigen nicht. Törichte Leute haben geſagt, daß meine Angehörigen mir nicht danken werden und ich mein Alter in Einſamkeit verleben müſſe. Ich habe dem nie irgendeinen Wert beigelegt. Ich habe doch meinen Angehörigen nicht der Dankbarkeit wegen geholfen, ſondern um meine Pflicht zu erfüllen. Ich habe auch Ljubow Andrejewna nicht wegen der Dankbarkeit oder aus irgendwelchen anderen Gründen aufgezogen, und es hat ſich doch ſo gefügt, daß ich mir durch ſie mein Glück und meine Lebensgefährtin erworben habe. Man muß nur immer das tun, was die Pflicht verlangt, dann kommen die wirklichen Vorteile ſchon unbedingt von ſelbſt hinterher.

Dieſer verallgemeinernde Schluß intereſſierte mich außerordentlich, und ich hörte mit größter Aufmerkſamkeit zu, wie Pawlin alles von dieſem Grundſatz aus betrachtete: es wurde offenbar, daß er auch die Fenſter der Mieter zum Wohl der Menſchheit aushob, von dem Geſichtspunkt ausgehend, daß ſie, das heißt Anna Lwowna, kein Mitleid kenne und kennen dürfe, weil man auf der Welt nicht mit Mitleidigen rechnen könne, denn es gebe ihrer wenig: ſchließlich könne man ſich auch in denen noch täuſchen, und dann ſei

man noch ſchlimmer als zuvor daran. Strenge wäre beſſer: da gebe jeder mehr auf ſich acht, meide die böſen Menſchen und fahre ſo am beſten.

Kaum zwei Wochen nach dieſem Geſpräch heiratete Pawlin Ljuba, ſeine Pflegetochter, und es dauerte nicht lange, da hatte er die größten Qualen zu leiden durch ihre Gnade und durch die Gnade der anderen, die weder ſeine Dienſte, noch ſeine grauen Haare, noch die Vorzüge ſeines bedeutenden, feſten und ehrenhaften Charakters achteten.

10

Ich weiß nicht, ob ich im Anfang meiner Erzählung das Bild der Generalin Anna Lwowna richtig gezeichnet habe. Wahrſcheinlich nicht. Darum will ich jetzt noch einmal darauf zurückkommen und kurz ſagen, daß ſie nicht nur eine herzloſe, ſelbſtſüchtige und grauſame Frau war, ſondern auch die unbarmherzigſte und berechnendſte Egoiſtin auf der ganzen Welt, die imſtande war, um ihrer eigenen nichtigen Vorteile willen vor nichts zurückzuſchrecken. Mit einer geradezu unerſchütterlichen Ruhe war ſie ſtets bereit, für ihre niedrigen Berechnungen das Glück und ſogar das Leben ihres Nächſten zum Opfer zu bringen.

Das tat ſie auch jetzt, indem ſie den bejahrten Pawlin mit der jungen Ljuba verheiratete. Anna Lwowna wußte, daß Ljuba Pawlin nicht lieben konnte, und ſie täuſchte ſich nicht. Der gewaltige Altersunterſchied der beiden Gatten, die Strenge von Pawlins Charakter, ſein rauhes Äußere — alles ließ erwarten,

daß ſich Ljuba früher oder ſpäter von ihrem Gatten abwenden und kein anderes Gefühl gegen ihn hegen würde als Furcht und Abſcheu — nicht einmal ſo ſehr gegen den alten Mann wie gegen den Lakaien ...

Obwohl die Generalin Anna Lwowna längſt für alle Regungen tot war, ſo war ſie dennoch ſo viel Weib, um zu wiſſen, daß in einer Ehe, wie ſie ſie zwiſchen Pawlin und Ljuba geſtiftet hatte, für die Frau unbedingt viel bittere Augenblicke einer wenn auch nicht raſenden, ſo doch ſtillen und vergifteten ſchmerzlichen Sehnſucht kommen würden. Aus Sehnſucht aber entſteht Verträumtheit. Verträumtheit erzeugt unruhige Vorſtellungen, und was malt und konſtruiert nicht alles eine erregte Phantaſie? Anna Lwowna wußte, daß die unruhigen Vorſtellungen eines jungen Kopfes unbedingt bald Vergleiche anſtellen würden ... und wie nie das Leben Vergleiche mit heißen Träumen aushalten kann, ſo würden die Träume auch Ljuba beſiegen, bis ſie ſich ... ganz in der Gewalt Anna Lwownas befinden würde.

Denken Sie nicht, ich hätte mich verſprochen, wenn ich ſagte, daß die Generalin es für notwendig hielt, Ljuba in ihre Hände zu bekommen. Nein, ſie brauchte in der Tat das Mädchen notwendig. Um meine Geſchichte ſchneller zu Ende zu bringen, will ich Ihnen geradeheraus ſagen, daß Anna Lwowna mit der Vereinigung Pawlins und Ljubas ein überaus grauſames Spiel einleitete, deſſen Plan ihr ihre heiligſten Gefühle, nämlich die mütterlichen, eingegeben hatten.

Wolodítschka kam durch ſeine Zugehörigkeit zu einem feudalen Regiment Anna Lwowna teuer zu ſtehen. Außerdem war er ein ziemlicher Draufgänger. Anna Lwowna hatte die Abſicht, ihn ein wenig ans Haus zu feſſeln, aber das war eine ſchwierige Aufgabe, da es ihn immer wieder hinauszog. Ihn zu verheiraten war noch nicht an der Zeit. Wenn er ſich auch damit brüſtete, von den Damen der Geſellſchaft beachtet zu werden, ſo hatte er doch in Wirklichkeit noch keinen einzigen Erfolg bei ihnen gehabt. Die ausländiſchen Damen aus der Morskaja aber kamen auch ſchon damals ihren Verehrern ſo teuer zu ſtehen, daß die Generalin nur ſo zitterte, ſobald ſie wahrnahm, daß ſich ihr Wolodítschka an eine dieſer Blutſaugerinnen heranmache. Indeſſen zeigte Wolodítschka, daß er als ruſſiſches Junkerlein vom bekannten Schlag unbedingt die Verpflichtung hatte, wie alle ‚anſtändigen Leute‘ zu leben. Und um ſo zu leben mußte er natürlich Kavalierdienſt bei irgendeiner Dame tun, deren Schönheit bei einem fröhlichen Diner in einem Reſtaurant an der Morskaja nicht hinter der irgendeiner anderen zurückſtehen durfte.

Die Generalin ſah ſelbſt ein, daß es für einen echten, weltgewandten Kavalleriſten nicht anders ging, und hatte auch keine Widerrede dagegen. Nur koſteten dieſe Späße ſo verteufelt viel Geld, alſo ... Aber da war die gute Mutter nach langen nächtlichen Überlegungen und Erwägungen auf den Gedanken gekommen, daß ſie ja ſelbſt gegen all dies ein Univerſalmittel bei der Hand habe, und dieſes Mittel war Ljuba.

Ljuba war jung, ſchön und pikant. Wenn man ſie noch ein wenig ‚anleitete‘, konnte ſie ſehr, ſehr gut in Dodjas Dienſt als Begleitdame treten. Und daß Dodja ſie in ſich verliebt machen würde, daran war nicht zu zweifeln.

Er war in den Augen der Mutter ein hübſcher Kerl, und wenn ſie ihn auch für einen ‚uniformierten Narren‘ hielt, ſo trug er immerhin eine ſchöne Uniform und verſtand, ſich ſelbſt ſeine Romanzen zu begleiten, die in der Art waren wie der Gaſſenhauer vom ‚kühnen Manöverhelden‘, der damals alle Frauenherzen verdrehte.

Iſt er nicht entzückend, Mama,
Unſer einquartierter Held?
Uniform mit Gold behangen,
Feurig glänzen ſeine Wangen!
Lieber Gott, ich fleh dich an,
Mach ihn doch zu meinem Mann!

Anna Lwowna wußte, daß dieſer faule Zauber, über den ihr ‚uniformiertes Närrchen‘ verfügte, vollkommen ausreichend war für eine leichtſinnige Frau mit ſiebzehn Jahren und einem alten Kerl von Mann, deſſen ſie ſich ſchämte ... Das Spiel ſchien nicht zu verlieren zu ſein, ſie begann betrügeriſch die Karten zu miſchen und gab ſie aus.

Um vor allem die ſoziale Stellung Ljubas zu erhöhen, griff man zu einem Scherz: alle im Haus mußten ſie ‚die Schweizerin Ljuba‘ nennen. Das klang ſehr ſchön und maskierte vortrefflich ihre Ehe mit dem Hausſchweizer. Sämtliche junge Herren, die in Anna

Lwownas Haus verkehrten, ſahen in Ljuba nicht die niedliche Frau des aufgeblaſenen Hausmeiſters Pawlin, ſondern etwas durchaus Beſonderes, Unabhängiges und . . . Anziehendes.

Um Ljuba begann ein Werben: zuerſt gemäßigt und wohlanſtändig, aber dann immer zudringlicher und frecher. Alle Kameraden Dodjas machten ihr ohne Ausnahme den Hof. Ljuba gefiel keiner von ihnen: ſie freute ſich über jeden, den ſie im Haus Anna Lwownas ſah, aber ihr Herz hatte noch keinen gewählt, wie früher die Dichter ſagten, und Pawlin blieb glücklich. Glücklich wodurch? Machte ihn denn Ljuba ſo glücklich mit ihrer Liebe? Nein. Ljuba war immer dieſelbe. Sie hielt ſich ſorglich von ihm fern und verbrachte ihre ganze Zeit bei Anna Lwowna über einer Arbeit oder indem ſie Tee und Kaffee reichte. Pawlin aber liebte ſie maßlos und wünſchte nur ihr Glück. Ihr Glück verlangte es, daß ſie nicht bei ihm war, und ſo nahm er auch das gerne hin.

In ſeine Leidenſchaft verbiſſen, war Pawlin, wie man ſo ſagt, gänzlich blind und taub geworden. Seine ihm angeborene demokratiſche Geſinnung ſchmolz wie Schnee, und wenn er ſich auch ſeiner bunten Livree nicht ſchämte, ſo wünſchte er doch augenſcheinlich, daß Ljuba einen höheren Flug nehme. Ljuba, die mit der franzöſiſchen Sprache von Kindheit an vertraut war, in der Schule noch mehr dazu gelernt und ſich endgültige Fertigkeit bei Anna Lwowna erworben hatte, erfreute ihren Mann damit, daß ſie ſich ganz wie ein gnädiges Fräulein benehmen konnte, wie eine

Ausländerin, mit einem Wort, in jeder Beziehung wie eine Schweizerin.

In Pawlin, deſſen Wünſchen all das entſprach, entwickelte ſich immer mehr eine ſonderbare, ſehr ſeltſame Schüchternheit gegenüber den Launen Ljubas. Der arme alte Mann fühlte ſich ſcheinbar unaufhörlich davon bedrückt, daß ſie ein Fräulein von guter Herkunft und er ein Lakai war. Es war ihm wahrſcheinlich nie in den Kopf gekommen, daß er ſie ſo lieben und ſich ſo von ihr bedrückt fühlen würde, wie es gekommen war. Er lehnte ſich jedoch nicht dagegen auf und empörte ſich nicht, im Gegenteil, es bereitete ihm Freude, Ljuba zu dienen und ihr in allem nachzugeben. Er ſchmückte ſie wie eine Puppe, immer mit dem Beſtreben, daß ſie nicht der Frau eines Schweizers, ſondern einer wirklichen Schweizerin ähnlich ſei.

Auf dieſe Weiſe ſchrumpften natürlich ſeine bisher unantaſtbaren, doch verhältnismäßig ſehr geringen Erſparniſſe zuſammen. Aber er litt das alles und ſparte dafür doppelt an ſich und bei allen Gelegenheiten, wo er mit ſeiner eigenen Arbeit Ausgaben erſetzen konnte. Wenn er auch mit ſeiner Verheiratung nicht in der Erfüllung ſeiner Dienſtpflichten ſaumſeliger geworden war, ſo blieb ihm doch nicht mehr ſo viel freie Zeit, um Romane zu leſen, weil er, ſobald Ljuba aufgeſtanden war, ſich angekleidet und hinauf zu Anna Lwowna begeben hatte, ſofort ihr Zimmer aufräumte, ihre Garderobe durchſah und ſich daran machte, ſie in Ordnung zu bringen.

Während Ljuba oben für Anna Lwowna die ver-

ſchiedenartigſten engliſchen Stickereien anfertigte, ſchloß ſich Pawlin in ſeinem ſauberen Kämmerlein ein und reinigte die Stiefelchen ſeiner Gattin, nähte Knöpfchen und Häkchen wieder feſt und machte in einem kleinen runden Ofen Fältelzangen und Plätteiſen heiß. Sobald ſie die gehörige Hitze hatten, zog er das Bügelbrett aus einem Schrank, bedeckte es mit einem ſauberen Tuch und begann Ljubas Handſchuhe, Röcke und Umlegekragen zu plätten und zu pliſſieren.

Pawlin, der all dieſe Beſchäftigungen aus wirtſchaftlichen Gründen auf ſich nahm, erlangte bald im Plätten und Pliſſieren eine große Gewandtheit, aber die dadurch erzielten Erſparniſſe waren geringfügig im Verhältnis zu den außerordentlich großen Ausgaben, welche die Putzſucht Ljubas erforderte und ebenſo die Leidenſchaft Pawlins, ſie mit ſchönen Gewändern zu erfreuen. Im übrigen bat ihn Ljuba nie darum, ſondern der verliebte Alte wollte ihr ſelbſt damit eine Luſt und Freude bereiten.

Bei ſolcher Verwöhnung und Verhätſchelung wurde es Ljuba nicht ſchwer, für alle Beſucher Anna Lwownas weiterhin die intereſſante Schweizerin zu bleiben, eine kleine Ausländerin, ein hübſches, pikantes Frauchen, mit der ſich abzugeben durchaus nicht für unpaſſend galt. Man plauderte, lachte, ſcherzte und verkehrte überhaupt mit ihr wie mit ſeinesgleichen.

Einer von den Freunden des Sohns der Generalin, der ein kleines Talent hatte, mit flinker, zierlicher Hand Frauenköpfchen zu zeichnen, ſkizzierte unaufhörlich in alle Alben das feine, blonde Köpfchen der Schweizerin

Ljuba. Das Köpfchen gelang ihm beſonders gut, und die jungen Leute bemühten ſich um die Wette, von dem Künſtler die entzückenden Skizzen zu erlangen.

Dieſe gingen in den Händen der jeunesse dorée hin und her und machten Ljuba ziemlich bekannt. Ljuba wußte es nicht und bekümmerte ſich nicht darum, daß ſie in gewiſſer Beziehung ein Anziehungspunkt für ſehr viele junge Leute wurde, die das Original der künſtleriſchen Abbildungen zu ſehen wünſchten. Auf dieſe Art und Weiſe erſchienen vor Ljuba immer mehr und mehr Verehrer: man machte ihr den Hof, ſo ſehr man konnte, und die Generalin ſah es und ließ es geſchehen.

Was Pawlin anbetrifft, ſo bezeigte er gegenüber ſeiner jungen Frau ſo viel Toleranz, wie man ſie bei ſehr vielen Schreiern über die Unabhängigkeit der Gefühle und die Gleichberechtigung der Geſchlechter in bezug auf Freiheit vergeblich ſuchen wird. Pawlin gab ſich übrigens in dieſer Zeit gewiſſen eitlen Gefühlen hin: er wollte ſich wieder jung machen und hatte ſich zu dieſem Zweck ein, wie er ſagte, ſehr ſeltenes Buch angeſchafft, aus dem er ganz merkwürdige Sachen herauslas.

So erzählte er mir zum Beiſpiel einmal, daß ‚er ſich jetzt ganz nach den Grundſätzen eines Menſchen richte, der mindeſtens hundert Jahre alt würde, wenn er der ſittlichen Regel gemäß lebe‘.

Seine fünfzig Jahre betrachtete Pawlin auf Grund dieſes Buches gerade als ‚Volljährigkeit‘, und er war nach demſelben Buche überzeugt, daß ‚nur die Dummen ſterben, bevor ſie hundert Jahre alt geworden

ſind, und nur die Tunichtgute krank werden, die die praktiſchen Regeln des Lebens nicht begreifen'. Was ihn betrifft, ſo war er natürlich vollkommen überzeugt, daß er ſich dieſe ‚praktiſchen Regeln' reſtlos zu eigen gemacht hatte.

„Ich war nie krank", ſagte er, „und ich wüßte nicht, wovon ich krank werden ſollte: ich lebe, wie es ſich gehört. ‚Trinke weder Wein noch Kaffee und verräuchere dir nicht die Bruſt mit Tabak, ſo wirſt du auch nicht krank! Schlaf ohne Kopfkiſſen in gerader Linie und du wirſt nicht krumm; iß geſalzen und trink ſauer, ſo verfaulſt du nach dem Tode nicht!'"

Aus dieſen Erzählungen Pawlins erfuhr ich etwas über ſeine alltägliche Körperpflege und dachte bei mir, ob das denn alles der jungen, blühenden Ljuba gefallen könne.

Er war nicht im geringſten unzufrieden, daß ſich Ljuba faſt gar nicht bei ihm in ſeiner Hausmeiſterwohnung aufhielt, wo ſeit Pawlins Verheiratung neue Vorhänge, Blumen und Kanarienvögel erſchienen waren.

Er wurde auch nicht eiferſüchtig, wenn die von Anna Lwowna weggehenden jungen Herren ihre Mäntel von ihm in Empfang nahmen und dabei unvorſichtigerweiſe durchaus nicht zurückhaltende Lobſprüche über die Schönheit der Schweizerin verlauten ließen. Pawlin ſchwieg bei dieſen Preisreden nur und lächelte in ſeinen dichten, hellblonden Schnurrbart hinein.

Der verſtändige und bedachte, aber immer zu ſich ſelbſt ſtrenge und ehrliche Pawlin, der niemals zu

irgendeiner Hinterliſt und Verräterei fähig war, argwöhnte ſie auch bei anderen nicht, und darum benahm er, der reinen und lauteren Sinnes war, ſich nicht anders als ein Blinder. Betrachtete man ihn, ſo konnte man die ganze Wahrheit der Worte Bacons von Verulam nachprüfen, der ſagte, daß Menſchen, die ſich allzuſehr mit der Philoſophie einlaſſen, zu Eulen werden, die nur in der Dämmerung ihrer Vernunftſchlüſſe ſehen, bei Licht aber für alles Tatſächliche blind und inſonderheit der Fähigkeit beraubt ſind, das zu ſehen, was klar und deutlich vor aller Augen liegt. Da ‚in ihrer Art die Söhne der Welt klüger ſind als die Söhne des Lichts‘ und da auch Pavlin in ſeiner Art ein Sohn des Lichts und ein Diener der Pflicht war, ſo überliſteten ihn die Söhne der Welt und beſtahlen ihn. . .

Ljuba ward endgültig ihrem Mann abſpenſtig gemacht, getäuſcht und betrogen. Wie das vor ſich ging, will ich Ihnen nicht erzählen, weil ich nicht ſelbſt dabei war und auch von niemand nähere Einzelheiten darüber erfuhr. Und ſchließlich kann es uns ja auch gleichgültig ſein, wie alles kam. Es ſei mit der Bemerkung genug geſagt, daß ein Mann, der eine ganze Herde Schafe beſaß, dem, der nur ein Schaf hatte, auch dieſes nahm.

II

Ich habe es, glaub' ich, kaum nötig, Ihnen zu ſagen, von wem Ljuba hingeriſſen wurde. Es iſt nicht ſchwer zu erraten, daß ſie, bei dem allgemeinen Werben um

ſie, Dodja den Löwenanteil gewinnen mußte, dem ja das häusliche Zuſammenſein beſonders günſtig war. Ljuba brachte Tag und Nacht mit ihm unter einem Dach zu und unterlag ſchließlich ſozuſagen gegen ihren Willen ſeinem drängenden Werben. Sie ſah, daß er fähig war, ſich dadurch an ihr zu rächen, daß er ſie der ihr ſo wertvollen Geneigtheit Anna Lwownas beraubte; denn ſie bemerkte, daß ihre Wohltäterin bekümmert wurde, wenn er verdroſſen war und daß ſie weinte und litt, wenn er mit ihr ſchmollte ... Ljuba wußte nicht, was ſie tun ſollte, und wiſchte ſich die Tränen ab ... Dodja war ein kleiner Flachkopf, der das Geld vertat, ſolange er es hatte, und es auf dreifache Wechſel borgte, wenn er keins hatte. Und bei alledem beſaß er keine Dame, die man als ſeine Favoritin hätte anſehen können. Ljuba ſchien ihm für dieſe Rolle geeignet, er hatte ſie dazu erkoren und wollte ſie ſo weit bringen. Und zu dieſem Zwecke ſchmückte und kleidete ſie Pawlin mit ſeinen eigenen Händen (wovon er mir in einem der bitterſten Augenblicke ſeines Lebens erzählte).

Es kam ſo: Wintersüber gab es in der Stadt Bälle und Koſtümfeſte. Anna Lwowna wünſchte der armen Ljuba ein Vergnügen zu verſchaffen und ſchickte ſie auf den Koſtümball eines Klubs. Von dieſem Ausflug war Pawlin ſchon faſt einen Monat zuvor Mitteilung gemacht worden, und die ganze Zeit über wurde im Hauſe an Ljubas Koſtüm gearbeitet. An dieſen Vorbereitungen nahmen alle teil, angefangen von Anna Lwowna ſelbſt bis zu Pawlin, der ganz gegen ſeine Gewohnheit von ſeinen Dienſtpflichten

abgehalten wurde und bald in den einen, bald in den andern Laden mit Zetteln um Kleinigkeiten lief, die für Ljubas Feenkoſtüm benötigt wurden. Die Ausführung des Koſtüms, die beſondere künſtleriſche Fähigkeiten erforderte, hatte ein Künſtler auf ſich genommen, der nämliche Freund Dodjas, der die gelungenen Bleiſtiftzeichnungen von Ljuba angefertigt hatte. Das alles machte die jungen Leute natürlich aufs innigſte miteinander vertraut und löſchte in Ljubas Köpfchen ihren alten Mann, den Lakaien, völlig aus. Endlich war das Koſtüm fertig. Es war unübertrefflich ſchön ausgefallen. Pawlin durfte ſeine Frau ſehen, wie ſie die Treppe herabkam, begleitet von einer Verwandten Anna Lwownas und behütet von Kavalieren, unter denen ſich Dodja und der Künſtler befanden.

Ljuba war als ‚Morgenröte' gekleidet. Sie trug ein leichtes, hauchzartes Übergewand, deſſen leuchtende Farben ineinander verſchmolzen. Unten war das weite, in dichten Falten fallende Kleid dunkel wie die Nacht, aber je höher man kam, deſto mehr verlor ſich das Dunkel, wurde lichter und ging mit weichen Halbtönen in feinere und hellere Farben über. Vom Gürtel aufwärts war es ganz in Luft und Licht aufgelöſt, ſo daß Ljubas Geſtalt gleich einer Wolke dahinſchwebte und verwehte. Und inmitten all dieſes Schwebens leuchteten auf dem ſtrahlenden Köpfchen Ljubas wie eine Krone eine Lilie und eine rote Roſe. An ihren Schultern ſchimmerten lichtüberfloſſen und in tauſend Farben ſpielend Flügel aus Wachs, während ſie in den Händen ein goldenes Füllhorn hielt, angefüllt mit

blauem Vergißmeinnicht und rotem Mohn. Schlaf und Erwachen, dunkles Schlummern der Leidenſchaften und ihr ſtrahlendes Emporflammen — alles hatte in Ljubas Koſtüm ſeine treffende Bedeutung erhalten, und ſo brachte Pawlin ſeine Frau auch im Wagen unter. Vier Stunden ſpäter aber hob er ſie aus demſelben Wagen als eine ganz andere . . . Ljuba ſagte bei der Begegnung mit ihrem Gatten kein Wort zu ihm; ſie wollte nichts anrühren von dem gebratenen Hühnchen und dem Gebäck, das er für ſie hergerichtet hatte. Sie riß ihr Kleid von ſich, warf ſich aufs Bett, drehte ſich zur Wand und verbrachte, ohne ſich zu rühren, in dieſer Stellung den Reſt der Nacht und den ganzen folgenden Tag. Pawlin hütete ihren langen Schlaf, aber es wäre nicht nötig geweſen. Ljuba ſchlief nicht — ſie weinte zuerſt lange Zeit und lag dann mit rotem, fieberheißem Geſicht und glanzloſen, offenen Augen da, die immer auf denſelben Fleck ſtarrten.

Jeder, auch der oberflächlichſte Beobachter hätte bei einem Blick auf dieſe Frau ohne zu zweifeln geſagt, daß durch ihre Hände ein hohes Spiel gegangen war, und das war auch richtig. Ljuba ſelbſt wollte Pawlin alles geſtehen, bedachte ſich aber und wartete bis zum Abend, wo ſie ſich anzog und dann zu Anna Lwowna ging, um ſich über Dodja zu beklagen. Indeſſen ging die Klage ſchwer in ihren Kopf, ſie nahm ſchließlich auch davon Abſtand und beſchränkte ſich darauf, ſich bei Dodja ſelbſt zu beklagen und . . . unter Küſſen Frieden zu ſchließen. Die einmal begonnenen Ausflüge und Maskenvergnügungen begannen ſich zu wiederholen.

Wenn Pawlin ſpät abends in ſeinem Seſſel ſchlummerte und auf die ſpät kommenden Mieter des Vorderhauſes wartete, oder wenn er hinter den Säulen auf ſeinem harten, kiſſenloſen Lager ausgeſtreckt lag, argwöhnte er nicht, daß ſich zu der Zeit Ljuba durchaus nicht mit Anna Lwowna langweilte, ſondern tanzend im ſchwarzen Domino durch den ſtrahlenden Glanz eines Maskenfeſtes dahinſchwebte, und daß zur ſelben Stunde, in der er erwachte und ſeiner Frau in Gedanken einen Gruß in die Wohnung der Generalin hinaufſandte, die zarte Ljuba, das Köpfchen von Champagnerdüften umnebelt, auf einer ſchellenklingenden Troika dahinjagte und mit den erhitzten Lippen gierig die klare Luft einſog. . . .

Eine ganze Weile ging das ſtill und heimlich ſo weiter. Die Umſtände fügten es ſo gut, daß die Betrügerin ſcheinbar keine Gefahr zu fürchten hatte. Die alte Generalin begab ſich ſo zeitig in ihr Zimmer und ſchloß die Tür des kleinen Gebetraumes, wo Ljuba auf einem mit weichem Teppich bedeckten Diwan ſchlief, ſo feſt hinter ſich zu, daß es der jungen Frau kaum irgendeine Mühe machte, aufzuſtehen und ihre ſchönſten Gewänder anzuziehen, die ihr die Generalin gnädigſt erlaubt hatte, in ihrem eigenen Garderobeſchrank unterzubringen. Anna Lwowna ſchlief entweder ſo feſt oder war ſo ſehr mit ihren Berechnungen beſchäftigt, daß ſie nie etwas von dieſen Vorbereitungen vernahm. Ja, noch mehr, ſie war ſo arglos, daß ſie niemals unvermutet beim Kommen oder Gehen ſtörte. Wenn Ljuba in das Zimmer mit dem Gebetſchrein

zurückkehrte, konnte ſie, wenn ſie wollte, vor den ſchwach beleuchteten, ſtrengen, dunklen Antlitzen der Familienikonen in Weinen ausbrechen. Aber weinte Ljuba vor ihnen wegen ihres Falls? Im Anfang wohl nur wenig, deſto mehr aber, je heller ihr Stern in dieſem ſie wie mit Ketten feſſelnden Kreis erſtrahlte, den die meiſten Schriftſteller aller Kulturländer bereits behandelt haben, der jedoch noch keine vollkommen umfaſſende Beſchreibung gefunden hat, die uns ein Bild von der Art dieſes verhängnisvollen und wie ein ſeltſames Wunder feſſelnden Lebens geben könnte. Bei uns in Rußland hat überhaupt keiner den Verſuch dazu gemacht, wir beſitzen auch nicht eine einzige, klare und lebendige Wiedergabe des Lebens dieſer Kreiſe.

12

In dieſem Kreiſe glühen und wogen die Leidenſchaften oft weit ſtärker als ſonſtwo auf der Welt. Unſere Schweizerin gab ſich dem neuen Leben völlig hin und ſpielte inmitten dieſes Kreiſes eine auffallende Rolle. Anfangs war ſie ſcheu und verwirrt, weil ſie ſich noch nicht völlig für dieſes Leben entſcheiden konnte. Dieſes Gefühl wurde aber bald durch ihren Ehrgeiz verdrängt. Ljuba ſah, daß Dodja ſich ängſtlichen Zweifeln hingab, ob er ſie vorſtellen könnte, ohne Gefahr zu laufen, daß ſie weniger ſchön als andere Frauen befunden wurde. Ljuba, durchaus nicht des Verſtandes und der Scharfſichtigkeit bar, merkte dieſe kränkenden Zweifel bald, der Stolz ihrer eitlen Schönheit ſprach zu ihr, ſie nahm

ſich vor, die erſte unter denen zu ſein, zu denen ſie hinabſtieg, und ſie erreichte alles, was ſie ſich in ihrem beleidigten Stolz vorgenommen hatte. Doditſchka brauchte nicht Ljubas wegen rot zu werden. Sie beherrſchte mit einem Male ihre Rolle ſo gut und erfüllte ſie mit ſolchem Glanz, daß alle den vollen Erfolg der ‚Madame Pawlin' anerkennen mußten. Dieſer ſüße Name drang vielleicht ſogar bis zu Pawlins Ohren; aber was konnte er daraus entnehmen? Er wußte nicht, was er bedeutete.

Die Erfolge Ljubas vergrößerten ſich, ihr Ruhm wuchs, aber ſie wurde kein verkäuflicher Schatz: ſie liebte Dodja und brachte ihm dadurch ſchließlich eine falſche Meinung über ſich ſelbſt bei. Er wurde ſo eingebildet, daß er glaubte, es gebe für eine Frau keinen wertvolleren Mann als ihn. Das beuteten Ljubas Rivalinnen aus, die mit Haß und Neid auf ſie blickten. Hinterliſtig umſchmeichelten ſie den von ſich ſo überzeugten Doditſchka und erzählten dann ſpäter alles ganz offen. Ljuba war tödlich beleidigt und begann ſich durch Gleichgültigkeit zu rächen. Aber während ſie dieſe Komödie ſpielte, räuberte man Doditſchka die Taſchen aus, und zwar ſo unbarmherzig und ſo behend, daß er tief in Schulden ſteckte, ehe er es ſich verſah. Damit begann die gewöhnliche Geſchichte, die indes doch nicht ganz ſo gewöhnlich endete. In dem Maß, wie die Mittel Doditſchkas dahinſchwanden, erkalteten die Gefühle von Ljubas Rivalinnen gegen deren Verräter, und nachdem ſie endlich ihrer Rache Genüge getan hatten und nichts Verführeriſches mehr an Dodja

ſahen, machten ſie ihn zum Opfer der Schmach und Erniedrigung. In dieſer Zeit begannen von Pawlins Augen die Schleier zu fallen. Ljuba, die es ſo vortrefflich verſtanden hatte, ihre Liebe zu verbergen, zeigte ſich durchaus unfähig, in der gleichen Weiſe ihr Leid zu verheimlichen. Zunächſt floh ſie aus der Wohnung ihrer Wohltäterin und blieb bei ihrem Mann. Mit dieſem Schritt wollte ſich Ljuba natürlich nicht einem tugendſamen Leben zuwenden, ſondern ſie hatte nur den Wunſch, ihren treuloſen Geliebten auf einige Zeit nicht zu ſehen. Das arme Geſchöpf hoffte, ihm damit recht fühlbar zu zeigen, daß er ihr gleichgültig ſei und daß ſie leicht ohne ihn auskommen könne. Pawlin ſtrengte ſeinen Verſtand an und verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, um hinter den heimlichen Kummer zu kommen, der ſeine Frau quälte. Auf der Suche nach des Rätſels Löſung kam er zuerſt auf den Gedanken, daß Ljuba von Anna Lwowna eine Beleidigung erfahren habe. Aber Ljuba beeilte ſich, ihn zu überzeugen, daß ihr von Anna Lwowna nichts Kränkendes widerfahren ſei. Danach ging der Argwohn Pawlins einen anderen Weg, auf dem er ſich der Löſung viel eher näherte. Es dämmerte in ihm der Gedanke, ob ſeine Gattin nicht durch den jungen Herrn beleidigt worden wäre, und er ſpürte ſein Herz ſchmerzhaft ſchlagen. Und da entdeckte er plötzlich und ganz unerwartet die volle Löſung des Geheimniſſes. Doditſchka war wie die meiſten, die ohne Beſitz eines großen Vermögens auf dieſe Bahn kommen, ſo endgültig auf Irrwege geraten, daß er genötigt war,

das Regiment zu verlaſſen und ſich in eins der nordöſtlichſten ruſſiſchen Städtchen zurückzuziehen. Es verſteht ſich, daß dies alles nicht ohne Familienſzenen abging; Pawlin erhielt bei dieſer Gelegenheit Mitteilung von der Untreue ſeiner Frau. Es ſchmetterte ihn nieder, als wenn ihn ein Blitzſtrahl getroffen hätte.

13

Nachdem Pawlin wieder zu ſich gekommen war, erſchien er ganz unvermittelt ſpät abends bei mir und bat mich, ihm zu erlauben, bei mir zu übernachten, da er ſich fürchte, die Nacht im Hauſe Anna Lwownas zu verbringen, ‚denn da er alles begriffen habe, wolle er verhüten, im Zorn etwas zu tun, was nicht ſein dürfe‘. Ich ſchlug ihm ſeine Bitte natürlich nicht ab, und damit begann eine der ſeltſamſten Nächte meines Lebens. Ich lebte einige Stunden lang tief im Innern einer fremden Seele und ſpürte wie am eigenen Leib die verzehrende Glut ihrer Liebe und Leidenſchaft, die tödliche Eiſeskälte ihrer fürchterlichen Verzweiflung. Pawlin befand ſich in einem Zuſtand ſtärkſter Erregung, aber was für einer Erregung? Einer ganz ſeltſamen und unbegreiflichen. Ich möchte zur näheren Beſtimmung des von mir damals beobachteten Zuſtandes dieſes Mannes einen Ausdruck aus der Bibel gebrauchen und ſagen, daß er ſich ſelbſt ‚entrückt‘ war und einen Grad des Schauens erreicht hatte, der ihm den Blick auf Verborgenes öffnete. Wenn Sie ſich erinnern, in der Eremitage gibt es nicht weit vom Rubenssaal ein außerordentlich fein und bis in die Einzel-

heiten ausgeführtes kleines Bild irgendeines mittelalterlichen Malers, das das Jüngſte Gericht darſtellt. In der Mitte des Bildes iſt eine ſymboliſche Geſtalt; und zwar ſteht ſie ſo, daß ſie gleichzeitig oben Gott in ſeinem himmliſchen Ruhm erblickt, und unter ihm, in der Tiefe der Hölle den Herrn der Finſternis mit den widerlichen Ungeheuern, die dort die Sünder peinigen. So oft ich vor dieſem Bilde ſtehe und die von mir beſchriebene Geſtalt betrachte, muß ich unwillkürlich an Pawlin denken, ſo ähnlich ſcheint mir ſein damaliger Seelenzuſtand mit der ſymboliſchen Stellung dieſer Figur. Pawlin litt, wenn ich ſo ſagen ſoll, qualvoll, aber in ſeinem Leiden war Triumph und Andacht. Er verlor nicht die Beherrſchung, weinte und jammerte nicht, hüllte ſich aber auch nicht in trotziges, ſtolzes Schweigen, in dem viele einen Ausdruck von Charakterſtärke ſehen. Im Gegenteil, er erkannte, wie tief er gefallen war, und daß er noch tiefer ſtürzen und ein anderes Weſen mit ſich reißen mußte, und nahm alles, was ihn betroffen hatte, wie eine verdiente Züchtigung durch den Lehrer hin, und verurteilte ſich ſelbſt in einem für mich ganz unerwarteten Ton. Sobald er bei mir eingetreten war, ſetzte er ſich, ohne meine Aufforderung abzuwarten, in meinem Zimmer nieder und verbrachte mehrere Minuten in tiefem Schweigen, wobei er die Augen von einem Gegenſtand zum andern ſchweifen ließ und ſeine auf den Knien liegenden Hände rieb. Dann wandte er mir plötzlich ſeinen ſchweren, gleichſam erſchöpften Blick zu und fragte: „Sie hörten ſchon?“

Ich beſtätigte es.

Er ſchüttelte nachdenklich den Kopf und brachte leiſe hervor: „Es iſt entſetzlich!“ Dann fügte er etwas lebhafter, gleichſam als merke er es erſt jetzt, hinzu: „Verzeihen Sie, daß ich mich ſo ... geſetzt habe ...“

„Aber bitte, Pawlin Petrowitſch!“

„Meine Knie knicken mir ein ... Ich kann keine Ruhe finden ... ehe ich es nicht von ihr ſelbſt gehört habe ... ich will in allem Beſtätigung haben.“

„Haben Sie ſie denn gefragt?“

Er antwortete nichts, ſondern beugte zum Zeichen, daß er gehört hatte, nur ſchweigend ſein Haupt und begann nach einer Minute geheimnisvoll flüſternd: „Die Edle! Ihre ganze Seele hat ſie mir geöffnet ... an meiner Bruſt hat ſie geweint und mich um Verzeihung gebeten ...“

„Sie haben ihr verziehen?“

„Was ſollte ich verzeihen? Indem ſie mir ihre Seele enthüllte, ließ ſie mich tief in mich ſelbſt hineinſchauen, und ich entſetzte mich. Wie eine leichtbeflügelte Lerche ſang ſie ſich das Lied von ihrer Schuld aus dem Herzen und verſchwand im Himmelsblau; aber meine Sünde krächzt wie ein plumper Rabe in der Tiefe und erhebt ſich nicht von der Erde. Ich ging ſofort zu meinem Beichtvater; er tröſtete mich und ſagte: ‚Du haſt das Geſetz gewahrt, ſie aber iſt eine ungetreue Frau.‘ Erlauben Sie! Das ſind alles Feigenblätter, ich kann mich nicht mit ihnen bedecken. Gott ſieht, wo ich war, als ich ihre Jugend an meine Jahre feſſelte. Ich habe wider die Natur gehandelt und ſehe, daß ich wie ein

Fels in die Tiefe geſtürzt und zerſchmettert bin ... Sie nehmen vielleicht an, daß ich noch der Mann bin, der ich geſtern und vorgeſtern war? Nein. Heute am Tag des Grams hat mir Gott ſeine Gnade erzeigt. Ich merke, daß ich Staub bin, daß ich ganz aus Vergänglichem gebildet bin und daß die Lenker aller Leidenſchaften auf meinem Rücken ſäen und pflügen können: Wolluſt, Stolz, Unreinheit, Zügelloſigkeit, Eiferſucht und ... und ... Drang zum Morden ... Ach, ach, ach!"

Er ſprang auf, lief im Zimmer hin und her und fuhr fort: „Verzeihen Sie mir ... Ich ... ich weiß ja, daß ich keine Verzeihung verdiene, aber um Chriſti willen, ... im Namen Chriſti ... verzeihen Sie mir! Ich will alles ſagen und kann nichts verſchweigen ... Der Geiſt in mir ... bedrängt mich wie gärender Wein, ſchlägt ins Gewiſſen und bewegt die Zunge im Munde ... Ich bitte Sie ... wenn etwas mit mir geſchehen ſollte ... Sie ſollen wiſſen, daß ich ſie ins Verderben gebracht habe ... Gerecht handelt Gott ... wenn er mich ſtraft. Ich ſegne den, der meine Seele mit Gram erfüllt hat, und will alles tun, was das Glück dieſer beiden Menſchen ausmachen kann."

„Wie denken Sie ſich das?"

„Ich ... ich will etwas tun ... damit ich nicht mehr im Weg bin."

„Was heißt denn das? ... Wohl ſterben?"

Er ſchaute mich an und lächelte plötzlich und unerwartet ganz ſeltſam, was ſeinem Geſicht einen guten und wunderbaren Ausdruck verlieh, wie ich ihn nie

an ihm geſehen hatte. Dann ſagte er: „Ich werde ſterben und doch am Leben ſein. Ein Retter muß bleiben. Sie iſt jetzt zu Hauſe. Erlauben Sie mir, bei Ihnen ein wenig zu ſchlummern.“

‚Der Wein war klar geworden, ſein Geiſt drängte ihn nicht länger mehr.‘ Er ſchien bis in die Tiefe ſeiner Seele hinein ruhig, legte ſich, ſowie ich ihn im Zimmer allein gelaſſen hatte, ſogleich auf den Diwan und ſchlummerte ein. Ich ſchlief noch, als ſich Pawlin am anderen Morgen erhob, ſich in der Küche wuſch und fortging. Mein Diener, der Pawlin aus Neugierde folgte, ſah, daß er in die Kirche ging.

14

Ich war zu der Zeit noch voller Ungeduld und erſchien ſchon in aller Frühe bei meiner bekümmerten Tante Anna Lwowna. Sie war bereits aufgeſtanden, ſaß läſſig in einem tiefen Seſſel und ſpielte ſich als die unſchuldig Leidende auf, wobei ſie ein bißchen weinte und ſich mit dem Taſchentuch über die Augen fuhr. Sie war ſehr redſelig und verbreitete ſich mit ſchönen Phraſen über die Unſittlichkeit der Geſellſchaft, die ihren unvorſichtigen Dodja in einen ihm nicht zukommenden Verdacht gebracht und ihn unter Mithilfe eines minderwertigen Weibes ins Verderben geſtürzt habe.

Anna Lwowna erzählte jedoch ſolchen Unſinn und zeichnete ſolch phantaſtiſche Bilder, daß jeder unwillkürlich überzeugt ſein mußte, Entſtellungen und Lügen zu hören.

Weder beim Kommen noch beim Gehen ſah ich Ljuba oder Pawlin, deſſen Pflichten an dieſem Tag voller Unruhe unerfüllt blieben, und ich vermochte mich auch nicht bei irgendwem über ihn zu erkundigen. Nachdem ich auch den ganzen nächſten Tag nicht das geringſte von ihm vernommen hatte, machte ich mich gegen Abend auf, um nach ihm zu fragen. Ich erfuhr folgendes. Pawlins Zimmer ſtand bereits ſeit geſtern leer, die Einrichtung hatte man in großer Unordnung vorgefunden, als wäre die Wohnung von Dieben heimgeſucht worden. Weder von Pawlin noch von ſeiner Frau war irgend etwas zu ſehen, und keiner vermochte Auskunft zu geben, wo ſie ſich aufhielten. Ich war der einzige, der bezeugen konnte, daß Pawlin zu mir geſagt hatte, ſeine Frau ſei jetzt daheim und er habe den Wunſch, ſie von der Sünde frei zu machen und ſeine Seele zu bewahren. Aber was konnten all dieſe ſeine Worte bedeuten? Jetzt möchte man ihnen gewiſſe ſymboliſche Bedeutungen zuſchreiben, von denen eine im Hinblick auf die folgenden Ereigniſſe als eine nicht ganz unwahrſcheinliche Erklärung erſcheint. ‚Meine Frau iſt jetzt daheim‘ könnte, ſo ſagte man, bedeuten, daß er ſie umgebracht und auf dieſe Weiſe in das Haus der Ewigkeit geſchickt hatte. Daß er aber fortging, um ſeine Seele zu bewahren, mochte heißen, daß er ſich irgendwohin in die Wüſte zurückziehen wollte. Wie Sie ſich auch dazu ſtellen mögen, dieſe Ausdeutung hatte ſo viel Glaubwürdiges an ſich, daß alle bei dieſer Erklärung blieben. Dazu kam, daß nach ungefähr zwei Wochen oder noch ſpäter bei

Jekaterinenhof oder bei Tſchekuſchy der ſtark verweſte Körper einer jungen Frau ans Ufer geſpült wurde. Es war unmöglich, ihr Geſicht zu erkennen, doch hatte ſie feine Wäſche und ein ſchwarzes Seidenkleid an ... genau ſo, wie man die Schweizerin Ljuba zum letztenmal geſehen hatte. Es iſt wahr, faſt alle ſchwarzen Seidenkleider ſehen einander ähnlich, aber danach fragt der Verdacht nicht. Da weder Angehörige noch Bekannte der jungen Ertrunkenen zu ermitteln waren, ſtand es im Haus Anna Lwownas und auch bei ihr unweigerlich feſt, daß die Ertrunkene niemand anders als die unglückliche Ljuba war, die Frau eines tobſüchtigen, rachgierigen Raoul, des Hausmeiſters Pawlin Pjewunow, der ſpurlos verſchwunden war.

Dieſer Umſtand zeitigte gewiſſe Folgen. Als man die umgekommene Frau beerdigte, war Anna Lwowna ſo gütig, zehn Rubel für ihr Grab und zu einer Seelenmeſſe für Ljuba zu ſtiften. Auf dieſe Weiſe wurden alſo dank dem chriſtlichen Eifer Anna Lwownas die Totengebete für die Seele der allzufrüh ins Grab geſunkenen Ljuba verrichtet; Pawlin aber vergaß man. Und zwar ſo reſtlos, daß man ſeiner bis zum heutigen Tag nie wieder gedachte, außer einem einzigen Mal, als man die noch nicht geſtohlene reſtliche Habe des ‚ſpurlos verſchollenen Pjewunow‘ verſteigerte.

Aber wo waren Pawlin und Ljuba geblieben?

Um das aufzuklären, müſſen wir zu dem Punkt zurückkehren, wo wir ſie aus dem Blick verloren haben.

Nachdem Pawlin ſich von mir verabſchiedet hatte, ging er, ohne von jemand bemerkt zu werden, zu ſeiner Frau. Als Ljuba ihn ſah, begann ſie zu zittern; ſie hatte ihn nie ſo gütig geſehen, und darum erſchien er ihr auch ſo ſchrecklich.

Er kleidete ſich ſchnell an, legte auch Ljuba Kleider an, nahm alles, was er für notwendig befand, und führte ſeine Frau aus dem Hauſe Anna Lwownas. Ljuba widerſetzte ſich nicht und verſtand weiter nichts, als daß man ſie irgendwohin ſchaffte. Auf einer Bahnſtation hinter Petersburg warteten Pawlin und Ljuba auf Doditſchka. Ljuba ließ ſich nicht ſehen, aber Pawlin trat vor meinen Vetter hin, nicht mit der Wut des gekränkten Gatten, ſondern mit der großen Milde des ſich demütigenden Chriſten. Er ſprach zu ihm: „Seien Sie edelmütig und großherzig, ſagen Sie: haben Sie meine Frau geliebt?“

„Ja; was willſt du denn?“ verſetzte Doditſchka, der ſich damals noch nicht daran gewöhnt hatte, ſeinen Vorrang über den vor ihm ſtehenden Lakaien zu vergeſſen.

„Ich werde Ihnen gleich ſagen, was ich will,“ antwortete Pawlin demütig, „aber ſeien Sie ſo gut und beantworten Sie zuerſt meine Frage: lieben Sie ſie auch jetzt noch?“

„Ja, ja, aber was ſoll denn das alles?“

„Weiter nichts, weiter nichts; ſie liebt nämlich auch Sie, liebt Sie ſchrecklich ... und ... und hat mir ſelbſt davon Mitteilung gemacht.“

„Du haſt ſie danach gefragt?“

„Ja, ich habe ſie darüber befragt, und ſie hat mir alles ohne Umſchweife und unter Tränen geſtanden ... Was ſoll ich tun: ich bin vor Gott für ſie verantwortlich.“

Doditſchka wollte ſeinen Ohren nicht trauen und verſtand nicht, was das bedeuten ſollte. Aber Pawlin war inzwiſchen in das Nebenzimmer gegangen, führte von dort ſeine verwirrte Frau an der Hand herein und ſagte: „Da iſt ſie; ſie iſt nicht mehr meine Frau!“

„Was?“ rief Doditſchka, der nicht begriff, wie das alles enden ſollte.

„Auf Grund all dieſer Vorkommniſſe gebe ich ſie nach göttlichem Geſetz frei. Und da Sie von ihr mit ſolch hingebender Liebe geliebt werden, ſo nehmen Sie ſie zu Ihrer Frau.“

„Du haſt wohl den Verſtand verloren!“ Doditſchka gewann die Faſſung wieder. „Wie kann ich ſie denn heiraten?“

„Warum ſollten Sie das nicht tun können? Erniedrigt Sie das vielleicht? ... Mitnichten. Ich ſelbſt hätte ihr ſogar nicht einmal den Rat gegeben, Sie zu heiraten, weil ich weiß, was Sie für ein Menſch ſind, und daß ſie nicht glücklich mit Ihnen werden wird, aber ſie weiß das ſelbſt und hält trotzdem an Ihnen feſt, ſo daß ſich nichts daran ändern läßt ... Das beſte wäre, ſie ginge ins Kloſter, aber ſie ſtrebt dem Verderben zu; mag es denn wenigſtens ohne Sünde und Schande geſchehen; und darum ſage ich ... heiraten Sie Ljuba ...“

„Aber warte doch, Pawlin,“ ſtammelte Doditſchka

in dem Beſtreben, ſich aus der Schlinge zu ziehen, „ich kann doch nicht ... du biſt doch noch am Leben ...“

„Ja, das iſt richtig; ich lebe noch, und Gott allein weiß, wie lange ich mich noch durchſchlagen muß. Aber ich werde ihretwegen nicht Hand an mich legen. Geſtern habe ich daran gedacht, aber ...“

Bei dieſen Worten begann Ljuba zu wimmern, preßte die Hände vor ihr Geſicht und flüchtete ſich in eine dunkle Ecke.

„Hm! ſehen Sie!“ ſagte Pawlin und lächelte ſchmerzlich; „ſie liebt mich nicht, aber ich tue ihr leid. Sie jedoch ſcheinen überhaupt kein Gefühl für ſie zu haben, und trotz alledem werden Sie von ihr geliebt ... Liebte ſie mich ein Hundertſtel von dem, wie ſie Sie liebt, würde ich mich ſelbſt in der Verbannung mit ihr im Paradieſe wähnen ... Aber wozu Worte machen! Es iſt ganz gleich. Nehmen Sie ſie und reiſen Sie mit ihr fort ... und heiraten Sie Ljuba ... ich werde darauf acht geben ... Tun Sie aber nicht, was ich Ihnen ſage, dann ...“ Er beugte ſich an Dodjas Ohr und fügte hinzu: „Zwingen Sie mich nicht zur Sünde: ich ſpreche jetzt demütig wie ein Chriſt zu Ihnen, aber ſonſt töte ich Sie; wo immer Sie auch ſein mögen, ich werde Sie finden und töten, für ſie ... die ſchutzloſe Frau ...“

Pawlin mußte das wohl mit großer Entſchiedenheit geſprochen haben oder mein Vetter war wirklich ein ſehr großer Feigling; jedenfalls war ihm plötzlich alle Luſt vergangen, ſich zu weigern, Ljuba zu heiraten, und er erklärte ſich mit allem einverſtanden. Im übrigen war es wohl möglich, daß er die Einwilligung mit

dem feſten Entſchluß, ſie niemals einzulöſen, gab, um ſo mehr, da er Grund hatte, anzunehmen, daß er ſich vor Pawlin verbergen könne. Aus ſolchen Gedankengängen heraus wies er den Alten nur noch auf den Umſtand hin, daß eine unverzügliche Eheſchließung mit Ljuba nicht möglich ſei, weil die Frau eines noch lebenden Mannes nicht getraut werden könne. Aber Pawlin entgegnete: „Wollen Sie ſich darüber keine Sorge machen, das iſt meine Sache. Ich werde zur rechten Zeit ſterben, man wird Sie ſchon beide trauen.“

„Sterben wirſt du?“

„Jawohl.“

‚Will ſterben und zugleich mich töten‘, dachte Dodja. ‚Der arme alte Kerl! Wie doch dieſe einfachen Leute zuweilen lieben können! Er tut mir wirklich leid: er iſt ganz verrückt geworden.‘

16

Damit gingen ſie auseinander. Dodja hielt ſich natürlich für vollkommen befreit von der ihm langweilig gewordenen Frau Pawlins, die er vielleicht ganz gern als ſeine Geliebte weitergezeigt hätte, aber nicht als Frau haben wollte. Dodja machte eine ſchöne Reiſe. Ohne ſich zu überhaſten oder um den Weg zu kümmern, ſetzte er ſeine Fahrt fort. In Städten, die ihm zuſagten, machte er Station, empfing Beſuche und beſuchte ſelbſt Leute, an die er von den Petersburger Freunden Anna Lwownas empfohlen war. An einigen Orten blieb er unter dem Vorwand, abgeſpannt und krank zu ſein, ſogar ziemlich lange. Mit

einem Wort: alles verlief für unſern Reiſenden, wie es gar nicht beſſer ſein konnte, und er hatte auf dieſe Weiſe ſchon faſt ſeine ganze Reiſe zurückgelegt, als plötzlich bei der Überquerung des Urals wie aus ewigem Schnee und Eis die Stimme Pawlins auf ihn herabdonnerte. Und was war das für ein Pawlin! Furchterregend und durchdringend, ſichtbar und unſichtbar, wirklich und unwirklich zugleich.

Sie wiſſen, wenn man in einer Erzählung oder in einem Roman irgendeine unwahrſcheinliche Begebenheit lieſt, denkt man immer unwillkürlich: ‚Ach, lieber Autor, da haben Sie die Schleuſen Ihrer Phantaſie doch wohl ein bißchen zu weit geöffnet!‘ In der Wirklichkeit aber und beſonders bei uns in Rußland kommen zuweilen Dinge vor, die viel wunderbarer ſind als alles Ausgedachte — und dabei bleiben ſolche merkwürdigen Geſchehniſſe oft noch ganz unbekannt.

Doditſchka kam in eine kleine Stadt, deren Namen ich Ihnen nicht nennen will, da es ſich ja hier nicht um Namen handelt. Hier hoffte mein lieber Vetter einige Leute zu finden, an die er Briefe zu übermitteln hatte. Er gedachte etwas zu verſchnaufen und ſich etwas Gutes zu gönnen, ſchützte eine Krankheit vor und blieb in dem einzigen Gaſthof des Ortes. Schon war es ihm à la Chleſtakow gelungen, mit einer Nachbarin aus dem gegenüberliegenden Haus Blicke zu wechſeln, deren Geſicht er übrigens nicht richtig hatte betrachten können. Kaum hatte ſie ſich nämlich am Fenſter gezeigt, als plötzlich draußen vor dieſem Fenſter ein großer, in Lumpen gehüllter, grau-

haariger alter Mann mit einem mächtigen Bart und einem nach Dodjas Begriffen ganz unmöglichen Hirſchpelz auftauchte und mit einem Handſchuh die Scheiben abzuwiſchen begann. Weiß der Teufel, woher er plötzlich gekommen war! Doditſchka hatte ihn zwar flüchtig bemerkt, wie er auf einem zuſammengefegten Schneehaufen am Fenſter geſeſſen hatte, aber er hatte ihm im erſten Augenblick mehr einem alten Bock als einem Menſchen ähnlich geſchienen. Und mit einem Male war dieſer Teufel aufgeſprungen und fuhr mit ſeinen Tatzen an der Scheibe herum, grad als ob er den guten Jüngling des Vergnügens berauben wollte, ſich an der ſchönen Nachbarin zu ergötzen. Und er erreichte auch, was er wollte, dieſer alte Kerl! Dodja vermochte nicht mehr die ihn ſo intereſſierende Nachbarin zu ſehen, aber das war ihm übrigens völlig gleichgültig. Sie gefiel ihm aus einem beſtimmten Gefühl heraus, und es lag von ſeiner Seite kein Hindernis vor, ſich auf ein flüchtiges Abenteuer mit ihr einzulaſſen, um ſo mehr, als die Nachbarin (ſoweit er beurteilen konnte) auch für ihn offenſichtliches Intereſſe bekundet hatte. Wenigſtens glaubte Dodja Grund zu ſeiner Annahme zu haben, weil die feſſelnde Unbekannte augenſcheinlich nicht ohne Nebengedanken einige Male am Fenſter vorübergehuſcht war, nachdem ſie ihn erſt bemerkt hatte. Ärgerlich war nur, daß ſie ein wenig zu ſchnell gelaufen war, ſo daß ſie Dodja nie richtig hatte ſehen können. Aber dafür hatte dies ſeine Neugier natürlich noch mehr gereizt, und er hatte mit der feſten Abſicht am Fenſter Platz genommen,

nicht eher aufzuſtehen, als bis er die Schöne geſehen hätte. Es dämmerte bereits: Dodja ſaß immer noch am Fenſter und wartete, ob ſich ſein intereſſantes Gegenüber nicht noch einmal deutlicher am Fenſter zeigen würde. Das Schickſal war ihm günſtig: das Fenſter leuchtete ſchwach auf, auf den Tiſch dahinter wurde eine brennende Kerze geſtellt und zwiſchen ihr und dem Fenſter erſchien die Silhouette einer Frau, die bald ſtehen blieb, bald hin und herging. Die Lage war wieder ſehr reizvoll, aber doch höchſt ungünſtig. Welche Frau, die ſich zeigen will, ſtellt oder ſetzt ſich zwiſchen ein dunkles Fenſter und eine Kerze, die ſie von hinten beleuchtet? Das konnte offenbar nur eine völlige Unſchuld oder eine ſehr erfahrene Kokette ſein, die ihre Argliſt an einem Unerfahrenen auszuüben wünſchte. Aber Dodja war kein Einfaltspinſel aus der Provinz, er hatte in bezug auf die Frauen eine gute Schule in Petersburg gehabt und hielt ſich natürlich für einen geübten Kenner. Er zündete kein Licht bei ſich an, damit ſeine Nachbarin nicht ſehen konnte, ob er ſich mit ihr beſchäftigte oder nicht. War ſie keine Kokette, ſondern eine nachgiebige romantiſche Einfalt, mußte ſie durch dieſes Mittel unbedingt in die Falle gelockt werden. Sie würde ſich ärgern, ſich im Zorn nicht vorſehen, ſelbſt zur Kerze gehen und ſie in die Hand nehmen, und dann würde er ſie betrachten können. War ſie aber gewandt und ſchlau, wie ... ja, wie es zum Beiſpiel dieſe Ljuba in Petersburg geweſen war, von der er ſich Gott ſei dank ſo weit entfernt hatte, dann würde ſein Verhalten um ſo gerechtfertigter ſein. Sie wäre für ihre

Schlauheit ſchön geſtraft und könnte bis morgen da ſitzen bleiben oder ſolange bis jener graue Ziegenbock ihre Fenſterläden ſchlöſſe ... Bei der Gelegenheit, wo hatte ſich denn der graue Bock überhaupt hinverzogen? Er war nirgends mehr zu ſehen ... Aber wenn man vom Wolf ſpricht, ſchaut er ſchon um die Ecke. Der im Finſtern ſitzende Dodja hatte kaum an ihn gedacht, als er zu hören glaubte, wie die Tür ſeines Zimmers leiſe knirſchend aufging; und als er ſich umwandte, ſtand der erwähnte ziegenböckige Alte vor ihm. Er war leiſe hereingekommen, mit ſeinen weichen Filzſtiefeln unhörbar an den Seſſel Doditſchkas herangetreten und hinter ſeinem Rücken ſtehen geblieben, ſo daß ſich mein Vetter, nachdem er ſich umgewandt hatte, Geſicht an Geſicht mit dem geheimnisvollen Eindringling befand. Wie alle frechen Menſchen war Dodja ein großer Feigling, er entſetzte ſich bei dieſer unvermuteten Begegnung unbeſchreiblich und brachte kaum mit verſagender Stimme hervor: „Was wollen Sie?“

„Haben Sie keine Angſt“, verſetzte der geheimnisvolle Beſucher mit einer Stimme, in der nichts Schreckliches war, bei der es jedoch dem feigen Dodja kalt den Rücken herunterlief. „Beunruhigen Sie ſich nicht, ich komme in einer geringfügigen Angelegenheit zu Ihnen, die mich nichts angeht ...“

„Pawlin! Du?“

„Pſt! Ich bitte Sie ... was ſoll denn das: Pawlin? Ich bin nicht Pawlin, in keiner Weiſe, Sie täuſchen ſich, ich kenne keinen Pawlin: ich bin ein ganz anderer. Ich bin der Kleinbürger Spiridon Androſſow, ein

einfacher Mann ... jawohl, und meinen Paß hab ich bei mir ... ein guter Paß, ein vorſchriftsmäßiger, mit Stempel und allem, was dazu gehört. Spiridon Androſſow, Handwerker, gehe meinem Verdienſt nach und muß meine Papiere oft vorzeigen: wohin ich komme, ſofort melde ich mich an ... der Vorſicht halber; ich habe mich auch hier vor einer Woche angemeldet ...“

„Aber das biſt doch du ... Pawlin ſelbſt! Sollte ich dich denn nicht kennen?“

„Durchaus nicht, ich bin Spiridon Androſſow.“

„Was wollen Sie von mir?“

„Ich ſelbſt gar nichts; ich bringe Ihnen nur ein Briefchen, bitte hier.“

„Von wem?“

„Von einer Witwe, die hier wohnt ... ja, eine junge Witwe ... wollen Sie bitte leſen: Sie werden ſelbſt ſehen, was es zu bedeuten hat.“

Mein Vetter war noch eine Minute vorher überzeugt, daß kein anderer als der verwilderte Pawlin vor ihm ſtände; als er jedoch die verlockenden Worte von der Witwe und dem Briefchen vernahm, vergaß er alles und entzündete haſtig eine Kerze, um ſo ſchnell wie möglich das Briefchen durchzuleſen. Aber plötzlich und unerwartet ließ er es wieder ſinken: jetzt konnte auch nicht der geringſte Zweifel mehr ſein, daß der vor ihm ſtehende Mann Pawlin Pjewunow war. War auch ſein Kopf mit grauen Haaren ganz überwachſen, die bis tief ins Geſicht hineinfielen, war er auch mit einem halb aſiatiſchen Koſtüm angetan, ſo mußte doch jeder, der ihn kannte, ſagen, daß das

Pawlin in eigener Perſon war. Auch war in ſeinen Augen deutlich lesbar, daß er ſich erkannt ſah und verſtand, daß es unmöglich war, ihn nicht zu erkennen. Mein Vetter kam von all dieſem ſo aus der Faſſung, daß er mit lauter Stimme rief: „Pawlin! Auf Ehre! Du biſt es, Pawlin, aber . . .“ Aber bei dieſen Worten preßte der Eindringling Dodja derartig die Hände zuſammen, daß der junge Gent einknickte und ſtammelte: „Was iſt denn das?“ In ſeiner Verwirrung hob er das herabgefallene Papier wieder auf. Es war ein Auszug aus dem Kirchenbuch, worin geſchrieben ſtand, daß vor rund anderthalb Monaten in der und der Stadt der Kleinbürger Pawlin Pjewunow aus Zarſkoje Sſjelo plötzlich geſtorben und begraben worden ſei, worüber ſeiner Witwe Ljubow Andrejewna Pjewunowa dieſes Zeugnis mit Unterſchrift und Siegel ausgeſtellt worden war.

Nun wiſſen wir, wer die Witwe war. Keine andere als die in Dodja verliebte Ljuba. Die Angelegenheit kam im Weiteren arg durcheinander und verwickelte ſich immer mehr, aber das Reſultat war ſchließlich doch, daß Doditſchka die Schweizerin Ljuba heiratete, noch bevor er ſeinen Beſtimmungsort erreicht hatte. Er war zuletzt ohne den geringſten Widerſpruch darauf eingegangen, ſcheinbar ſogar mit Vergnügen. Was dieſe plötzliche Umwandlung in ihm hervorgerufen hatte, weiß ich nicht zu ſagen, aber ich denke, daß dabei die immer größer werdende Entfernung von der Heimat und das im gleichen Maß wachſende Gefühl der Vereinſamung eine Rolle ſpielte. Dieſe beiden Umſtände hatten in ihm ſcheinbar

ein wirkliches Gefühl für ſein ihn zärtlich liebendes Weib erweckt, aber vielleicht hatten es auch ihre Schönheit, die romantiſche Situation und möglicherweiſe die Drohungen Pawlins hervorgerufen. Mit einem Wort: all das zuſammen oder im einzelnen hatte meinen Vetter ſo weit gebracht, daß er ſich mit einem gewiſſen Vergnügen in die Trauung mit Pawlins Frau fand. Der Kleinbürger Spiridon Androſſow aber war bei der Trauung zugegen und ſchrieb ſich als Trauzeuge im Kirchenbuch ein. Ich hoffe, Sie werden mich nicht fragen, wie es möglich war, daß Pawlin ſich ſelbſt begraben und eine darauf bezügliche Beſtätigung für ſeine Witwe erlangt hatte. Derartige Geſchehniſſe braucht man ja bei uns nicht zu erfinden: ſie kommen wirklich vor. In einer Herberge ſtirbt ein Handwerksburſche. Ein Mann wie Pawlin verſtändigt ſich mit den Perſonen, die mit der Sache zu tun haben, ſchiebt dem Toten ſeinen eigenen Paß unter, nimmt ſich dafür deſſen Papiere, und die Sache iſt gemacht. In der Gegend von Noworoſſijſk wurde dies vor Zeiten ganz ſyſtematiſch betrieben, und daher kam es, daß den Päſſen nach die Leute bis zu hundertfünfzig Jahre alt wurden. Es ſtirbt ein Iwan von ſiebzig Jahren, ſeinen Paß nimmt ein vierzigjähriger Pjotr, und die Altersverlängerung iſt geſchehen. Ich will jedoch lieber in meiner Erzählung fortfahren oder beſſer, ſie zu Ende führen.

17

Die jungen Leute wußten in dem ihnen zum Aufenthalt angewieſenen kleinen Städtchen durchaus nicht,

womit ſie ſich beſchäftigen und was ſie tun ſollten. Ljubas zärtliche Anhänglichkeit konnte Dodja nicht für lange Zeit glücklich machen. Als junger Petersburger Lebemann liebte er das Leben der Geſellſchaft und ſeine Seele dürſtete nach ſtarken Eindrücken und Empfindungen. Er hatte keine Luſt und fand vielleicht auch nicht die Kraft in ſich, von dieſer Art Zeitvertreib abzuſtehen, und ſuchte ſich auch jetzt in ſeiner ekelhaften Lage unter allerhand Geſindel Leute, die ſeinem Geſchmack entſprachen, trank Fuſel mit ihnen, ſpielte Karten um kleine Beträge, mogelte, wurde ſelbſt gerupft und oftmals geſchlagen, bis er endlich zu ſeinem großen, ihm wohl kaum bewußten Glück bei einer Prügelei wegen eines unrechtmäßig genommenen Fünfzehnkopekenſtückes ums Leben kam. Während dieſer ganzen Zeit von ungefähr zwei Jahren mußte Ljuba, wie man ſo ſagt, den bittern Kelch tiefſten Leidens trinken, aber ſie wurde in ihrer entſetzlich kummervollen Lage beſtändig durch Briefe und Geld von Spiridon Androſſow aufrecht erhalten, der ſie, wie man ſieht, nicht einen Augenblick aus den Augen ließ und über ihre Ruhe wachte. Er hatte ſich irgendwo in der Nähe in Dienſt begeben, und bei ſeiner hervorragenden Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Zuverläſſigkeit, die ſich auch mit dem Namenswechſel nicht geändert hatten, bald Achtung und auch etwas Geld erworben, von dem er faſt nichts für ſich verbrauchte, ſondern alles für Ljuba ſparte. Ich weiß nicht, was Ljuba mit dieſen Erſparniſſen ihres früheren Mannes tat, die ſie von ihm geſchickt erhielt, aber

man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß ihr Mann, der ganz in Trunkenheit verkommene Dodja, wenn auch nicht das ganze Geld, so doch gewiß den größten Teil vertrank und verspielte. Man sprach davon, daß er Ljuba alles wegnahm, zuweilen mit den gemeinsten und rohesten Flüchen, zuweilen sogar mit Hilfe von Schlägen. Pawlin wußte das alles so genau, als wenn er mit ihnen zusammengewohnt hätte, aber er brachte Ljubas Seele nicht einen Augenblick in Unruhe und versuchte nie die Enttäuschung, die sie an Dodja erlitt, dahin auszunützen, daß er die beiden voneinander trennte. Genau das Gegenteil war der Fall: Pawlin hielt mit langen und schönen Briefen den Mut Ljubas aufrecht. Die Briefe sind durch einen Zufall in meinen Besitz gelangt, und ich bewahre sie als seltenes und ausgezeichnetes Dokument des tiefen philosophisch-mystischen Denkens eines ungebildeten, aber klugen und willensstarken Menschen. Diese Briefe, geschrieben von ‚einem sündigen Knecht' an seine Schwester im Leid Ljuba, haben fast biblischen Charakter: der Verfasser spricht in ihnen, als ob er schon alles überstanden hätte. Er hat gelitten, ist in Versuchung gewesen und kann jetzt deshalb selbst denen helfen, die Anfechtungen erleiden. In sehr vielen dieser Briefe schreibt Pawlin seiner Frau kein Wort über Alltäglichkeiten, sondern gibt ihr Ratschläge und redet ihr zu, gegen den Mann, den sie sich erwählt hat, voller Geduld, Einsicht, Güte und unveränderlicher Treue und Hingebung zu sein. Liest man die Briefe genau

in der Reihenfolge, wie ſie allmählich entſtanden ſind, bemerkt man unwillkürlich einen ſtändig ſich vergrößernden Geiſt religiöſen Myſtizismus. Anfangs iſt es, als wenn der Briefſchreiber das Los Ljubas ſchmerzhaft wie am eigenen Leib empfinde; er ſpricht von der Notwendigkeit der Geduld, da von der Ungeduld das Leid noch bitterer werde. Aber dann ändert er allmählich ſeine Anſicht und beginnt ihr mit überzeugenden Worten zuzureden, daß ſie ſich freuen müſſe, wenn ſie leide, und daß er ſelbſt voller Freude ſei, und zwar ſo ſehr, daß er zuerſt darüber in Verwirrung geraten wäre, ob ſeine Seele nicht von niedriger Schadenfreude ergriffen wurde, ſo oft er Ljubas Unglück betrachte, die ihn ja verraten hatte. Dringt man dann aber tiefer in die Briefe ein, ſo ſieht man, daß ein anderes Gefühl die Feder des Schreibers führt, nämlich das Gefühl einer ganz beſonderen, man möchte ſagen geradezu unirdiſchen Liebe und dazu einer ſehr ſorglichen und bekümmerten, jedoch ſtrengen Liebe. Immer gibt Pawlin Ljuba die Lehre, für das Wohl der andern und zur Sühne der eigenen Verfehlungen zu dulden, und obwohl er ſie mit recht alten Beweisgründen, wie ſie ein jeder aus den Erbauungsbüchern längſt kennt, überzeugend zu machen ſucht, ſo entwickelt er doch die Beweiſe mit ſolcher Lebendigkeit und unmittelbar überzeugender Redegabe, daß er ihnen geradezu eine neue lebendige Kraft einflößt. ‚Die geiſtige Wiedergeburt‘ der ſinkenden Ljuba iſt unzweifelhaft ſeine einzige Sorge, und augenſcheinlich entnimmt er aus ihren Antwort-

ſchreiben, daß dieſe Wiedergeburt, um die er ſich ſo viel Mühe gibt, möglich iſt, da er ſie ſogar mit den Worten ‚Meine Tochter‘ anredet. Der letzte Brief mit dieſer Anrede iſt anfangs von einer ganz eigentümlichen und rührenden Zärtlichkeit erfüllt, die ſich trotz dem ſtellenweiſe recht knorrigen Ton nicht verdrängen läßt. In dieſem Brief, unterzeichnet mit ‚Spiridon Androſſow‘ ſchreibt Pawlin: ‚Verzage nicht! Nicht nur uns ſchwachen Geſchöpfen, auch dem Apoſtel Paulus ward der Geiſt Satans ins Fleiſch geſetzt, aber er überwand ihn, und auch du wirſt ihn durch die Kraft Gottes beſiegen, denn er wird nicht mehr lange in dir weilen.‘

Dieſes ‚nicht lange‘ war die Prophezeiung eines Sehers. Ljuba nahm ſie auch ſo auf, als einige Tage nach dem Empfang dieſes Briefes von ihrem erſten, für die Welt verſtorbenen Manne ihr zweiter Mann in einem Streit erſchlagen wurde und vor ihrer Tür, die er wegen ſeiner Betrunkenheit nicht mehr hatte öffnen können, ſtarb. Sie machte von dieſem Vorfall ſogleich Pawlin Mitteilung, der denn auch unverzüglich zu ihr kam. Sie begruben Dodja, wie es ſich gehört, und verſchwanden gleich danach beide zuſammen. Wohin wußte niemand. Aber ich will Ihnen auch das erzählen, was ſonſt keiner weiß. Hinter Kiew, am Dnjepr, liegt mitten im dichten, rauſchenden Tann ein armſeliges kleines Frauenkloſter. Es iſt ſo arm und unbedeutend, daß man es nur das ‚Klöſterchen‘ nennt. Dort lebte die Nonne und ſpätere Asketin Ljudmilla. Sie ſtarb vor einigen Jahren, nachdem ſie kurz vorher, noch in jungen Jahren, vor Tränen blind

geworden war. Dieſe liebe, herzensreine Nonne mit den ausgeweinten Augen, in deren Augenhöhlen des Ausſehens halber kleine Perlmutterſcheiben mit Heiligenbildern eingeſetzt worden waren, galt als ein wirklicher Engel an Sanftmut und Herzensgüte. An ihre Güte und alles verzeihende chriſtliche Liebe erinnern ſich auch jetzt noch mit Rührung und unter Tränen nicht nur die Schweſtern des armen Klöſterchens und die Pilger, ſondern ſogar die Juden im nahen Marktflecken. Man wußte weiter nichts von ihr, als daß ſie die Witwe eines Mannes aus ſehr guter Familie war und ins Kloſter eintrat, nachdem ſie ihren Mann verloren hatte. Hierher aber hatte ſie ein finſter ausſehender Mann mit ſeinen eigenen Pferden gebracht, ein Schweiger, von dem keiner ein Wort vernommen hatte. Auf ihrem Grab ſteht kein Gedenkſtein, der ihre Herkunft erklären könnte, ſondern nur ein einfaches Eichenkreuz mit der Aufſchrift: ‚Die Asketin Ljudmilla, in der Welt die ſündige Ljubow‘. Dieſes Kreuz errichtete derſelbe Schweiger, der nach dem Tod der Schweſter Ljudmilla aus einem weit entfernten öden Kloſter herbeigekommen war, deſſen Namen ich Ihnen wohl nicht zu nennen brauche. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt erklären ſoll, daß die Asketin Ljudmilla ‚in der Welt die ſündige Ljubow‘ niemand anders als unſere Schweizerin Ljuba war. Der Büßer aber, der das Kreuz auf ihrem Grab errichtete, war Pawlin, deſſen Mönchsnamen ich nicht kenne. Da ſehen Sie, was für Geheimniſſe und Charaktere zuweilen die Kloſtermauern bergen!

Die Dame und das Frauenzimmer

„Ein Schüler fragte einen Weiſen: ich bin mir nicht im klaren, ob ich heiraten ſoll oder nicht. Der Weiſe gab ihm zur Antwort: halte es wie du denkſt, ſo oder ſo, bereuen wirſt du es auf jeden Fall.“

Im Frühjahre 1894 gab ein bekannter ruſſiſcher Schriftſteller einen etwas kühn formulierten Beitrag zu der Frage, welche ‚Lebensgefährtinnen‘ für einen Literaten beſſer ſeien, gebildete oder ungebildete. Darin wurde auch zur Diskuſſion geſtellt, welche Vorteile und Nachteile einem Literaten aus dem Zuſammenleben mit einer gebildeten Frau erwüchſen, und was ihm mit einer einfachen, wenig gebildeten Frau begegnen könne. Waren die ſo aufgeworfenen Fragen vielleicht auch nicht ſehr tiefſchürfend, ſo entbehrten ſie doch nicht eines gewiſſen Intereſſes. Bedauerlicherweiſe jedoch führte ihr Urheber ſeine Hypotheſen nicht zu Ende und begründete ſie nicht näher. In einem andern ſtreitbaren Organ wurde ihm wohl eine lächerliche und boshafte Antwort gegeben, doch ſagte man auch da nichts, was die Angelegenheit hätte klären können. Es mußte wahrſcheinlich ſo ſein, ‚damit immer über die Frauen etwas Neues zu ſagen blieb‘ (Boufflers). Auch ich mache nicht den geringſten Anſpruch darauf, den intereſſanten Streit zu irgendeinem Abſchluß zu führen, doch will ich bei dieſer Gelegenheit einige Illuſtrationen zu dieſem Problem geben, die ich meinen Erinnerungen aus dem literariſchen Leben entnehme.

2

Nicht lange, bevor die unter der Leitung Dudyſchkins und Krajewskijs ſtehenden ‚Vaterländiſchen Annalen‘

unter die Redaktion Nekraſſows und Sſaltykows kamen, arbeitete an dieſer Zeitſchrift ein Schriftſteller mit, den ich im vorliegenden Fall nicht gern mit Namen nennen möchte. Sein Name tut auch nichts zur Sache, da allein ſeine perſönliche Lage und der Charakter ſeiner beiden Freundinnen von Intereſſe iſt, von denen die eine ‚Dame', die andere ‚Frauenzimmer' war. Die Dame war ſeine legitime, das Frauenzimmer ſeine illegitime Hälfte. Sie haben beide für den erwähnten Schriftſteller zeit ſeines Lebens eine ſehr ernſte Bedeutung gehabt und jede in ihrer Weiſe ſich berufen gefühlt zu ſeinem Nachruhm beizutragen.

Ich lernte dieſen Menſchen 1865 kennen, als Dudyſchkin in den ‚Vaterländiſchen Annalen' einen Aufſatz von ihm zum Abdruck gebracht hatte, der im Publikum ſehr gefiel und dem Autor das Wohlwollen der beiden Redakteure St. Sem. Dudyſchkin und A. A. Krajewskij zuzog. Der Schriftſteller bekam für den Aufſatz ungefähr achtzig Rubel Honorar, und das gedieh ihm zum Schlechten: er war reſtlos glücklich und ließ ſich durch ſeinen literariſchen Erfolg ſo weit bringen, daß er ſeine Dienſtpflichten zu vernachläſſigen begann. Sein Amt war bei ſeinen beſonderen Fähigkeiten ziemlich erträglich, und wenn es auch nicht viel einbrachte, ſo gab es ſeinem Leben doch eine größere Sicherheit als die Literatur. Aber von dieſer Zeit an legte er keinen Wert mehr auf ſeinen Dienſt, ſondern gab ſich mit rückhaltloſer Leidenſchaft literariſchen Beſchäftigungen hin. In bezug auf Geld zeigte er nicht nur keine Habgier, ſondern faſt völlige Gleich-

gültigkeit, und er gab es aus, ohne ſich Rechenſchaft darüber abzugeben. Außerdem hatte er keinerlei Bedürfniſſe und war in ſeinen Gewohnheiten von ſpartaniſcher Einfachheit. Wie er aß und wo er wohnte war ihm vollkommen gleich, ſolange er nicht der Möglichkeit beraubt war, das auszuſprechen, worüber er nachdachte und was er als notwendig und nützlich für die Geſellſchaft erkannt hatte. Mochte er ſeiner literariſchen Bedeutung nach auch unbedeutend ſein, ſeinem Charakter nach war er ein echter Schriftſteller, einer, den alles kalt läßt, was nicht mit der Literatur zuſammenhängt. Weder mit Lockungen noch mit Gewalt hätte man ihn von der Literatur wegbringen können, und wenn er auch bei ihr hätte Hungers ſterben müſſen. Solche Leute konnte man damals unter den Schriftſtellern häufig treffen: einige von ihnen glaubten ſo ſtark an die hohe Bedeutung ihres literariſchen Berufes, daß ſie es für wichtig hielten, um ihrer Ideen willen nicht nur Entbehrungen zu leiden, ſondern auch Qualen... Obendrein kam zu dieſer Stimmung des Schriftſtellers noch eine andere Verſuchung in Geſtalt von mitfühlenden Briefen, die ihm verſchiedene unbekannte Damen ſchrieben, und die Briefe der Frauen erweckten in ihm verliebte Phantaſien. Mit einem Wort, der Erfolg hatte ihn ganz verdreht gemacht, aber die Briefe der Damen begannen ſogar ſeinen Charakter zu verderben und hinderten ihn daran, allen ſeinen Pflichten nachzukommen — den dienſtlichen, literariſchen und ehelichen, denn der Schriftſteller war damals zu ſeinem Unglück bereits verheiratet, und ſeine Gattin beſaß

Charakter. Geheiratet hatte er, ſcheint's, bereits als Student, auf jeden Fall weit früher, als er ſich in der Schriftſtellerei ſeine erſten Sporen verdient hatte; daheim aber ſtellte er ſich ſo ungeſchickt an, daß ſeine Frau ſich für ſehr klug hielt, ihn hingegen einen Dummkopf nannte und niemals glauben wollte, daß er irgendetwas ‚verfaſſen' könne, was Aufmerkſamkeit verdiene. Das erboſte und beleidigte ihn, und er gab ſich alle Mühe, dieſe ungünſtige Meinung, die ſeine Frau von ihm hatte, umzuſtimmen, doch vermochte er es nie zu erreichen. Am wenigſten aber ſchien die Gattin des Schriftſtellers zu glauben, daß er etwas von ehelichen Pflichten verſtünde, und die Aufmerkſamkeit der fremden Damen für ihren Mann regte ſie ſo auf und giftete ſie ſo ſehr, daß ſie von kränkenden Worten zu beleidigenden Handlungen überging. Sie erſchien bei A. A. Krajewskij, um ihm ihre Not zu klagen und der Zeitſchrift den Tadel zum Ausdruck zu bringen, daß durch ihre Vermittlung bei ihrem Gatten ‚die Ränke mit Damen' begonnen hätten.

A. A. Krajewskij hörte ſie an, brummelte etwas vor ſich hin und ſchickte ſie zu Dudyſchkin, er ſelbſt aber ſchüttelte ſich, murmelte einige Male ‚Gott mit ihr' und gab Anordnung, ſie in Zukunft nicht mehr vorzulaſſen.

3

Der Schriftſteller war ein Mann von ungefähr dreißig oder zweiunddreißig Jahren, flachshaarig, von kleinem Wuchs, ſehr ſchwächlich und nervös, mit kleinen

blauen Äuglein und einem durcheinander gewirbelten Haarſchopf. Von Natur aus war er gutmütig, aber kleinlich, reizbar und, was man ſo nennt, ‚borſtig‘. Geheiratet hatte er aus ‚Mitleid‘. Damals waren ſolche edlen Dinge gleichſam in Mode, und ſehr viele fielen auf ſie herein. Mein Freund war einer von dieſen Beglückern und mußte ſeinen Edelmut bitter büßen. Seine Gattin beſaß die verſchiedenartigſten Vorzüge vor ihm: nach ihren Worten war ſie nur ungefähr fünf Jahre älter als er, aber dem Ausſehen nach mußte man denken, daß der Unterſchied weit beträchtlicher war, dazu war ſie kräftig, ſtark, ſehr unternehmend und mit dem glücklichen weiblichen Talent begabt, keinen Skandal zu ſcheuen. Kraft ihrer kriegeriſchen Eigenſchaften war die Dame außerdem noch ungewöhnlich ausdauernd, ſowohl im Angriff wie in der Verfolgung. Schon bald nach der Hochzeit herrſchte zwiſchen den beiden Gatten keine Einigkeit mehr; von da an lebten ſie beſtändig in einem ſehr ſchlechten Verhältnis; daß dieſer Zuſtand bald allen in der Redaktion bekannt wurde, dafür ſorgte ſeine Frau von dem Augenblick an, in dem ſie nach Petersburg übergeſiedelt waren. Sie brachte das in höchſt einfacher Weiſe zuſtande: die dem Anſchein nach ſehr gebildete Dame kam ſelbſt in die Redaktion oder in das Büro und beklagte ſich bei jedem über ihren Mann, bei Dudyſchkin, Krajewskij uſw. bis zum Bürogehilfen Bogoljubow herab, der die Gelder auszuzahlen hatte. Die Dame tat das nicht nur ohne die geringſte Zurückhaltung, ſondern auch ohne jede Notwendigkeit, ein-

fach aus einem Drang ihrer Seele heraus. Im übrigen hatte ſie möglicherweiſe kein anderes Ziel, als das Anſehen ihres Gatten herabzuſetzen, indem ſie ihn als einen lächerlichen und faden Menſchen hinſtellte. Zurückhaltung wahrte ſie nicht, und ohne Scham erzählte ſie die fürchterlichſten Dinge darüber, wie grob und unhöflich ſie mit ihrem Mann verkehre.

„Er will mich mit Worten beſchwichtigen“, ſagte ſie. „Mais c'est drôle! Wie kann er hoffen, damit etwas zu erreichen, wo ich ihm ſchon längſt geſagt habe, daß ich mich vor keinem Skandal fürchte? Je sais ce que j'ai à faire!“

Bald wurde ſie indeſſen allen langweilig, und Dudyſchkin hörte auf, ſie zu empfangen, genau wie es Krajewskij getan hatte; im Büro erſchien ſie jedoch noch immer und beſchimpfte ihren Mann, ſowie ſich nur eine Gelegenheit dazu fand. Man ſchenkte ihr natürlich keinen Glauben, aber gleichwohl ſchadete ſie ihrem Manne doch ſchon allein dadurch, daß ſie ihn lächerlich machte. Obendrein wollte ſie Krajewskij gegen ihn aufbringen; ſie ſtellte ihn einmal, als er ſich auf dem Weg von ſeinem Haus zur Turnanſtalt befand, und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Als er begann, vor ihr Reißaus zu nehmen, immer wiederholend: „Bei Gott, bei Gott, ich bin krank und vermag nichts für Sie zu tun!“ ſagte ſie ganz laut zu ihm: „Quel vieux idiot!“ weil er ſie nicht ſo bemitleidet hatte, wie ſie es wünſchte; darauf ſtürzte ſie durch das offene Tor der Simeonskirche und ſchrie noch von der Treppe, daß ſie ihn vor dem Heiligenbild verfluchen wolle.

Krajewskij, der übrigens nicht auf ſie böſe war und ſich aus ihrer Verfluchung nichts machte, ſagte am Abend: „Die Weiber! Ich kenne ſie!“ Und er kannte, ſcheint's, wirklich die Frauen. Darum ſtand auch die Sache des Schriftſtellers in der Redaktion gut. Weniger gut ſtand er jedoch bei ſeiner Dienſtbehörde angeſchrieben, wo die unternehmende Gattin gleichfalls erſchienen war und geſagt hatte, daß ihr „pique-assiettes“ nicht an Gott glaube und unehrerbietig von dieſen und jenen Leuten ſpreche, was ſie als Frau mit Gymnaſialbildung nicht ertragen könne und zur Kenntnis bringen wolle, weil ſie ein Kind habe, das in rechten Grundſätzen erzogen werden ſolle. „Jawohl! Je ne suis pas seule!“

4

Was dieſe Gattin erreichen wollte, wußte ſie ſcheinbar ſelbſt nicht. Beſtimmt ſtrebte ſie nur danach, ‚ſein Gehalt zu bekommen‘. Das hatte ſie irgendwo von Fabrikarbeitersfrauen entlehnt, deren Männer den Arbeitslohn zu verſaufen pflegten. Das ſchöne Beiſpiel gefiel ihr: damals liebte man das ‚Volkstümliche‘. Es iſt ja wahr, ihr Mann vertrank den Arbeitslohn nicht, nun, aber trotzdem . . .

„Je ne suis pas seule!“ Haben Sie Mitleid!

Krajewskij ordnete an: „Man ſoll ihr auszahlen, zahlt ruhig aus!“

Er kannte die Frauen.

Wie der Mann von dieſen hinterhältigen Klatſchereien erfuhr, wurde er krank; trotz ſeiner Krankheit

wurde er von ſeiner ſchonungsloſen Tyrannin vollkommen ohne Hilfe gelaſſen. Wir wohnten damals nicht weit voneinander beim Tauriſchen Park, wo ich ſchon ſeit dreißig Jahren wohne; zweimal beſuchte ich den Kranken und mußte ihn in einem entſetzlichen Zuſtand ſehen: das eine Mal traf ich ihn in einem Zimmer an, worin ein ganz unerträglich übler Geruch herrſchte, das andere Mal war im Zimmer das Fenſter geöffnet, und der Kranke ſaß in einer heftigen Zugluft. Ich fragte ihn, warum an ſolch kaltem Tage das Fenſter offenſtünde? Er ſchüttelte den Kopf und antwortete: „Ach, wiſſen Sie, ich fürchte mich zu erraten, daß es zu dem Zweck geſchieht, ich möchte ſchneller ſterben!“

Ich erhob mich und ſchloß das Fenſter. Wie man das Geräuſch im Nebenzimmer vernahm, drang von dorther ein häßliches, verhaltenes Lachen. Danach ging ich fort, aber der Kranke erholte ſich bald wieder und kam, als wäre nichts geſchehen, zu unſerm Redaktionsabend, der mir wegen der damals diskutierten Schickſalsfrage über die ruſſiſche Kunſt im Gedächtnis geblieben iſt. Es war kurz nach der denkwürdigen Vorleſung, die im ehemaligen Künſtlerklub von Frau Jakobi gehalten worden war, die damals eben erſt wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt war und viel über die Bewegung Garibaldis mitgeteilt hatte, bei der ſie aktiv mitgewirkt und ſich die Freundſchaft des italieniſchen Helden erworben hatte. Jetzt, nach rund fünfunddreißig Jahren, iſt es ſehr ſchwer, die feurige Begeiſterung und den Enthuſiasmus wieder-

zugeben, den dieſer Vortrag erweckte, der zudem noch von einer Frau ausging, von der man ſich damals ſehr viel intereſſante Dinge zu erzählen wußte. Die Künſtler applaudierten Frau Jakobi nicht nur als Dame, ſondern man drückte auch wahrhafte Befriedigung anläßlich ihrer beweiskräftigen Urteile über künſtleriſche Fragen aus. Damals ſuchte man allenthalben nach Hilfe für die ruſſiſche Kunſt und ſprach bald von Profeſſor Jakobi, bald von Mikeſchin, die zu der Zeit in Mode waren und mit Sicherheit ‚die ruſſiſche Kunſt retten‘ konnten, nebenbei aber erinnerte man ſich auch Peter Sſokolows, Sſytſchs, Swertſchkows und Klewers. Und ungeachtet deſſen, daß alle dieſe geſchätzten Perſonen einzig und allein von dem Geiſt der Künſtler Alexander und Dmitrij erfüllt waren, deren in dem Buche ‚Taten der Apoſtoliſchen‘ Erwähnung getan iſt, fanden ſich doch damals wunderliche Leute, die etwas an ihnen auszuſetzen wußten. Es gab übrigens auch ſolche, denen die Vorleſung der Frau Jakobi nicht gefallen hatte; zu dieſen gehörte auch unſer Schriftſteller, dem es zuwider war, die von ihr hervorgerufene Begeiſterung ſehen zu müſſen, und der beabſichtigte, ſowohl die Vorleſung wie das Entzücken der Hörer einer Kritik zu unterziehen. Der Aufſatz über die Vorleſung in der Troitzkajaſtraße ſollte noch in dem Heft erſcheinen, das ſchon druckfertig war, aber er erſchien überhaupt nicht, und ſein Autor blieb in dieſer Hinſicht vor Angriffen bewahrt.

Im Familienleben des Kritikers waren ſchreckliche Ereigniſſe vor ſich gegangen.

Zwei oder drei Tage nach dem Vortrag erblickte ich ſpät am Abend, als im Tauriſchen Park die Nachtigallen flöteten und an dem Parkzaun einige Liebhaber des Nachtigallengeſangs in tiefem Schweigen ſtanden und den Sängern lauſchten, an dieſem Platze auch unſern Schriftſteller. Er ſah außerordentlich matt aus, und obendrein war ſein von der Krankheit ausgemergeltes Geſicht zerſchrammt und beſchmutzt, ſein Anzug aber war ganz zerfetzt. Er war offenſichtlich ganz aus ſeinem gewohnten Gleis geworfen.

Ich kannte ihn damals trotz allem noch wenig und argwöhnte, daß er betrunken ſei, aber da war ich auf falſcher Spur. Der bedauernswerte Zuſtand, in dem er ſich die Nachtigallen am Zaun anhörte, war das Reſultat davon, daß er ſich in dieſer Zeit beſonders ſtark ſeinen literariſchen Beſchäftigungen hingegeben hatte, daß aber diesmal alles von ihm Geſchriebene vernichtet worden war, vor allen Dingen der Aufſatz über den Vortrag in der Troitzkajaſtraße, den die Gattin des Schriftſtellers in Fetzen geriſſen hatte; er ſelbſt war dabei zerſchrammt, mit Tinte begoſſen, von ſeinem häuslichen Herd verjagt und unter Verluſt ſeiner Uhr und ſeines Geldes aus dem Hauſe vertrieben worden. Dann hatte ihm ſeine Frau gedroht, daß ſie zur Inſtitutsbehörde fahren und erzählen würde, welch häßliche Begriffe ihr Mann über die heiligſten Gegenſtände habe... ‚Und dann, verſteht ſich, würde man's ihm ſchon zeigen!'

Ich lud ihn ein, bei mir zu übernachten, und er nahm es an, da es ihm ganz unmöglich war, anderswo unterzukommen. Er war durchfroren und hungrig, genoß deshalb mit Appetit meinen Tee mit Semmeln und erzählte mir dabei seine lange, vielseitige Leidensgeschichte mit dieser Frau. Bei der Gelegenheit teilte er mir auch einige Einzelheiten von ihrer Herkunft mit: sie war eine Adlige aus dem Süden, absolvierte ein Institut, verheiratete sich dann mit der Mutter, lebte in der Schweiz und studierte irgend etwas. Später war sie Gouvernante, betätigte sich als Übersetzerin und Schauspielerin, ohne es indes irgendwo länger auszuhalten. Zum Unheil meines Kameraden stellte sie sich ihm als eine sehr unglückliche Frau hin, und er heiratete sie. Später, in einer zärtlichen Minute bekannte sie ihm, daß ‚sie sich an ihm für alle Männer hätte rächen wollen, die Frauen bedrückt haben'. Und zum Beweis, daß es ihr ernst damit war, begann sie umgehend ihr Programm mit solcher Folgerichtigkeit zu erfüllen, daß dem armen Kerl sogar das Andenken an sehr wichtige Familienereignisse abhanden kam. Sie schüchterte ihn so ein, daß er alles vergaß und ganz naiv von seinem Kinde erzählte: ‚Wissen Sie, woher uns das angeflogen ist, wirklich, ich kann mir das gar nicht vorstellen.'

Aber behandeln wir die Ereignisse der Reihenfolge nach.

Der Mann, der die Zeit über so viel erlitten hatte, war sehr bekümmert und wollte nicht zu seiner Quälerin zurückkehren, sondern machte Anstalten, getrennt

von ihr zu leben. Auf ſeine Bitte ging ich am folgenden Tag zu ſeiner Frau, um ſie zu überreden, ihm entweder ſeine Lage im Haus erträglicher zu geſtalten oder ihm gegen angemeſſene Entſchädigung die Freiheit zu geben. Ich lernte in ihr eine ſehr unſchöne und bejahrte Frau kennen, die jedoch, kühn und kriegeriſch geſtimmt, ohne Zweifel zu den größten Frechheiten fähig war. In ihrem Benehmen zeigte ſie zwar noch eine gewiſſe Spur von Bildung, die aber ſchon ſcharf ins Vulgäre, oder beſſer geſagt, Gemeine überging. Ein Künſtler hätte ſie zum Modell für die ruſſiſche Hausherrin einer Aſſemblee nehmen können, wie ſie Peter der Erſte ins Leben rief, der mit der Abſicht, ſeine Untertanen zu bilden, ſie betrunken machte und wüſte Reden lehrte. An Bruchſtücke unſerer Unterhaltung vermag ich mich noch zu erinnern.

6

Die Dame empfing mich ſehr aufgeräumt und ohne die geringſte Zurückhaltung. Sie plauderte mit mir, indem ſie ihr Ruſſich mit franzöſiſchen Worten durchflocht:

„Bitte, bitte! Dieu vous bénisse: ich freue mich ſehr, daß Sie als Friedensſtifter kommen. Sie ſind doch gekommen, um uns zu verſöhnen? Setzen Sie ſich. Irgendjemanden, mag es ſein wer will, mit mir zu verſöhnen, iſt ſehr ſchwer: ich bin keine von den Guten und inſonderheit — verzeihen Sie! — ich liebe die Männer nicht.“

Und um ihren Haß auf die Männer zu dokumen-

tieren, erwähnte ſie ſogleich, ‚daß ſich ihr Mann für all das vor ihr zu verantworten haben würde‘. Sie lachte luſtig auf und machte ſich dann die ganze Zeit über ihren Mann luſtig, indem ſie ſchlechte und unanſtändige Sachen von ihm erzählte. Danach begann ſie ſofort, die Damen, die ihm literariſche Briefe geſchrieben hatten, mit böſen Worten herunterzureißen, und nannte ſie mit ſelbſterfundenen Namen wie ‚Marquiſe Liederlich‘, ‚Baroneſſe Schlauchmann‘, ‚Lady küß mich mal‘ und zwei ruſſiſche Gutsbeſitzerinnen ‚Umarmerin‘ und ‚Küſſerin‘, ‚ſie verachte alle‘, und verſtieg ſich bis zu der Behauptung, daß ‚das alles Närrinnen ſeien, ihr Mann aber komme ihr lächerlich vor und tauge entſchieden zu nichts, beſonders vis-à-vis d'une femme‘. Für ſie ſei das übrigens tant mieux, weil ſie eine andere Natur habe und fände, daß eine Frau über der Natur ſtehen müſſe, weil ‚die Natur ein Schwein‘ ſei.

„Wer Schweinereien liebt, der mag auch die Gewalt der Natur über ſich anerkennen, aber für mich iſt das alles widerlich. Sie verſtehen?“

Ich verſtand nicht, und ſie erklärte: „Alle dieſe Blicke, Mienen, Seufzer, Stellungen ... mit einem Wort, alles das und das weitere, was die Dichter beſingen, das widert mich an, all das c'est archibête!“

Nach all dem hegte ich die Hoffnung, daß ſie ziemlich leicht in eine Trennung von ihrem Gatten einſtimmen werde; ſie verlangte indeſſen für dieſen Fall mehr Geld, als der Mann hätte geben können.

„Weil ich ein Kind habe. Sie verſtehen? Je ne suis pas seule!“

Wir feilſchten hin und her, bis ſie einwilligte, eine gewiſſe Summe anzunehmen. Danach aber ſolle ſie unter allen Umſtänden nach dem Süden reiſen, nach dem lieben, warmen Süden aus dieſem widerlichen kalten Norden.

„Le diable! Das wollte ich ſchon lange und jetzt macht ihm das Freude!“

Nachdem alles abgemacht ſchien, die Dame ſogar ſchon zu mir: „le bon Dieu vous bénisse!“ geſagt und die geſchäftliche Unterredung ihr Ende gefunden hatte, wechſelte die Szene. Sie rief ihr zweijähriges Söhnchen heran, drehte es einige Male vor mir hin und her und begann es dann zum Spaziergang anzuputzen.

Ich konnte es ganz genau betrachten: es war ein kränklicher, rachitiſcher Knabe mit großen, faſt farbloſen Augen, die dauernd verängſtigt umherblickten, was Mitleid mit ihm einflößte. Ein blühendes Mädchen mit weißem Geſicht und roten Wangen hielt ihn auf den Armen. Sie zählte ungefähr achtzehn Jahre, hatte ſehr große, faſt ungleichmäßig zueinander ſtehende graue Augen mit einem aufmerkſamen und gutmütigen, aber ſehr ſchwermütigen Blick (ich beſchreibe dieſes junge Frauenzimmer darum, damit ſie nicht unbemerkt an uns vorübergeht, denn ſie ſpielt noch eine Rolle in meinen Erinnerungen). Das Mädchen war wahrſcheinlich noch nicht lange in der Stadt und zeigte ſich ſehr ſcheu, während die Dame Vergnügen daran fand, ſie wegen ihrer Verlegenheit in Verwirrung zu bringen. Sie machte ſich über ihr blühendes Ausſehen luſtig und fand in meiner Gegenwart

mehrere Male Gelegenheit, ſie bald mit ‚Jungfrau von Orleans‘, bald mit ‚Dorfmenſch‘ anzureden, wobei die Dame ſo ausgelaſſen wurde, daß ſie das Mädchen vor ſich herumdrehte und mit dem anpreiſenden Ton eines franzöſiſchen Schaubudenbeſitzers begann: „Voilà Jeanne Darc, surnommée la Pucelle d'Orléans, héroine, extrêmement pieuse, il lui semblait entendre des voix, qui lui ordonnaient d'aller sauver... son maître.“ Die Dame lachte und fuhr fort: „Ohne Scherz, ohne Scherz, dieſes Mädchen iſt ſehr vergeiſtigt und hat prophetiſche Träume... Ja, ja, ja! Und ſie weint oft und ſchluchzt zuweilen ſogar im Traum... wegen meines Gatten, ſo daß ich ſie aufwecken und an die friſche Luft ſchicken muß... C'est bien comique! Darum ſchicke ich ihr auch dieſen Narren nach, dem die Wundergabe verliehen iſt, die Herzen von Närrinnen zu rühren und an ſich zu ziehen, von denen dieſe hier die erſte war... La voilà, das Frauenzimmer und die Pucelle!

Die franzöſiſche Benennung kränkte das Mädchen offenſichtlich ſehr, ſie wurde rot wie eine Kirſche in der Sonne und ſagte: „Ein Dorffrauenzimmer bin ich, das iſt wahr, ich bin eben ein einfaches Mädchen und habe keine guten Beiſpiele vor Augen gehabt, was Sie mir aber da für einen andern Namen geben, das begreife ich überhaupt nicht.“

Die Dame lachte laut und äffte ſie nach: „Keine guten Beiſpiele vor Augen gehabt, ſo geh mit Gott!“

Und indem ſie einige Male ihr auf dem linken Arm des Mädchens ſitzendes Kind bekreuzte, gab

ihr die Dame den Regenſchirm in die rechte Hand und ſang:

„Voici qu'à bien tourne la guerre
Quand Pucelle porte bannière!“

Danach faßte ſie das Mädchen an der Schulter, drehte es herum, ſchrie „Peste!“ und ſchob es zur Tür hinaus.

Das Mädchen war weder ſchön noch häßlich anzuſehen, ſie ſchien weder klug noch dumm zu ſein, wie ſie aber in Wirklichkeit war, werden wir noch ſehen.

Sie hieß Praſcha.

7

Die Gatten hatten ſich getrennt. Es war ſo, wie es oft geſchieht, vor ſich gegangen, nämlich ‚nicht ohne Unannehmlichkeiten‘; weder die Verſöhnlichkeit des Mannes noch die franzöſiſchen Allüren der Frau hatten Streitigkeiten zu vermeiden gewußt, und das allerletzte ‚adieu‘ ging unter Anteilnahme von ‚Laienrichtern‘ in Geſtalt von zwei Hofmeiſtern vor ſich, die dabei die unmittelbare Weltanſchauung des Volkes verkörperten. An der ‚Unannehmlichkeit‘ war ein kleines Büchergeſtell ſchuld, das man ſo lange nach zwei verſchiedenen Seiten hin und herzerrte, bis es krachend in ſeine einzelnen Beſtandteile zerfiel; darauf flogen die Teile, die in den Händen der Dame geblieben waren, dem Manne ins Geſicht.

Einer der Volksvertreter war gegen dies Verfahren und ſagte, daß ‚man keinen Skandal machen, ſondern ſich ordentlich und anſtändig trennen ſolle‘; der andere

fand im Gegenteil das Benehmen der beiden ganz in der Ordnung und erklärte: „Wenn sie sich nicht kampelten, warum sollten sie dann auseinandergehen?“ Mir schien diese Auffassung originell, und ich unterhielt mich später mit diesem Denker, nach dessen Beweisführungen eine Trennung erst dann vor sich gehen dürfte, wenn man sich so beschimpft hatte, daß es nicht mehr auszuhalten war. „Hinterher kommt man schon gütlich auseinander. Und zum andern ist es sehr angenehm, ein wenig Skandal zu machen, weil das für die Zukunft besser ist und man nicht mehr miteinander verkehren will.“

Diese kritische Erwägung blieb mir im Gedächtnis, und ich hatte mehr als einmal im Leben Gelegenheit zu sehen, daß eine gewisse begründete Wahrheit in ihr lag.

Aber wie dem auch sein mag, die Gatten trennten sich jedenfalls in der Art, daß der erregte und erboste Gatte an der Schwelle zischte: „Ich wünsche Ihnen alles Gute!“

Und die Gattin antwortete ihm: „Diable t'emporte!“ Worauf sie die Tür hinter ihm schloß.

Das Kind blieb bei der Mutter und mit ihm auch Praścha. Man konnte sie jeden Wochentag im Tauriſchen Park treffen, wo sie das Schriftstellerskind in einem Wägelchen ausfuhr. Sie betreute das Kind gut und sprach von dem vertriebenen Herrn in sehr teilnehmendem Ton.

„Ein sehr einfacher, friedfertiger und guter Herr!“ sagte sie, worauf sie errötete, etwas nachdachte und zuweilen sogar zu weinen begann.

„Es iſt doch gut, daß Sie ſolch braves Mädchen ſind“, ſagte ich. „Ich finde es ſchön, daß Sie Ihren Herrn bedauern. Man muß indes auch mit der gnädigen Frau Mitleid haben. Sie hat einen unglücklichen Charakter.“

„Ach ja, ſo iſt's, man muß mit jedem Mitleid haben, aber ſie ſchreckt vor nichts zurück, und er iſt ſo entſetzlich friedfertig. Es wird ihm auch in der Freiheit wenig gutgehen.“

Bald darauf mußte ich erleben, daß die Mutter ſelbſt mit Kinderwagen, Schirm und einem Buch in der Hand im Tauriſchen Park erſchien; Praſcha aber war nicht mehr zu ſehen.

Was hatte ſich bei ihnen ereignet?

8

Ich erinnere mich eines grauen, kühlen Tages. Die Mutter ſaß auf einer Bank und hielt einen Tauchnitzband in der Hand. Aber die Lektüre nahm ſie ſcheinbar nicht ſehr gefangen. Sie ließ das Buch ſinken, nahm es wieder auf, breitete es über ihre Knie und wollte die Blätter mit einer Haarnadel auftrennen, aber die Blätter riſſen und das Buch fiel herunter. Sie wollte es aufheben und ſtieß ſich den Sonnenſchirm ins Geſicht, den ſie in der Hand behielt, anſtatt ihn neben ſich hinzuſtellen und ſich dann mit beiden Händen nach dem Buch zu bücken. Dem Kind ward es überdrüſſig, dieſes ungeſchickte Benehmen weiter anzuſchauen; es fing an zu weinen. Da warf die Dame das Buch zur Seite und begann das Kind in Ord-

nung zu bringen, aber es wollte ihr nichts gelingen. Sie ſtürzte ſich haſtig über den Wagen des Kindes und zerkratzte ihm mit einer Stecknadel das Geſicht, worauf das Kind laut zu weinen anfing. Sie drohte ihm, dann ergriff ſie den Jungen, drehte ihn herum, wobei ſie ſeinen Kopf frei hängen ließ und ſchlug ihn, böſe auf ſich ſelbſt, mit der Hand von rechts und links. Das Kind wand ſich ſchluchzend hin und her. Zwei in der Nähe ſitzende Damen machten die Mutter mit ſehr anteilnehmenden Geſichtern darauf aufmerkſam, daß ſich das Kind erſchreckt habe und daß das einen nervöſen Anfall nach ſich ziehen könne. Sie antwortete ihnen, daß ſie das nichts angehe, daß ſie ſelbſt Mutter ſei, und ſich ſchnell von ihrem Platz erhebend ſteuerte ſie den Wagen dem Parkausgang zu, aber noch in Sichtweite der anderen geriet ſie mit dem Schirm ins Rad und mit einem Ruck war der Schirmgriff abgebrochen und der Wagen umgekippt. Das brachte ſie ſo außer ſich, daß ſie Wagen und Kind zur Seite ſtieß, ſich der Länge nach in das Raſenbeet warf und hyſteriſch zu ſchluchzen begann.

Als das Kind das ſinnloſe Benehmen der Mutter ſah, wurde es ſtill.

Einige Damen eilten auf ſie zu, um ihr zu helfen, aber ihre Krämpfe flößten ihnen Entſetzen ein, und die Damen traten beiſeite.

Der Parkwächter und ein Soldat kamen angelaufen und wollten ſie aufheben; aber ſie ſchrie: „Peſte!“, ſchlug ſie beide mit dem Stiel des Schirms auf die Hände, ſtand dann von ſelbſt auf, ſetzte das Kind zu-

recht und ſchob den verbogenen Wagen davon, ohne dem Kind die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, das indeſſen jetzt ſchwieg, als ob es verſtanden habe, daß dieſe Sache kein Scherz ſei.

Folgendes hatte ſich ereignet: Praſcha hatte erfahren, daß ihr ‚friedfertiger‘ und ‚einfacher‘ Herr krank geworden war und ſo hilflos und ohne Aufſicht herumliegen mußte, daß nicht einmal jemand da war, der ihm zu trinken gab. Innerer Brand und quälende Erſchöpfung waren ihr bekannt, und ſie wußte, daß dort Hilfe nottat. Mehr brauchte ſie nicht zu überlegen. Sie gab das Kind ſofort der Mutter und ging fort, um den Kranken zu bedienen. Als einfache Frau aus dem Volke begann ſie damit, daß ſie ſein Bett richtete, ihn mit Eſſigwaſſer abrieb, ihm mit tröſtenden Worten ſanft zuſprach und Bouillon kochte. Als es ihm dann wieder beſſer ging, fühlte er die Nähe der Frau und vergalt ihr ſeine Dankbarkeit mit ſeiner männlichen Aufmerkſamkeit. Das iſt doch ſo gewöhnlich ... Aber vielleicht kann man ihm das immerhin zur Schuld anrechnen, beſonders wenn er dem keine ernſtere Bedeutung beimaß; aber ſie ... gab ſich ihm mit Leib und Seele und dachte in keiner Weiſe mehr darüber auch nur irgendwie kritiſch nach.

„Ich wollte nichts anderes,“ erzählte ſie, „er ſollte wiſſen, daß er jetzt nicht mehr allein ſei, daß er einen Sklaven habe!“

Solch ein Herz und ſolche Begriffe!

Laßt uns jedoch dieſes ſklaviſche Herz nicht vorſchnell mißachten.

Praſcha machte aus ihren neuen Beziehungen zum ‚Herrn‘ kein Geheimnis, brüſtete ſich jedoch auch nicht damit, was bei einem ſolch gewöhnlichen Mädchen eine Seltenheit iſt. Alles ging bei ihnen ſo ruhig und wohlanſtändig zu, daß man von der Exiſtenz ihrer engen Verbindung durchaus nichts merkte. Dem Freundeskreis wurde es indeſſen bald bekannt, daß ſich zwiſchen den beiden ein Liebesverhältnis angeſponnen hatte. Die Frau des Schriftſtellers hatte ebenfalls davon erfahren; aus dieſem Grunde hatte ſie ſich auch ins Gras geworfen, deshalb fiel ihr alles aus den Händen und zerbrach. Und wie ſie ihn auch immer ſchmähen mochte, ‚beſonders vis-à-vis d'une femme‘, ſo ſchenkte ſie doch weder ihrem Manne noch Praſcha den Verrat und zitierte die beiden vor den Friedensrichter, wo mit der hyſteriſchen Frau irgendeine Vereinbarung getroffen wurde, worauf ſich alles beruhigte. Die Frau nahm von ihrem zur Zahlung verpflichteten Manne alles, was ſie bekommen konnte, und verſchwand, Praſcha aber gebar ungefähr ein Jahr ſpäter ein Kind, das ſie ſelbſt nährte, wobei ſie natürlich noch alles wuſch, nähte und kochte. Sie lebten nur mit ſehr geringen Mitteln, und Praſcha zitterte um jeden Groſchen, damit ſie etwas zum Leben hätten und doch noch ‚der gnädigen Frau ſchicken‘ könnten. Langeweile hatte ſie nie, wenn es aber einmal vorkam, daß ſie allein bleiben und ſpät in der Nacht auf ihren Herrn warten mußte, dann fühlte ſie ihre ſchwere Lage, fand aber auch in dieſem

Kummer Hilfe: ſie nahm aus einem Päckchen Schriftſtellerphotographien das Bild von Alexander Dumas, das ihn mit einer furchterregenden, wilden Haarmähne darſtellte, und begann es zu betrachten: ‚dann mußte ſie gleich lachen‘ und die ſchwere Laſt fiel von ihrer Seele.

Mit der Übernahme der ‚Vaterländiſchen Annalen‘ durch Nekraſſow blieb der Schriftſteller ohne Arbeit, und den beiden ging es ſchlecht. Aber dann wurde er bald bei der „Welt für alle“ zum Doktor Chan verpflichtet, wo es Arbeit in Hülle und Fülle gab, und ſeine Angelegenheiten kamen wieder in Ordnung. Praſcha wurde ſchnell mit ſeiner Beſchäftigung vertraut und begriff ausgezeichnet, was einem Mann von der Feder nottat. Sie richtete ihm alles für ſeine Arbeit in ihrer kleinen Wohnung her, die alles in allem aus zwei winzigen Zimmerchen in einem hölzernen Rückgebäude beſtand. Sie tat, was in ihren Kräften ſtand, und er war nicht ſo verwöhnt und anſpruchsvoll, daß er mehr gewünſcht hätte.

„Was brauche ich denn mehr!“ ſagte er und war außerordentlich zufrieden mit ſeiner Lage. „Ich kann jetzt Tag und Nacht ruhig arbeiten, keiner ſtört mich, und ich werde beweiſen, was Äſthetik heißt!“

Er hatte eine Reihe von Aufſätzen im Kopfe, aber ſie waren noch nicht geſchrieben. Ungefähr ein halbes Jahr ſpäter beſuchte ihn Gr. P. Danilewskij und fand ihn bis zur Gefühlloſigkeit in Arbeit verſunken. Danilewskij beredete ihn zu einem kleinen Spaziergang, fuhr ihn im Wagen an den Inſeln entlang, lud ihn zu einem Abendeſſen im Freien ein und fuhr ihn wieder

nach Hauſe, wo er ihn bei Praſcha ablieferte, die ihren Herrn bereits erwartete. Danilewskij war erſchüttert von dem ſchwachen und müden Ausſehen des Schriftſtellers; beſonders erſchreckte ihn der Umſtand, daß der Schriftſteller kaum ſeine Umgebung zu bemerken ſchien und nur von den geplanten Aufſätzen zu ſprechen vermochte. Praſcha wurde geſagt, daß ſie ihn unbedingt ſpazieren führen müſſe, und ſie befolgte das Geheiß aufs ſorglichſte: ſie wollte ihn in den ‚Garten führen, wo er die wilden Tierchen beſchauen‘ konnte, die ſie ſelbſt gern geſehen hätte, aber er folgte ihr nicht und wurde faſt böſe. Nachdem er noch einen Winter hindurch dieſes Leben ohne Luft und Sonne fortgeſetzt hatte, wurde er ſchwach, fing an zu huſten, erkrankte ernſtlich und ſtarb zur Faſtnacht. Praſcha war wie vor den Kopf geſchlagen: ſie blieb ohne irgendwelche Mittel allein mit dem Kind zurück. ‚Die geſetzmäßige Witwe‘ des Entſchlafenen führte den Tod ihres Mannes darauf zurück, daß ihn Danilewskij zum Abendeſſen eingeladen hatte, und gab ſich Mühe zu erfahren, wie er nach Hauſe gekommen ſei: „sur les deux pattes ou sur toutes les quatre?“. Währenddem aber machte ſie alle ihre geſetzmäßigen Rechte geltend und bekam alles, was ihr und dem rechtmäßigen Kinde gehörte. Der ‚illegitimen‘ Praſcha und ihrem Kind blieb jedoch nichts. Die Behörde, die das Eigentum des Toten, d. h. ſeine ſchäbigen Möbel und die Bruchſtücke ſeiner unvollendeten Aufſätze ſicherte, verſiegelte die Wohnung des Schriftſtellers, Praſcha aber als Dienerin brachte man

hinaus und keiner bekümmerte ſich um ſie. Kein Menſch dachte an die arme Praſcha; aber ſie verzagte nicht, obwohl ſie kein Obdach hatte; ſie gab dem Schriftſteller das Grabgeleit und ſtand mit ernſtem Geſicht an der Gruft.

Laſſen wir die Toten ihre Toten begraben: eine Mutter, die ein Kind hat, muß leben ... und ſie muß anſtändig leben, auf ehrbare Weiſe! Wollen wir ſehen, wie ſie das zuſtande brachte.

10

Am Tage nach dem Begräbnis des Schriftſtellers kam Praſcha mit dem Kind auf dem Arm zu mir und ſagte:

„Nehmen Sie's mir nicht übel, daß ich mit dem Kind komme. Ich kann es nirgendwo laſſen. Raten Sie mir: was ſoll mit mir werden?“

Sie brachte mich in Verlegenheit: ich bemerkte, daß wir nach dem Tod des Kollegen das Allerwichtigſte nicht getan hatten: wir hatten nicht an dieſe Frau und ihr Kind gedacht und zu dieſer Nachläſſigkeit fügte ich eine zweite, die noch ſchlimmer war und ſogar ſtreng verurteilt zu werden verdiente; ich ſprach nämlich davon, daß man das Kind fortgeben ſolle; Praſcha jedoch, die vor mir ſtand, wurde wegen dieſes Anſinnens ſo furchtbar bleich, daß ich ſie bitten mußte, ſich zu ſetzen, worauf ſie ſofort hervorſtieß: „Um keinen Preis der Welt gebe ich das Kind fort ... nie und nimmer! ... Davon kann keine Rede ſein, ich bin ſelbſt ſchuld, — nun, aber ich kann mir ja das alles überlegen. In dem Haus, wo ich geſtern einen Winkel fand und

wir übernachteten, wohnen alte Frauen, die Säcke nähen gehen. Säcke nähen kann ich auch, aber ich kann das Kind nicht mitnehmen.“ Sie drückte es an ſich und benetzte es mit Tränen.

Ich hatte damals keinerlei Vorräte, die ich mit ihr hätte teilen können, alles, was ich der armen Praſcha geben konnte, waren fünf Rubel. Ich bat ſie, dieſe Hilfe anzunehmen und noch zwei, drei Tage in ihrem Quartier wohnen zu bleiben, während ich es möglich machen wollte, irgendeine neue Unterſtützung für ſie und das Kind aufzutreiben. Sie nahm ohne Bedenken das Geld und ſagte flüſternd: „Ich danke Ihnen, geben Sie ſich bitte etwas Mühe!“ Darauf ging ſie. Aber das hatte damals ſeine Schwierigkeiten, und in unſerer Lage viel zu tun war unmöglich. Damals war mit literariſchen Arbeiten noch nicht ſo gut Geld zu verdienen, wie ſich heutzutage die jungen Schriftſteller brüſten, unter denen es ſogar Kapitaliſten und Nichtstuer gibt. Wir arbeiteten zu der Zeit ſehr viel und mit großer Hingabe, bekamen aber nicht viel dafür und oft überhaupt nichts. Selbſt arme Teufel, arbeiteten wir nicht ſelten, ‚um der Ehre willen‘ bei ſehr geldknappen Verlegern, denen zu helfen wir uns indeſſen für verpflichtet hielten ‚aus Mitgefühl zu der guten Richtung‘. Einige von dieſen edlen Unternehmern hatten bald erfaßt, daß aus der Naivität der ehrlichen Schriftſteller Vorteil zu ziehen war, und ſie nützten es aus (wer mehr darüber wiſſen will, mag den Briefwechſel zwiſchen D. J. Piſſarew und G. E. Blagoſſwetlow durchleſen).

Gontſcharow hat dieſe Zeit die ‚rohe Periode in

der Literatur' genannt. Sie war in der Tat roh und voller Ungerechtigkeit. Doch traf man in literariſchen Kreiſen Charaktere, die bis zu einem ſolchen Maße vollkommen waren und ſich zu dem Beruf des Schriftſtellers ſo ernſthaft hingezogen fühlten, daß man jetzt einfach nicht glauben würde, daß das einmal wahr geweſen iſt, und wenn ſchon, weshalb es dann ſo ſchnell verſchwunden iſt. Aber es war ſo! Die Leute kamen bei ihrem armſeligen Verdienſt nicht aus der Not heraus. Und dazu erhielten ſie auch das wenige Honorar oft nicht, weil die Kaſſen der Redaktionen leer waren oder weil die Leute ſelbſt einander befehdeten, Verdienſt durch den Übertritt zu einer ‚fremden Richtung' aber nicht ſuchten. Seine Flagge wechſeln und ſich zu einer andern bekennen, galt damals für eine ſehr unehrliche Sache, und das, was jetzt unaufhörlich geſchieht, kam damals außerordentlich ſelten vor.

Dieſe ſtrenge Geſinnung begann zu wanken, als die ‚Sophiſten des neunzehnten Jahrhunderts' den Grundſatz ausſchrien, daß man alles auf der Welt rückhaltslos verteidigen könne, und ſelbſt das Beiſpiel eines ‚großzügigen Lebens' darzutun begannen. Die Schriftſteller wollten nicht abſeits ſtehen und verloren dadurch ihre literariſche Unabhängigkeit.

(Damals begann man auch die Beſchäftigungen in der freien Zeit zu vernachläſſigen, in den Häuſern der Literaten konnte man L'hombretiſche finden und man fing an Karten zu ſpielen, deſſen ſich früher faſt alle geſchämt hätten.)

Aber kehren wir wieder zu unſerer verwaiſten Praſcha zurück.

II

Mit großer Anſtrengung vermochte ich für die Verwaiſten zweihundert Rubel zu ſammeln. Nach dem Tode A. J. Palms brachte ich faſt zweitauſend Rubel zuſammen und übergab ſie dem Literaturfonds; aber das war leichter getan, als in der damaligen Zeit zweihundert zu bekommen. Statt Geld gaben mir die Damen den Rat, den Knaben als Pflegekind bei Poſtangeſtellten unterzubringen, während ſich die Mutter als Wäſcherin oder Stubenmädchen verdingen ſollte.

Die Damen verſprachen ſogar, ſich für ſie Mühe geben zu wollen, und da es ſie gelüſtete, Praſcha kennen zu lernen, baten ſie, ſie zu ihnen zu ſchicken, damit ſie ſie anſchauen konnten.

Ich ließ Praſcha kommen und teilte ihr mit, daß ſich in meinen Händen zweihundert Rubel für das Kind befänden; es ſtände ihr frei, das Kind im Poſtamt unterzubringen, ſie ſelbſt aber ſollte ſich nach dem Platz begeben, nach dem die Damen ſich für ſie hatten umſchauen wollen. Ich erklärte ihr das mit einem gewiſſen Pathos, weil ich die Vorſtellung hatte, daß ich und die Damen Praſchas Lage ganz vortrefflich durchdacht hatten. Praſcha hörte mich aufmerkſam an, und hatte nichts einzuwenden, ſondern begab ſich unverzüglich zum Poſtamt. Es kam mir nur vor, als wenn ſie die Stirn runzelte und mit irgendetwas unzufrieden zu ſein ſchien, als ich ihr meine Pläne entwickelte.

Am Abend desſelben Tages kehrte ſie zurück und erklärte mit ruhiger Stimme, daß man im Poſtamt das Kind tatſächlich für fünf Rubel im Monat aufnehmen wolle, und daß ſich unter den Leuten, die Luſt hatten, ein Pflegekind zu nehmen, vielleicht ganz ehrenwerte Menſchen befinden könnten.

„Wen haben Sie denn ausgewählt?“

„Vorläufig keinen ... Es ſind zwei Familien dort“ antwortete ſie, blickte zur Erde und ſtocherte mit dem Ende ihres Schirms auf dem Boden herum. Plötzlich begann ſie zu weinen.

Ich machte ihr Vorwürfe, weil ſie ſich ſo mutlos zeige.

„Wirklich“, ſagte ſie, „aber ich habe dergleichen noch nicht erlebt, ach ja ... ich bin eine Närrin, ein richtiges dummes Frauenzimmer ...“ ſie verſuchte zu lächeln, weinte aber ſtatt deſſen noch bitterlicher.

„Nun, genug! Ich werde nicht mehr weinen!“

„Sehr ſchön!“

„Jawohl, ich werde es nicht mehr tun!“

„Hier haben Sie zehn Rubel für die erſten zwei Monate, Ihr übriges Geld bringe ich auf die Sparkaſſe, dort können Sie es abheben und das Koſtgeld für das Kind bezahlen.“

Sie nahm die zehn Rubel, band ſie in eine Ecke ihres Taſchentuches und gab mir zur Antwort: „Ich bin Ihnen ſehr dankbar, es kann auch keine Widerrede geben, man hat für uns geſorgt, aber erlauben Sie, bei der Gelegenheit möchte ich Ihnen doch ſagen, daß aus alledem etwas ſehr Gutes nicht herauskommen kann.“

Mir ſchien, daß ſich ihr Ton und ihre Stimme verändert hatten und daß ſogar ihre Art zu ſprechen eine andere geworden war: das war nicht das Mädchen Praſcha mehr, dies hier war eine junge Mutter, die ſich von unüberwindlichen Hinderniſſen umgeben ſah und ſich zu ihrer ganzen Größe aufreckte, um einen Ausweg zu finden.

„Nehmen Sie mir nicht übel, was ich ſage," fuhr ſie fort, „ich habe ja in meiner Erziehung keine guten Beiſpiele vor Augen gehabt, aber ganz ohne Begriffe bin ich auch nicht. Darf ich Ihnen ſagen: vor zwei Tagen dachte ich, daß ich und das Kind ganz verloren ſeien, ich wollte der Sache mit einem Male ein Ende machen und mich in den Fluß ſtürzen, nun aber, wo uns gute Menſchen geholfen haben, bin ich wie eine Weſpe wieder zu mir gekommen und fange an, Bedenken zu haben, ich undankbares Geſchöpf ... Die Damen ſind natürlich alle ſehr gut, aber alles können ſie auch nicht begreifen."

„Erklären Sie doch bitte, was Sie wollen, Praſcha!"

„Nun gut! Ich werde alſo für das Kind fünf Rubel im Monat bezahlen. Das macht ſechzig Rubel im Jahr?"

„Jawohl, ganz richtig."

„In zwei Jahren hundertzwanzig Rubel, in vier — zweihundertvierzig, nun, dann ſind ſie aber auch alle... Das Kind wird dann jedoch erſt im fünften Jahr ſein..."

„Ja, Ihre Rechnung ſtimmt."

„Und dann darf ich das Kind zu mir nehmen?"

„Jawohl."

„Aber wer wird mich dann mit ihm zuſammen nehmen?“

Dieſe Frage ſchien mir ziemlich bedeutungslos, aber ich gab ihr zu fühlen, daß ich die Sachlage begreife: ich ſagte, daß es ihr wohl Schwierigkeiten machen würde, mit einem Bruſtkind irgendwo unterzukommen, wenn es jedoch bereits ins fünfte Jahr ginge, dann ſei es nicht mehr ſchwer; Mädchen mit ſolchen Kindern nimmt man in Dienſt.

„Ja, das tut man“ antwortete Praſcha, „da gibt es keine Frage, das tut man, aber nur für einen ſehr geringen Lohn. Und das wird dann wohl ſo kommen, daß ich in fünf Jahren keinen Pfennig Geld mehr habe, aber ſtatt deſſen ein Kind auf dem Arm, wodurch ich nie eine gutbezahlte Stelle bekommen kann. Und ich werde nie etwas Ordentliches aus ihm machen können.“

„Was ſoll man denn nach Ihrer Meinung ſonſt tun?“

„Da gibt's ſchon was, das gar nicht ſo dumm iſt. Natürlich, ich bin noch jung und habe ſchon einen ſolchen Fehltritt getan ... Aber ich habe früher, bevor ich hierher in die Stadt kam, mit meinem Onkelchen auf einem Dampfer die Wolga befahren ... Onkelchen hatte das Büfett, und ich habe ihnen die Servietten gewaſchen ... Ich verſtehe das ſehr gut, und kann Sie verſichern, daß ich eine ausgezeichnete Wäſcherin bin. Nicht jede kann es mit mir aufnehmen, Rotwein- oder Saucenflecken ſauber auszuwaſchen, aber ich verſtehe es, und wenn Sie mir das Geld, das

Sie geſammelt haben, anvertrauen würden, dann möchten Sie wohl ſtaunen, was ich damit mache!“

„Was würden Sie denn tun?“

„Sehen Sie, da dient hier ein anderer Onkel von mir als zweiter Koch in einem Gaſthaus, und bei denen gibt es eine ungeheure Menge Servietten. Ich war ſchon da und habe mit ihm geſprochen, er hat mit dem Büfettier geredet und ſagte: Sieh dich um, dann geben wir dir den Poſten.“

„Inwiefern ſollen Sie ſich denn umſehen?“

„Ich brauche einen kleinen Waſchkeller und einen Waſchtrog ... Ich bin gegangen und habe mich umgeſchaut: es gibt ein Quartier in einem Kellergeſchoß mit einem großen Zimmer, das wunderbar zum Waſchraum geeignet iſt; und in dem zweiten, kleineren, kann ich mit dem Mädchen und dem Kind wohnen. Ich würde mir zwei Wäſcherinnen nehmen, ich ſelbſt wäre die dritte, wir würden alle gut durchkommen, und ich könnte das Kind weiter erziehen.“

„Daß Sie ſich nur nicht täuſchen, Praſcha!“

„Nein, Herr. Von Sachen, die ich nicht verſtehe, ſpreche ich nicht, aber das hier verſtehe ich richtig, und dazu habe ich auch noch das Geheimnis, wie man Rotweinflecken ohne Säure auswaſchen kann ... Und ich brauchte dann mein Kind nicht aus den Händen zu geben, ſondern könnte es ſelbſt aufziehen und etwas lernen laſſen. Warum ſollte das nicht gehen? ... Aber ich wollte das nur ſo nebenbei geſagt haben; Sie können tun, was Ihnen gefällt.“

Sie ſchien mir ſo aufrichtig und ehrlich, ſo vernünftig,

ernſt und hoffnungsvoll, daß ich tat, was ſie wollte, das heißt, ich gab ihr alles Geld und ſagte ſcherzend zu ihr: „Nehmen Sie ihre Beſchäftigung auf, Praſcha, und tun Sie, was Sie ſo vorzüglich verſtehen.“

12

Nach einem Monat ließ mich Praſcha zu ſich in ihre neue Behauſung rufen. Ich ging mit einem andern jetzt ſchon geſtorbenen Kollegen von der Literatur zu ihr. (Von unſerer ganzen damaligen Geſellſchaft ſind jetzt nur noch drei am Leben: Timirjaſew, Wſſjewolod Kreſtowskij und ich.) Praſcha hatte ſich gut eingerichtet: ſie beſaß tatſächlich ein ſehr großes Zimmer, in dem ihr Bett und die hölzerne Wiege des Schriftſtellerſöhnchens ſtanden.

In dem andern Zimmer wurde mit dem neuen Inventar gewaſchen, das mit unzweifelhafter Sachkenntnis erworben und zuſammengeſtellt war.

Hier war es feucht, wie es auch nicht anders ſein konnte; es roch nach dem naſſen Tannenholz des Waſchbrettes und nach Seife. Im Waſchraum konnte es, verſteht ſich, nicht anders ausſehen wie in einem Waſchraum, aber im Wohnzimmerchen war es trocken und wohlig. Wir tranken Tee zuſammen mit den drei Waſchfrauen und Praſchas Onkelchen, dem zweiten Koch, der noch einen anderen zweiten Koch aus dem balabinskijſchen Gaſthaus mitgebracht hatte. Das Reſtaurant erweckt deshalb Erinnerungen in mir, weil ſich dort in der erwähnten Zeit ein beſonderer literariſcher Stammtiſch befand, an dem täglich N. J. Koſtomarow,

der Buchhändler Koſchantſchikow nebſt anderen ehrbaren und fleißig ſchaffenden Männern aus der Literatur zum Tee zuſammenkamen, vor denen wir, die damalige Jugend, uns ehrfurchtsvoll und beſcheiden benahmen.

Die Köche waren früher als wir zu Praſcha gekommen und hatten ſchon verzehrt, was ihnen die ſorgſame Wirtin angeboten hatte. Nachdem ſie einige übelriechende Zigaretten geraucht hatten, gingen ſie wieder. Praſcha war ſehr unzufrieden mit ihnen; der balabinskijſche Koch hatte nämlich erfahren, wie Praſcha ihre Wirtſchaft in Ordnung hielt, es ſeiner Beachtung wert gefunden und war mit dem Onkelchen nicht aus bloßer Neugierde gekommen, ſondern mit der Abſicht, Praſcha kennen zu lernen und ihr dann einen Antrag zu machen und ſie zu heiraten. Das hatte Praſcha beleidigt, ſie hatte ſich ſofort vor dem Freier zurückhaltend gezeigt und freute ſich ſehr, als die Köche gingen und wir mit den Frauenzimmern allein blieben. Von dieſen Waſchweibern war eines in ihrer Art äußerſt anziehend. Es war eine Frau von ungefähr zweiunddreißig Jahren, die, was man ſo ſagt, feſſelte: mit ihrer Geſtalt, Fülle und Schönheit, ſogar mit ihrer Einfachheit, die allein zur Erklärung der halberniedrigenden Stellung dieſer mit einer großen und ſtrahlenden Schönheit geſchmückten Frau dienen mußte. In Übereinſtimmung mit ihrem prachtvollen Äußeren hatte ſie auch einen ebenſo prachtvollen Namen: ſie hieß Sinaida Pawlowna, und ihr Familienname war Potjomkina. Sie zeichnete ſich übrigens nicht durch be-

rühmtes Herkommen aus: Sinaida Pawlowna war eine Kleinbürgerin aus der Vorſtadt desſelben Ortes, woher auch Praſcha ſtammte, deren Tante Sinaida Pawlowna war. Sie war zwölf Jahre älter als Praſcha, ſo daß in der Zeit, da Praſcha zweiundzwanzig zählte, Sinaida Pawlowna bereits die dreißig überſchritten hatte. Von ‚Natur‘ waren ſie beide verſchieden: Praſcha war rundlich wie ein Tönnchen und hurtig, Sinaida Pawlowna jedoch langſam, impoſant und pompös; ihr Körper war außerordentlich ebenmäßig und üppig, ihr Geſicht dagegen zart und fein, aber von einer merkwürdig beſcheidenen Schönheit. Hinſichtlich ihres Verſtandes und ihrer ſeeliſchen Eigenſchaften waren ſich die beiden Frauen ebenfalls nicht im geringſten ähnlich: Praſchas Verſtand war noch nicht gereift, ſie bemerkte alles und machte ſich noch über alles Gedanken, während Sinaida Pawlowna über nichts mehr nachdachte. Auf ihrem ſchönen Geſicht ſpiegelte ſich immer dieſelbe vollkommene und unſchuldige, kindliche Einfältigkeit wider, die faſt wie Beſchränktheit ausſah. Dazu war Praſcha von beſcheidener Zurückhaltung, Sinaida Pawlowna jedoch eine Schwätzerin, die ſtets den unbezwinglichen Drang hatte, ſo viel wie möglich zu reden, während ſie ſich langweilte, wenn ſie ſchweigen mußte. Ihre Redegier war ſo groß, daß ſie ſich bei der Anrede einer Perſon nicht mit ihrem eigentlichen Namen begnügte, ſondern jeder noch einige Namen anhängen mußte. So rief ſie zum Beiſpiel: „Praſcha — Pachita — Paſchentzija! Praſcha — Tauſendſaſſa!“ Ein zweites Mal variierte ſie den Namen noch mehr

und ſagte: „Praßkowja Pachitoſſowna! Praſchenka! Häschen kleines, Ringelſchwänzchen! Setz dich her, reib mich mit deinem Pfötchen, verbergen wir uns unter dem Deckchen, und tuſcheln wir ein bißchen!“ In all ihren Worten und Gebärden, in der ganzen ſie umgebenden Atmoſphäre wehte etwas Zärtliches und Unglückliches, Gutes und Verwirrendes. In dieſer Erzählung muß Sinaida Pawlowna ihren Platz haben. Ich will ihre Geſchichte einflechten, weil ſie einmal an ſich intereſſant iſt, und zum andern wegen des Einfluſſes, den Sinaida Pawlowna auf Praſcha hatte.

Führen wir neben dem einen Frauenzimmer noch ein anderes von entgegengeſetztem Format vor: Sinaida Pawlownas kurze Geſchichte ſtellt in ihrer Art ein wahres Bild des Lebens dar.

13

Ich habe oben geſagt, daß Sinaida Pawlowna aus einer Vorſtadt ſtammte. Ihre Mutter war eine Soldatenfrau und beſchäftigte ſich mit Spitzenklöppeln, als Vater glückte es ihr einen ſchnurrbärtigen Polen zu bekommen, der als Offizier bei dem in der Stadt garniſonierten Huſarenregiment ſtand. Dieſem Zufall verdankte die bereits geſchilderte unglückliche Schönheit Sinaida ihr Leben. Als ſie fünfzehn Jahre alt war, brachte es die durch die entſetzliche Hungersnot heraufbeſchworene ſchwere häusliche Not und vielleicht auch die Gemeinheit der Mutter dahin, daß Sinaida einem Mehlhändler überliefert wurde. Der Händler, der für das Mädchen Geld gezahlt hatte, nahm von

ihr, was er haben wollte, den ‚übrigen Teil‘ ſtieß er wieder ab. Das Übriggebliebene war ihre Seele und ihr Leib, der jetzt dem Hohn der Leute preisgegeben war.

So lernte Sinaida leiden. Sie verſteckte ſich vor allen und verhüllte ihr Haar mit einem Tuch, weil ſie Furcht hatte, daß die ſittenſtrengen Nachbarn das Tor ihrer Mutter nachts mit Teer beſchmieren würden. Faſt niemand bekam ſie zu Geſicht; wenn ſie aber jemand ſah, dann bemerkte er, daß ſie ‚ſchrecklich ſchön‘ ſei, und hielt ſich im Recht, ſie zur Sünde zu verlocken. Und in der Tat, je mehr der Kummer an ihr nagte, deſto ſchöner wurde ſie. Endlich ſtach ſie einem alten Schuſter in die Augen, der ſo von ihr gefeſſelt wurde, daß er ſie fragte: „Wirſt du mich nehmen, wenn ich mich um dich bewerbe?“

Das Mädchen antwortete: „Ich habe mich verſündigt.“

„Weiß ich, aber daran iſt nichts zu ändern: man muß Erbarmen haben. Wenn du einwilligſt, freie ich um dich.“

Sie antwortete: „Ich will.“

Ihr war es ganz gleich, wenn nur ihre Qual ein Ende hatte; aber der Schuſter war ein durchtriebener Burſche, er liebte wohl ſchöne Weiber, verſtand ſich aber auch auf anderes: er erſchien beim Kaufmann und ſagte: „Euer Wohlgeboren! So und ſo, die Sünde gereicht, verſteht ſich, Ihrer Ehrenhaftigkeit nicht zum Vorwurf, weil ſie ein Mädchen von armem Herkommen iſt, aber ich habe jetzt die Abſicht, ſie zu mir zu nehmen, um aus Mitleid mit ihr ihre Sünde zu vertuſchen;

da ihr vor den Menſchen kein anderer Ausweg bleibt, hat ſie mich zu Ihnen geſchickt, damit ich Sie bitten ſoll, ihr den Segen zu geben. Wollen Euer Wohlgeboren mich nicht abweiſen!“

Der Händler war guter Laune und antwortete, daß es ihn ſchimpflich dünke in bezug auf ſo eine wie Sinaida Gottes Beiſtand zu erflehen, er würde nur ſo, von ſich aus, hundert Rubel zu ihrer Mitgift beiſteuern.

Der Schuſter verneigte ſich bis zur Erde und küßte die Hand des Händlers, nachdem er das Geld erhalten hatte. Dann heiratete er Sinaida, ohne ihr natürlich ein Wort über die ihr vom Kaufmann geſchenkte Mitgift geſagt zu haben. Sinaida war mit dem Schuſter drei Jahre verheiratet. Sie gebar ihm drei Kinder, zuerſt eine Tochter, dann zwei Knaben. Ihr Mann war ein Menſch, der auf Ordnung hielt, und ausgezeichnet in ſeinem Fach. Er warf ihr das Vergangene nie vor, war aber derart eiferſüchtig, daß er ihr nicht einmal erlaubte, mit irgendeinem Mann zu ſprechen. Nach Sinaida Pawlownas Worten war er ſogar auf ihren Holzſchemel eiferſüchtig und ſchlug ſie viele Male mit dieſem. Einmal hatte er ſie mit einer ſolchen Tracht Prügel bedacht, daß man ſie faſt tot vorfand, und das hatte er deshalb getan, weil ſie und ihr leiblicher Onkel einander beim Oſterfeſt geküßt hatten.

„Aber“, ſagte Sinaida Pawlowna, „er ſchlug mich wohl doch nicht umſonſt, denn ich hatte einen fürchterlichen Haß auf ihn.“

Als aber dieſer Raufbold von Mann erkrankte

und ſich zu ſterben anſchickte, litt er ſo entſetzlich, daß er Sinaida Pawlowna leid tat, und als er ſie zu bitten begann, daß ‚ſie das Bild der Fürbitterin von Kursk nehmen und ſchwören ſolle, nach ſeinem Tode nicht wieder zu heiraten‘, da nahm ſie die Fürbitterin und beſchwor es.

Der Schuſter ſtarb, ſeine mit dem Schwur zurückgebliebene arme, ſchöne Witwe begann ihr Gelübde zu wahren. Obwohl mehrere Männer um ſie freiten, folgte ſie keinem in die Ehe. Und da ihr der Entſchlafene nichts für ihre Kinder zurückgelaſſen hatte, ſo war ſie, um ſie aufzuziehen, gezwungen, ‚dreimal als Amme Dienſte zu nehmen‘.

Jede von dieſen drei Epiſoden war unvermeidlich.

14

Die Ereigniſſe begannen ſchon auf dem Friedhof. Noch bevor das Grab des Schuſters zugeſchaufelt war, kam zufällig ein franzöſiſcher Maler dort vorüber; er ſah, wie die junge Witwe daſtand und weinte, wobei ſie ganz verzweifelt ein Kind an der Bruſt hielt und die beiden andern an ſich preßte. Der Franzoſe hatte eine lebhafte Phantaſie und ein gutes Herz. Er ſchenkte der Frau zehn Rubel und beſtellte ſie mitſamt den Kindern zu ſich, mit dem ausdrücklichen Wunſch, daß ſie alle in denſelben Kleidern bleiben ſollten. Sie wären ohnedies ſo gekommen, denn ſie beſaßen keine anderen Kleider, die ſie hätten anlegen können. So ‚zeichnete ſie der Franzoſe ab‘, ‚genau als wenn ſie lebten‘, und ließ ſie wieder und wieder kommen. Jedes Mal aber bezahlte er ihnen dafür drei Rubel . . .

Sinaida Pawlowna gefiel das ſehr, und ſie fürchtete nur, daß ihre Einnahme ein Ende haben würde, ſobald das Bild fertig wäre. Indeſſen waren ihre Befürchtungen grundlos, das Bild wurde beendigt, aber die ſegenbringenden Beziehungen zum Maler hatten damit nicht ihr Ende erreicht, ſondern veränderten ſich nur. Sobald der Franzoſe das Bild fertiggeſtellt hatte, ‚ließ er die Kinder beiſeite‘ und erklärte der Mutter: „Jetzt, chère amie, werden wir mal eine andere Stellung machen.“ Er ließ ſie allein kommen und kleidete ſie in ein ſehr koſtbares Bauernkoſtüm. Dann mußte ſie eine Garbe Stroh, einen Strauß Kornblumen und eine Sichel in die Hand nehmen; ſo ſtand ſie ihm zu einem zweiten Bild, das in Paris mit dem Titel: ‚Erntemädchen‘ ausgeſtellt wurde. Aber auch danach ſetzte der Franzoſe die Unterſtützung fort und gab ihr und den Kindern, was ſie brauchten, doch wurde ſie dafür ſchwanger ... Weiß Gott, aus welchem Bedürfnis das geſchah. Indeſſen gab Gott zum Glück, daß alles prachtvoll vorüberging: beim Maler hatte Sinaida des öfteren ein General geſehen, der ein großer Liebhaber alles Schönen war. Er hatte ihr ſchon lange zugezwinkert, aber der Franzoſe hatte ihn beiſeite genommen und geſagt: „Chacun à son tour, mon général! Chacun à son tour!“

Und als ſein ‚tour‘ gekommen war, ſagte der General zu Sinaida Pawlowna, damit ſie ihre Scheu überwände, daß ſeine Frau in demſelben Zuſtand ſei; wenn Sinaida Luſt hätte, würde man ſie gern als Amme nehmen, wobei der General auch verſprach,

ihre Kinder, deren es jetzt ſchon vier waren, in einer Pflegeanſtalt unterzubringen.

Sinaida Pawlowna ging als Amme in das Haus des Generals, und der Franzoſe bekam die Hände frei.

Der General war an Güte und Einfachheit nicht ſchlechter als der Franzoſe; zudem war er ein einflußreicher Mann und hatte alle vier Kinderchen Sinaida Pawlownas gut untergebracht. Dafür wurde auch ſein eigenes Kind gut genährt. Aber nicht lange, bevor das Kind von der Bruſt genommen wurde, reiſte die Generalin nach Nizza zu ihrem kranken Vater, und der General achtete ſelbſt darauf, daß alles ordentlich im Kinderzimmer herging. Das Reſultat war, daß die arme Sinaida Pawlowna wiederum leiden mußte und ihrem ſchrecklichen Los verfiel, das nicht geſtatten wollte, daß bei ihr auch das Geringſte ohne Folgen blieb. Der General kümmerte ſich indes weiter um ſie. Nachdem ſie ihre Schwangerſchaft abgewartet hatte, brachte er ſie als Amme an einem dritten Platz unter, wohin, wieder zu ihrem Unglück, jeden Sonnabend ein Junker auf Urlaub kam. Da bekam Sinaida Pawlowna eine Wut auf ſich und ſie verdingte ſich beim vierten Male nicht wieder als Amme, weil nach ihrer Vorſtellung ‚in bürgerlichen Familien jedes Leben unmöglich‘ war. Zu derſelben Zeit verwaiſte ihre Nichte Praſcha und etablierte ſich als Wäſcherin. Sinaida Pawlowna kam zu ihr und ſchlug ihr vor, mit ihr zuſammen zu leben.

„Sonſt würde mit mir einfach etwas Entſetzliches paſſieren!“

Praſcha antwortete ihr: „Das wäre noch ſchöner!“

Da ſahen wir ſie alſo beide, die tapfere, tatkräftige Praſcha als Hausherrin und die ſtarke, impoſante Sinaida Pawlowna als ihre rechte Hand.

Daß dieſe beiden Frauen ihre ‚Waſchanſtalt‘ vorwärts bringen würden, daran war nicht zu zweifeln, aber wie ſie ſich ſelbſt führen würden, darüber konnte man zweierlei Meinung ſein. Es verging indeſſen ein Jahr, und ſie hielten ſich beide ordentlich. Ab und zu traf ich Praſcha auf der Straße, aber noch öfter ſchaute ich durchs Fenſter, wie ſie mit ſchweißbedecktem Geſicht plättete und nicht nur beide Arme über das Plättbrett ſtreckte, ſondern ſich ſogar noch mit dem Knie darauf ſtemmte. Sie bot dabei ſtets einen geſchäftigen, flinken und ſorglichen Anblick.

Sinaida Pawlowna arbeitete gemächlicher: ſie liebte das glühende Bügeleiſen nicht, ſondern ſprengte und faltete lieber die Wäſche.

Einmal im Laufe des erſten Jahres machte ich mich auf, um nach dem Sprößling des Schriftſtellers zu ſchauen. Ich fand den Knaben in ausgezeichneter Verfaſſung: er kroch wie ein richtiger Sansculotte auf dem Boden herum, den Rockſaum an den Gürtel hinaufgeſteckt, und ſchwang einen Holzlöffel, während auf dem Herd ein Topf mit Weizenmus brodelte. Hätte doch jeder ſolch glückſelige Jugend!

15

Es vergingen zwei, drei Jahre. Praſchas Geſchäft entwickelte ſich recht bemerkenswert und gewährte allen

Beteiligten ein gutes Auskommen: ſie wuſchen bereits für mehrere Gaſthäuſer ſowohl die Tiſch- wie auch alle übrige Wäſche, und alle waren mit ihrer Arbeit zufrieden. Beſonders ſprach ſich ihre glänzende Entfernung von Flecken ‚ohne Säure‘ herum. Praſcha entdeckte niemandem ihr Geheimnis für die Entfernung von Rotweinflecken. Es war augenſcheinlich ſehr wichtig, obwohl es nach ihren eigenen Worten aus ‚lauter Dummheiten‘ beſtand.

Ob es gut oder ſchlecht war, ſolch Geheimnis nicht weiter zu geben, daran dachte ſie nicht, und es war ihr auch ‚nur unter der Bedingung offenbart worden, daß ſie es niemand anderem ſagte‘. Das mußte gewahrt werden, falls es helfen ſollte.

Das erwähnte merkwürdige Mittel hatte ihr eine Frau auf dem Dampfſchiff gezeigt: ſie war eine arme Polin und fuhr zu ihrem Manne nach Sibirien. Bis zu ſeiner Verbannung hatte ihr Mann ein Gaſthaus gehabt; ſein Vergehen war höchſt ſeltſam. Es waren nämlich Revolutionäre zu ihm gekommen und hatten geſagt: „Wir ſind hungrig, Bruder, gib uns was zu eſſen, oder wir hängen dich auf!“

Da er keine Anſtalten machte, ihnen etwas zu eſſen zu geben, nahmen ſie ſich ſelbſt etwas, aßen und gingen wieder fort. Dann kamen die Unſrigen und fragten: „Sie haben bei dir gegeſſen?“

Er ſagte: „Jawohl, alles haben ſie genommen und aufgezehrt!“

Die Unſrigen ſchlugen ihn, brachten ihn vor Ge-

richt und ſchickten ihn nach Sibirien. Ihm geht's auch dort gut.

Die Polin und ihre Kinder froren auf dem Deck des Dampfers.

Praſcha erbarmte ſich ihrer. Sie brachte ihnen heißes Waſſer, trocknete ihre Fußbekleidung und Kleider und wuſch die Kinderwäſche aus. Dafür ſagte ihr die Polin das Geheimnis. Und das kam ihr nun auch zu ſtatten.

Eins indes ließ Praſcha keine Ruhe, nämlich, daß ſie nicht leſen und ſchreiben konnte; ſie machte ihren Eltern den Vorwurf: „Bringen uns zur Welt und laſſen uns dumme Frauenzimmer bleiben! Da müßte ich jetzt viele Rechnungen ſchreiben und kann es nicht!“

Es erſchien irgendein Schreiber, ein Mann in mittleren Jahren, namens Aprelj Iwanytſch. Er war Pole, bekleidete jedoch das Amt eines Rechnungsführers in einer ruſſiſchen Genoſſenſchaft, wo man ſeinen Namen ‚Avrjelij‘ in das ruſſiſche ‚Aprelj‘ umgetauft hatte. Er war ein nüchterner, bedächtiger und außerordentlich gelehrter Mann. Er legte größten Wert auf würdige Haltung, vergab ſich nichts und wurde nie vertraulich. Praſcha hatte ihn gebeten, zu ihr zu kommen und ihr die Rechnungen zu ſchreiben; er war gerührt von ihrer Beſcheidenheit und wollte nichts für ſeine Beſchäftigung von ihr annehmen. Praſcha ließ es jedoch nicht zu. Sie wußte, daß man Frauen nichts umſonſt gibt. Ein Beiſpiel dafür war ihr Sinaida Pawlowna, der jetzt ihre Kinder viel Unruhe machten, denn ſie wurden nach und nach aus der Pflegeanſtalt entlaſſen. Von

dem Franzoſen und dem General hatte ſie jede Spur verloren.

Ein Jahr ſpäter aber konnte ſie bereits ihre ſechzehnjährige älteſte Tochter einem jungen Genoſſenſchaftler zur Frau geben. Aprelj Iwanytſch hatte ihn ihr verſchafft. Was für ein lieber Menſch! Sinaida Pawlowna war ihm ſehr dankbar und nannte ihn Aprelj Martytſch, ihrer Tochter aber gab ſie als Segen alle Heiligenbilder mit, die ſie beſaß, und behielt für ſich ſelbſt nur die Fürbitterin von Kursk zurück. Außerdem gab ſie ihr einige dem Anlaß entſprechende Ratſchläge und hieß ſie beſonders, als erſte auf den Teppich zu treten und mit dem Fuße zu ſtampfen, wenn die Verleſung der Paulusworte erfolgen würde. Die Mitgift der Braut brachte Praſcha auf, die ebenfalls Aprelj Iwanytſch wegen ſeiner ‚Höflichkeit‘ lobte und ihm beſonders dankbar dafür war, weil er ‚ſich um die Waiſe bekümmert hatte‘. Auch den übrigen Frauen gefiel ſein Betragen. Er ſprach immer liebenswürdig mit ihnen und las ihnen in ihrer freien Zeit den ‚Telemach‘ vor.

Praſcha dachte, daß er ‚ſich an ſie heranmachen‘ wollte, beſonders hinſichtlich Sinaida Pawlownas, die allen gefiel. Wirklich, ſie war nur eine Arbeiterin, aber doch, wie ſchön! Sollten ſie heiraten: ſie würden zuſammen wohnen können. Aber plötzlich kam alles anders. Ohne ihrer Ratloſigkeit Herr zu werden, kam Praſcha zu mir und rief hyſteriſch aus: „Wirklich, ich weiß nicht ... ſolch eine Eröffnung ... Aprelj Iwanytſch will mich heiraten.“

Sowie ſie das geſagt hatte, ſetzte ſie ſich und begann zu weinen. Ich fragte: „Was denn, wollen Sie oder wollen Sie nicht?“

„Das weiß ich ja auch nicht.“

„Sie wollen ſicher.“

„Nein, ich weiß nicht, erſtens iſt er ſo höflich und hat das verwaiſte Mädchen ſo gut verſorgt, und zweitens liebt er meinen Jungen und lieſt mit ihm den ‚Pelenach‘, Sie können ſich gar nicht denken, wieviel andere Büchlein er noch hat, und er ſelbſt iſt unglücklich, weil doch niemand ſeiner Seele naheſteht. Das iſt die volle Wahrheit! Lange wollte ich's nicht glauben, wenn mir auch die anderen ſagten: Sei überzeugt, er will ſich bei dir einſchmeicheln, weil du dein eigenes Geſchäft haſt, alle Polen ſind ſchmeichleriſch; aber das iſt doch Dummheit, und ich kann niemals daran glauben, weil es ſolche Leute in jedem Volk gibt; aber wie im Frühling mein Junge todkrank war, da hat Aprelj Iwanytſch ſeinetwegen nachts nicht geſchlafen, und jetzt, kann man ſagen, liebt ihn das Kind mehr als mich.“

„Das hat Sie wohl auch zu ihm hingezogen?“

Praſcha wollte kurz und aufrichtig antworten, aber ſtatt deſſen traten ihr wieder die Tränen in die Augen, und ſie verſetzte aufgeregt: „Ich verſtehe das nicht ... ich weiß nicht, was es eigentlich iſt! Nur er allein hat verſtanden, daß das Kind eines ſolchen Vaters ..., daß es notwendig iſt, ihm alle Begriffe beizubringen. Sehen Sie, dafür ... ich weiß nicht, wie hoch ich ihn ſchätzen ſoll.“

Sie wollte noch einmal etwas erklären, aber wiederum begann ſie zu weinen.

„Na, alſo ſchön," ſagte ich, „ſie heiraten ihn, Praſchenka."

„Sie raten mir?"

„Ja was denn? Warum denn nicht?"

Sie ſchwieg, ſchlug die Augen nieder und flüſterte errötend: „Warum iſt es mir denn, als ob . . . ich mich ſchämen müſſe?"

„Sie haben doch kein Verſprechen gegeben, nicht zu heiraten?"

Sie ſchüttelte den Kopf und antwortete: „Der Verſtorbene hat nie davon geſprochen."

Sie ſchwieg eine Weile, ſeufzte und fügte hinzu: „Damals war es ſchon ſo . . . ich habe ihn nur immer vergöttert und bin mir meines Glücks gar nicht bewußt geweſen, er aber hat nur ſo . . ."

„Und auf die Fürbitterin von Kursk haben Sie keinen Schwur getan?"

„Nein", antwortete ſie ruhig lächelnd, ſeufzte aber gleich wieder und fügte noch unter Tränen hinzu: „Ich habe ihm nichts verhehlt, ich ſagte: ‚Aprelj Iwanytſch! Es iſt keine Frage, daß ich Ihnen für alles ſehr dankbar bin und folgen kann; allein mit der Tatſache, daß ich dieſes Kind bekam, wird mir dieſer Mann ſtets im Herzen ſein, und ich werde nach ihm für niemand mehr beſondere Gefühle aufbringen können.' Er antwortete mir: ‚Das bedeutet, wenn auch ich ſterbe, der ich wohl gehandelt habe, dann würden Sie auch mich in gutem Andenken bewahren.' Da aber

ereiferte ich mich und ſagte: ‚Warum quälen Sie ſich denn mit ſo unnötigen Sorgen: Sie werben und denken zugleich an den Tod?‘ Er antwortete: ‚Den Tod darf man nie vergeſſen.‘ Und ich ſagte: ‚Nun, das wollen wir doch nicht ... Hören Sie, das iſt doch ganz unnötig ... Stellen Sie ſich neben mich und laſſen Sie uns beten, Sie in Ihrem und ich in meinem Glauben: was Gott uns ſchickt, das wird geſchehen‘.“

Und als ſie gebetet hatten, da gab ihnen Gott, daß ſie Mann und Frau wurden.

16

Aprelj Iwanytſch erwies ſich als prächtiger Mann; er liebte die beſcheidene Praſcha zärtlich, und ſeine Sorge um den ‚Schriftſtellersſohn‘ war geradezu bewunderungswürdig. Er veranſtaltete in ſeinem Haus Abende, an denen ein kleiner Kreis von Leuten zum Tee zuſammen kam, und las hier allen den ‚Telemach‘ vor, wobei er erläuterte, daß die Menſchen durchaus nicht ſo lebten, wie ſie leben müßten. Zur Erhärtung dieſes Ausſpruchs diente auch die Lektüre von ‚Paul und Virginie‘; für ſich ſelbſt aber las er noch ſchwerere Sachen wie ‚Die Rechtfertigung des Sokrates‘ und ‚Die Selbſtbetrachtungen Mark Aurels‘. Dabei betrug er ſich im Leben gegen alle liebenswürdig und einfach, und ſein Benehmen gewann ihm aller Herzen.

Praſcha gebar Aprelj noch zwei Kinder: einen Knaben Abramtſchik und ein Mädchen Pelagejitſchka. Dafür begann ſich Sinaida Pawlowna von dem Haus-

weſen Praſchas loszumachen. Sinaida Pawlowna bekam wieder ihren ‚Rand‘. Die Urſache waren ihre Kinder und ihre Gerſtenkörner. Oben iſt bereits geſagt worden, daß die Kinder Sinaida Pawlowna dadurch in Verwunderung ſetzten, daß ſie eins nach dem andern heranzuwachſen begannen, was die Mutter durchaus nicht von ihnen erwartet hatte, und was ſie vollkommen verwirrte. Sie tat alles, was ſie konnte: weinte und betete auf den Knieen, aber die Kinder wuchſen dennoch weiter. An Sinaida Pawlownas verweinten Augen jedoch, die eigentlich hätten trübe werden und einfallen ſollen, ſprangen ſtatt deſſen ſchreckliche Gerſtenkörner auf. Um ſich mit einem Schlag von den Gerſtenkörnern und den Kindern zu befreien, war Sinaida Pawlowna bereit, das böſeſte Gift zu trinken. Einmal trank ſie auch ein Fläſchchen mit Salmiakgeiſt aus und verurſachte dadurch im Hauſe einen Skandal. Die Mieter kamen in die Waſchküche gelaufen. Unter ihnen befand ſich ein langer Deutſcher namens ‚Apleton‘, der ſich mit der Reparatur von Korbmöbeln beſchäftigte, und ein Gymnaſiaſt, der ſeine freie Zeit mit Laubſägearbeiten verbrachte, und darum ‚Laubfroſch‘ genannt wurde. Dieſe nahmen beide beſonderen Anteil an Sinaida und liefen in die Apotheke. Hinterher lungerten ſie eine ganze Zeit bei Praſcha herum und rauften ſich ſchließlich auf der Treppe. Am andern Tage ſchaute die ausgemergelte und dürre Frau ‚Apletons‘ frech in das Fenſter der Waſchküche und ſagte: „Schweineweiber!“ Und als die Großmutter des ‚Laubfroſches‘ Praſcha traf, teilte ſie ihr

mit, daß ſie ‚ihren‘ einſperren würde, wohingegen ſie ‚ihre‘ in den gehörigen Schranken halten ſollte.

Aprelj Iwanytſch ließ ſich nicht ſtören, jedoch begannen ihn nachts Bewegungen an der Tür zu beunruhigen. Einmal traf er dort Sinaida Pawlowna, die ihm ohne Umſchweife, aber mit ganz fremder Stimme ſagte: „Was denn, Aprelj Iwanytſch? Es iſt mir etwas langweilig, mein Lieber!“ Und ſie drückte ſeine Hand derartig, als ob ſie ihn irgendwohin mit ſich ziehen wollte.

Vor Praſcha blieb dies geheim. Sinaida Pawlowna ſchaute auch nur noch ab und zu vor die Tür, wobei ſie ſagte, daß es hier ſo ‚nach Katze röche‘. Praſcha ſah ſie lange an und antwortete: „Bei dir muß das eine Krankheit ſein“.

17

Es begannen außerordentlich unruhige Nächte. Die Kater wußten ſich durchaus keine Ruhe zu geben und wollten die Leute nicht ſchlafen laſſen: ſie miauten, kratzten, ſprangen, fielen von oben herunter, kletterten wieder hinauf, überfielen einander und zauſten ſich, daß die Wolle flog, bis wieder das Fallen und das Hinundherlaufen begann. Dieſer Lärm verſetzte die Mieter, welche in den Wohnungen wohnten, die nur einen Ausgang hatten, ſo in Unruhe, daß bald in der einen, bald in der andern Wohnung mitten in der Nacht die Tür geöffnet wurde, und einer ſeinen Kater heimlockte oder irgendeine ungeduldige Hand etwas hinausſchleuderte, was ihr gerade in den Weg kam, um die Mitternächtigen zu erſchrecken und zu

vertreiben. So war es auch an dem Abend, als Aprelj Iwanytſch aus dem Bad kam und ſich früher zu Bett legte, um recht feſt zu ſchlafen. Statt deſſen aber konnte er wegen des unabläſſigen Lärms vor der Tür überhaupt nicht einſchlafen. Er erhob ſich und ſah beim Schein des Lämpchens, daß es zwei Uhr nachts war; er hörte jedoch, daß ſich auf der Treppe hinter der Tür immerzu etwas bewegte. ‚Solche frechen Taugenichtſe!‘ dachte Aprelj, ſteckte die Füße in die Pantoffeln, ergriff einen Spankorb, worin ein Reſt Kohlenſchutt war und ſchlich ſich an die Tür mit der Abſicht, ſie ſchnell zu öffnen und den Korb unter die Katzen zu ſchmeißen, ſowie ſie nahe genug herangekommen wären. Er brauchte auch nicht lange zu warten, weil ſich unverzüglich ein Lärm erhob, etwas die Treppe herunterkam und ſich an der Tür gegenſeitig am Weitergehen hinderte. In dieſem Augenblick öffnete Aprelj Iwanitſch ſchnell die Tür. Sowie ſich jedoch die Tür nur ſpaltweis geöffnet hatte, erwieſen ſich ſeine Kräfte der gegneriſchen Gewalt nicht gewachſen, Aprelj Iwanytſch flog ſelbſt hinaus und fand ſich mit ſeinem Korb auf dem ſchmutzigen Boden zuſammen mit dem ‚Laubfroſch‘ und ‚Apleton‘ wieder, die ſich dort umherwälzten, einer in des andern Schopf feſtgeklammert, während Aprelj ein nackter Fuß berührte und die Geſtalt einer Frau durch die Tür ſeiner Wohnung ſchlüpfte. Aprelj Iwanytſch erriet, daß es Sinaida geweſen war und kehrte ſehr verwirrt in ſeine Wohnung zurück. Er war voller Kohlenſtaub und hatte am Knie eine ziemliche Beule.

Er ſchüttelte den Kopf, ſeufzte, reinigte ſich und legte ſich hin, ohne ſeiner Frau etwas zu ſagen, weder im erſten Augenblick, noch auch dann, als Praſcha eine halbe Stunde ſpäter ſich vom Bett erhob, den Unterrock und das Leibchen anzog und ſich auf den kleinen Divan legte. Noch etwas ſpäter ſtand ſie leiſe auf und ging mit unhörbaren Schritten zu derſelben Tür, von der ihr Mann gekommen war. Aber Praſcha war vorſichtiger als Aprelj Iwanytſch: ſie taſtete erſt nach dem Haken an der Tür; als ſie fand, daß er herunterhing, ſchob ſie leiſe die Tür etwas auf und bekam ſofort die Hand Sinaida Pawlownas zu faſſen. Sie zog ſie an ſich; Sinaida wollte ſich frei machen, was eine Bewegung erforderte; auf dieſes Geräuſch hin flogen vom oberen Treppenabſatz mit einem Male zwei Geſtalten herab, die ſofort ins Handgemenge kamen. Es waren wieder die beiden: Apleton und der Laubfroſch.

Praſcha erkannte ſie genau, klammerte ſich noch entſchloſſener an Sinaida Pawlowna, zog ſie zurück und legte den Haken vor die Tür.

Jetzt folgte Sinaida ohne Widerſtand. Als ſie in ihr Zimmer gekommen war, ſetzte ſie ſich aufs Bett und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen.

Praſcha wollte ſogleich wieder gehen, aber Sinaida Pawlowna hielt ſie zurück.

„Warum gehſt du?“ fragte ſie. „Bleib lieber, auch wenn du ſchimpfſt. Es iſt angebracht.“

„Ja, wie kannſt du denn hinausgehen, ohne daß man dich überhaupt hört? ... Auf dieſe Weiſe wird man uns noch beſtehlen.“

„Was ſoll ich denn tun?“

Sinaida barg ihr Geſicht ins Kiſſen und fing an zu weinen.

„Weshalb weinſt du denn?“

„Weil ich mich vor dir ſchäme.“

„Ich bin doch nicht deine Mutter oder deine Schweſter, ſondern deine Nichte.“

„Das iſt gleich . . . Warum haſt du geheiratet? Wenn du das nicht getan hätteſt, hätte ich anſtändig weiter gelebt, aber jetzt . . . treibt's mich umher.“

„Was iſt denn, hindere ich dich denn am Leben?“

„Es iſt mir zu öde geworden.“

„Weshalb?“

„Weiß ſelbſt nicht: ich ſchaue euch an, und mir wird ſo langweilig zumute, ich liege und liege und kann nicht einſchlafen.“

„Warum denn?“

„Weiß nicht. Zuerſt bin ich ſchläfrig und möchte ſchlafen, doch dann kommt plötzlich etwas wie ein Kater . . . und es fängt an zu ſummen. . . .“

„Du ſollteſt nachts beten.“

„Ach Gott! Und wie ich bete! Auch habe ich dem Väterchen alles geſagt, und er hat mir alles, alles, alles erklärt, wie das genannt wird, was davor bewahrt und wie man ſich ſchützen ſoll, aber alles hilft nichts! Tritt bitte mal auf den Stuhl und ziehe den Vorhang vor die Fürbitterin.“

„Ich mag nicht.“

„Nein, hab Erbarmen, verhülle ſie!“

Praſcha ſtand auf und verhüllte das Bild mit einem Kattunvorhang.

Dann bat Sinaida Pawlowna: „Reich mir doch, bitte, dort das Gläschen her . . .“

„Willſt du wirklich noch trinken?“

„Aber nein, was für Narrheiten! . . . Es iſt Epiphaniaswaſſer . . . Beſpritze mich ſchnell, beſpritze mich!“

„Ich mag nicht!“ antwortete Praſcha. Sie machte eine Handbewegung und ſprang vom Stuhl, um zu gehen, aber Sinaida Pawlowna ergriff ihre Hand und hielt ſie feſt.

„Was iſt denn mit dir?“ fragte Praſcha verwirrt.

„Ich habe es nun einmal getan und weiter nichts . . . Ich kann's nicht laſſen!“

„Und ich will nicht mehr mit dir reden.“

„Warum? Hör doch! Warum?“

„Warum haſt du zwei?“

„Wer hält ſie! Die Verfluchten! Der eine gibt dem andern den Weg nicht frei.“

„Ja, ſo bleib doch bei einem!“

„Wie kann ich denn bei einem bleiben, wenn ich ſie nur zu ſehen bekomme, wie ſie beide miteinander raufen?“

„Weshalb raufen ſie?“

„Das iſt eine Frage!“

„Nein, ohne jeden Scherz?“

Aber Sinaida weinte und ohne eine erklärende Antwort zu geben, küßte ſie die Hand der Nichte und brachte wiederum hervor: „So iſt's und nicht anders!“

„Nun, dann leb wohl!“

„Ja, leb wohl, Pachita, leb wohl!“

Und als Praſcha bereits an der Tür war, rief ſie noch einmal: „Leb wohl, Pachita, leb wohl!“

Praſcha legte dieſem Abſchiedsgruß keine ſonderliche Bedeutung bei. Aber er hatte ſchon ſeine Bedeutung; denn am andern Tag verſchwand Sinaida Pawlowna, von keinem bemerkt, aus dem Hauſe ihrer Nichte und kehrte nie wieder zu ihr zurück.

Ihre Kinder überließ ſie der Obhut von Aprelj Iwanytſch, der in der Tat alles ſo in Ordnung brachte, wie es erforderlich war. Sinaida Pawlowna ſchrieb Praſcha von Kiew: ‚Denk nicht, ich ſei vor meinen Kindern geflohen, das wäre ungerecht; allein mich hat der Feldſcher beleidigt. Er gab mir keine Medizin gegen die Gerſtenkörner, und ich wollte mich nicht ſo vor meiner verheirateten Tochter zeigen, damit ſie ſich meiner nicht zu ſchämen brauchte.‘

Praſcha und die verheiratete Tochter Sinaida Pawlownas regten ſich über dieſe Mitteilung ſehr auf. Die Tochter ſagte: „Sie braucht gar nicht wieder zu kommen.“ Aber Aprelj Iwanytſch nahm die ‚ſchwache Frau‘ in Schutz, was Praſcha mit Argwohn und Eiferſucht erfüllte, unter deren Einfluß ſie den größten Troſt darin fand, daß dieſe ‚ſchwache Frau‘ ſie verlaſſen hatte.

Seit dieſer Zeit vergingen fünf Jahre voll Ruhe und vollkommenen Glücks. Als der Schriftſtellersſohn ſchon in der dritten Klaſſe des Gymnaſiums war, hatte Aprelj Iwanytſch plötzlich den Einfall, ſeine Verwandten in Polen aufzuſuchen. Ungeachtet der vielen Un-

bequemlichkeiten fuhr er hin. Er war bei der Abfahrt traurig und bei der Rückkehr noch trauriger. Und zum Unglück kam in dieſer Zeit auch noch ein ſchrecklicher Brief von Sinaida Pawlowna, in dem ſie Praſcha mitteilte, daß ſie von Beerenreinigen für Marmeladebereitung lebe, und daß ihr Gott vor kurzem ‚eine zweifache Peſt, einen Knaben und ein Mädchen‘ geſchickt habe.

Praſcha hielt dies für etwas Unnatürliches und glaubte, daß es nicht gut enden würde.

„Was iſt das nur ... die Frau iſt ſchon an die vierzig, hat ſchon ſoviele Kinder gehabt, und nun bekommt ſie plötzlich noch Zwillinge! Das führt zum Unglück!“

18

Praſcha ſchickte ſo ſchnell ſie konnte ein Wöchnerinnengeſchenk von zehn Rubeln nach Kiew, ſchrieb jedoch der Verwandten keinen Brief. Ihr ſtand nicht der Sinn danach: Aprelj Iwanytſch war aus ſeiner Heimat ſo verſtimmt und mit einem ſo geheimen Kummer zurückgekehrt, daß ſich Praſcha gar nicht klar wurde, worin die Urſache zu dieſem Harm liegen mochte. Eine Zeitlang dachte ſie, er hätte irgendwelche für ſie unvorteilhaften Vergleiche angeſtellt und überlegte auch gleich, welche Eigenſchaft ihr in ſeinen Augen hätte nachteilig ſein können. Sie fand die Löſung. Eines Morgens, als Aprelj Iwanytſch aufmerkſam umherſchaute und dem ins Gymnaſium gehenden Schriftſtellersſohn den Ranzen auf den Schultern feſt-

ſchnallte, folgte Praſcha ihrem Mann überallhin und ſagte ſchließlich: „Aprelj Iwanytſch, Sie dürfen nicht denken, daß ich eines anderen Glaubens bin ... ich folge Ihnen.“

Er war gerührt, küßte ihre Hand und ſagte, daß nichts dergleichen nötig ſei und daß ihn ihr anderer Glaube nicht beunruhige.

„Nun, auf jeden Fall“, fuhr Praſcha fort, „wiſſen Sie es ...“

Nachdem ihr Aprelj Iwanytſch abermals verſichert hatte, daß ſie ſich keine Gedanken machen ſollte, daß alles Schein ſei, beruhigte ſich Praſcha und ſagte: „Nun, Gott ſei Dank! Nur meine Hände, bitte, küſſen Sie niemals wieder.“

„Weshalb?“

„Ich verdiene es nicht.“

„Wieſo nicht! Sie wiſſen ſelbſt nicht, wieviel Sie wert ſind!“

„Nun, laſſen wir das! Ich bin es nicht gewöhnt... Wirklich, Liebling, es iſt nicht notwendig.... Du machſt mich erröten.... Ich küſſe Sie lieber einfach ſo.... weil ich Sie jetzt doch lieb habe.... Warum ſchauen Sie mich denn ſo ungläubig an? Nicht doch, es iſt wirklich, wirklich wahr! Ich lüge nicht, nicht im geringſten.... Sehen Sie, als Sie mich heirateten, damals liebte ich Sie noch nicht, ich ſagte Ihnen auch, daß ich Sie hochſchätze, aber durchaus nicht liebe, weil damals noch der andere Mann mein ganzes Herz gefangen hielt, aber jetzt....“

„Haben Sie ihn denn wirklich vergeſſen?“

„Nein! Ach nein, lieber Freund! Nein! Nur, verzeihen Sie, wenn wir doch davon sprechen, muß ich auch die Wahrheit sagen: jetzt kann ich mir weder ihn, noch Sie gesondert denken, sondern ihr seid beide für mich in eins zusammengeflossen.... Wirklich, das ist die Wahrheit, die reine Wahrheit! Er, Sie, ich — mir ist es, als wäre das alles ein und dasselbe, und alles, was damals war, was jetzt ist und daß die Kinder zur Welt gekommen sind — das ist, als wäre es neben mir fortgeschwommen."

Aprelj dankte ihr lange mit beruhigenden Worten, aber sie sah, daß er selbst nicht ruhig war, und sie fragte ihn nach seiner Heimat: wo seine Schwester wohne? Ob sie ihr nicht fünf Pfund Kaffee schicken solle? Ob es wahr sei, daß in seiner Heimat die Unseren von denen Steuern verlangten, die ihre Angehörigen unterhielten?

Aprelj Iwanytsch antwortete seiner Frau, das käme von ihrer Unfreiheit, und faselte plötzlich etwas von irgendeiner großen Veruntreuung in der Genossenschaft, die er nicht aus freien Stücken begangen habe. Aber es gab keinerlei Veruntreuungen in der Genossenschaft. Man mußte Aprelj Iwanytsch ins Irrenhaus bringen. Sein Stiefsohn härmte sich entsetzlich um ihn, und sein Kummer wurde zum qualvollen Schmerz, als sein vortrefflicher Stiefvater bald darauf starb, zerrissen von Qual und Aufregung.

Jetzt schau sich mal einer dagegen die Sinaida Pawlowna und ihr Zwillingspaar an!

Aus welchem Grunde und weshalb brauchte sie von

allen dieſen Sachen nach Petersburg zu ſchreiben? Sollte ſie doch in Kiew Beeren reinigen, fertig! Praſcha hatte keine Zeit und nicht die geringſte Veranlaſſung, ſich über ſolche Dummheiten ein Urteil zu bilden. Sie hatte jetzt nicht bloß einen Sohn, ſondern drei Kinder, und deren Ernährerin war wiederum ſie allein, ſie, das ungebildete Frauenzimmer, und keine Macht der Welt konnte ihr dieſe Sorge abnehmen.

Am ſelben Tag, an dem man Aprelj Iwanytſch begrub, begann der Schriftſtellersſohn der Mutter die Wäſchereckʼnungen zu ſchreiben und die Aufſicht zu führen, wenn der Knabe Abramtſchik und das Mädchen Pelagejitſchka laſen.

Die Dinge bei Praſcha nahmen wieder ihren alten Lauf: Abramtſchick und Pelagejitſchka gingen ſchon ſeit einem Jahr in die Schule, und als ſie damit fertig waren, brachte man Abramtſchik zu ſeinem Onkel als Koch, während Pelagejitſchka beim Plätten und Bügeln angeſtellt wurde. Andere Laufbahnen kamen für ſie nicht in Betracht; allein ihr älteſter Bruder, der Schriftſtellersſohn, lernte noch immer, und es gelang ihm, in der mediziniſchen Fakultät aufgenommen zu werden. Die Mutter war voll des höchſten Entzückens, daß ſie ihren Sohn ſo weit gebracht hatte, und wußte nicht, was ſie tun ſollte, um ihrem Herzen Luft zu machen. Sie erinnerte ſich Sinaidas und entſchloß ſich, nach Kiew zu fahren, um ‚Gott zu danken‘ und zu ſchauen, was Sinaida dort mache. Vielleicht ging es ihr ſchlecht, und ſie ſchämte ſich zurückzukehren. Man mußte ihr gut zuſprechen, ſie zu ſich nehmen und

mit ihr zuſammenleben. Und zwar mußte das bald geſchehen: man durfte die Verſöhnung nicht auf die lange Bank ſchieben — der Tod konnte ſo ſchnell kommen.

Praſcha begab ſich nach Kiew und fühlte ein heißes und zärtliches Gefühl in ſich ſtrömen. Als ſie über den Dnjepr fuhr, ergötzte ſie ſich an ſeinem Anblick und weinte, am andern Tag aber ging ſie in das Höhlenkloſter und bemerkte als Wäſcherin, daß da überall eine gründliche Reinigung recht vonnöten ſei. Am ſelben Tag verſuchte ſie auch Sinaida Pawlowna in Kiew zu finden, aber es gelang ihr nicht: in keiner einzigen Marmeladefabrik kannte man ſie. Nur zufällig durch die Hilfe von Kloſterbrüdern aus dem Kloſtergaſthof, die Sinaida Pawlowna alle kannten, glückte es Praſcha, auf ihre Spur zu kommen. Die Kloſterbrüder wieſen Praſcha an zwei Perſonen, die an dieſer Stätte eine bedeutungsvolle Stellung inne hatten. Es waren zwei ſogenannte Greiſe, die mit Schalen an den Aufgängen zur Treppe ſaßen und um Gaben baten. Der eine war Jeremias, der Blinde, der andere Ignaſcha mit der Haſenſcharte. Sie baten um wohltätige Gaben, waren indes ſehr vermögende Leute und beſaßen ſogar ein Haus in der Stadt. Sinaida war ihre Haushälterin.

Praſcha wollte ihren Ohren nicht trauen, aber es war die Wahrheit. Sie machte ſich auf die Suche nach Sinaida und fand ſie auch, denn ſie war wirklich die Haushälterin der beiden Alten, von denen nur der eine die Anmut ihres Geſichtes ſehen konnte, nämlich Igna-

tius mit der Haſenſcharte, während Jeremias bloß ihre übrigen Werte zu ſchätzen vermochte. Im Dienſte der beiden Alten war Sinaida Pawlowna noch üppiger geworden und hatte durch die Jahre nur in der einen Beziehung verloren, daß ihr viel Haar ausgegangen und ſie faſt kahl geworden war. Dafür hatte ſie ſich jetzt den Kopf mit einem hellen, geſtreiften Tuch umwunden und ſah aus wie eine Türkin, was wiederum ſehr gut zu ihrem Geſicht paßte und ſie intereſſant machte.

Wenn ſie ihr alter Anbeter, der Franzoſe, in dieſem Putz erblickt hätte, dann würde ſie gewiß wieder ſeine künſtleriſche Phantaſie entfeſſelt haben, und er hätte ſicherlich ein neues, ſeiner und Sinaida Pawlownas würdiges Werk hervorgebracht.

19

Die beiden Frauenzimmer ſtießen auf der Türſchwelle zuſammen und waren ſo betroffen, daß ſie beide anfangs länger ſchwiegen, als es Freundinnen zukommt, und auch als ſie ſchon ſprachen, blieb ihre Rede noch immer ſinnlos.

Die Hausfrau fragte den Gaſt: „Ach, du? ... Nun, da ſag mir einer! Praſcha, Praſchentzija! ... Komm doch ſchnell herein!“

Praſcha trat ein und nahm ſofort Platz. Die ‚Türkin‘ mit dem umgewickelten Schleier gefiel ihr nicht. Aber die fuhr fort zu ſchwatzen: „Was haſt du alles durchzumachen! Aprelj Iwanytſch tot.... Der arme Kerl! Ich habe ihm eine Kerze geſtiftet. Wenn er auch nicht

unſeres Glaubens war, aber das darf man. Leg doch ab, Praſchentzija!“

Praſcha hörte Sinaida Pawlowna zu und betrachtete ſie. Sie wunderte ſich ſehr, wie es kam, daß ſie noch immer denſelben vollen und weißen Hals hatte. Dann ſagte Praſcha: „Und jetzt ſtellen ſich keine Gerſtenkörner mehr bei dir ein?“

„Nein, nicht mehr“, antwortete Sinaida Pawlowna. „Aber du biſt ja mächtig alt geworden.“

„Warum auch nicht! Mein Sohn beſucht ſchon die Arztſchule. Deine Kinder laſſen grüßen.“

„Ach, ſprich mir nicht von den Kindern!“

„Warum? Es geht allen gut.“

„Ganz gleich!... Ach, was bin ich für eine Mutter!“

„Macht nichts. Mit Gottes Hilfe wird es ſchon anders werden.“

„Nein, es iſt ſchon zu ſpät!“

Praſcha hätte gern die Unterhaltung fortgeſetzt, aber ſie hatten nichts mehr zu ſprechen, und es zeigte ſich keine Verwendung für die zärtlichen Gefühle, mit denen ſie gekommen war. Sinaida Pawlowna bewirtete Praſcha mit dieſem und jenem, führte ſie durchs Haus und zeigte ihr, wo der Blinde und wo der Schiefmäulige ſchliefen. Das Haus war geräumig, jeder hat ſeine Wohnung. Die des Blinden war ein wenig ſchmutzig, aber er ſah ſowieſo nichts, bei dem Schiefmäuligen jedoch war alles wie bei einem gutgeſtellten Kaufmann: es gab nicht nur einen Schrein für die Heiligenbilder, ſondern auch ein Schreibpult. Das Schlafzimmer Sinaida Pawlownas war mit

einem perſiſchen Teppich völlig belegt, und es befand ſich in ihm ein großer Schrein für Heiligenbilder, in dem die Fürbitterin von Kursk den Mittelplatz einnahm. Vor dem Schrein brannten drei Lämpchen, während in der gegenüberliegenden Ecke hinter einem Vorhang ein ſo gewaltiges Pfühl aufgeſchlagen war und ſich auf dem zweiſchläfrigen Bett zu ſolcher Höhe türmte, daß man einen Fußſchemel zu Hilfe nehmen mußte, um in das Bett zu ſteigen. Das Bett war ſehr maſſiv und ſchön dunkelgrün angeſtrichen mit Röschen an den Pfoſten.

Sinaida Pawlowna begann dem Gaſt zu zeigen, was ſie jetzt als Beruf betrieb; es war eine Tätigkeit, die ſie früher nie ausgeübt hatte.

Praſcha erblickte weitbauchige Rohrkörbe, die voll verſchiedenfarbiger Lappen aus Plüſch, Manchester und anderen Stoffen waren. Daraus nähte Sinaida Pawlowna mit Hilfe eines Mädchens kleine Mützen, die die Greiſe verkauften. Sinaida Pawlowna begann darzulegen, wie einträglich das Geſchäft war.

„Die Lappen“, ſagte ſie, „bringen mir die Jüdinnen, die ſie von den Schneidern holen; wo die ſie herhaben, weiß ich nicht.“

„Sie ſtehlen ſie“, ſagte Praſcha.

„Weiß ich nicht; ich kaufe ſie jedenfalls bei ihnen für den halben Preis und nähe mir mit den Mützen an die fünfzig Rubel zuſammen . . .“

Unter ſolchen Geſprächen führte Sinaida Pawlowna Praſcha durch das ganze Haus, ihr bald durch die eine, bald durch die andere Tür kleine Seitenräume,

Nebenkammern und Speicher zeigend, während ſie ſelbſt teilnehmend fragte: „Na, und was denkſt du denn nun über die Zukunft, liebe Praſchentzija? Du willſt doch wohl nicht immer Witwe bleiben?“

„Warum denn nicht? Ich bleibe natürlich unverheiratet, verſteht ſich.“

„Ach, meine Liebe, unter ‚verſteht ſich‘ kann man zuweilen noch etwas anderes ‚darunter verſtehen‘.“

Praſcha hörte aus dieſen Worten etwas Unanſtändiges heraus und ſagte ſchüchtern: „Du mußt nicht ſo ſchamlos denken!“

Und wie Sinaida Pawlowna als Antwort darauf zu lachen anfing, wandte ſich Praſcha von ihr ab und ſtützte ſich mit der Hand an eine Tür, die ſich leicht öffnete und ein kleines, helles Zimmer mit einem breiten, weichen Divan ſehen ließ, auf dem in türkiſcher Art, die Beine übereinander gelegt, ein ſich offenbar ſehr wohl befindender Mann mit zerzauſten Haaren in einem langen ſchwarzen Gewand ſaß, um den ſtarken Leib einen breiten Riemen geſchlungen.

Vor ihm auf dem Tiſch ſtanden Karaffen, Flaſchen, Teller, Tabak und Zigarettenhülſen, in der Hand hielt er eine Guitarre, und als Praſcha ihn ſah, ſchien es ihr, daß er zu gleicher Zeit alle ſeine Fähigkeiten ausnützte, d. h. trank, kaute, rauchte und auf der Guitarre ſpielte. Als er die beiden Frauen ſah, ſtreckte er obendrein noch ſeine lüſternen Arme nach ihnen aus und ſchrie luſtig: „Kommt nur *beide* mit ins Bad!“

Praſcha wich zurück und ſtieß Sinaida Pawlowna zornig zur Seite, als ſie ihr den Rückzug abſchneiden

wollte. Praſcha vermochte ſich nichts vorzuſtellen, dermaßen zitterte ſie und war ſie verwirrt; ſie hatte nur den einen Gedanken, daß es hier ſchrecklich und gefährlich war. Sinaida Pawlowna jedoch, die ſich wie immer gleichgültig dazu verhielt, ob zu der Menge ihrer Sünden noch eine neue kam, verſuchte ihre verwitwete Nichte in der beſten Abſicht zu überzeugen: „Wirf doch deine Bottiche bei Seite und bleib hier, ich mache dich mit einem Mönch bekannt, das kommt auch deiner Seele zugute.“

Aber dies Angebot entſetzte Praſcha ſo ſehr, daß ſie ſich ſogleich zu verabſchieden begann, und als ihr Sinaida Pawlowna noch etwas zeigen wollte, antwortete ſie: „Nein, laß mich ſo ſchnell wie möglich gehen, ich fürchte mich bei dir.“

„Aber weshalb denn?“

„Ich weiß nicht ... ich habe mich erſchrocken“, und ſie ging und verabſchiedete ſich ſo ungeſchickt, daß ſie nichts von den Kindern mehr ſagte und nichts Vernünftiges mehr zu ſprechen vermochte.

„Ich verſtand plötzlich,“ erzählte ſie, „daß es beſſer iſt zu ſchweigen, als über etwas zu reden, worüber man nicht reden darf.“ Sie blieb nur noch einen Tag, um zuzuſchauen, wie man ‚zur Grabſtätte Wladimirs in einer Prozeſſion zog‘. Nachdem ſie noch geſehen hatte, wie bei einer ſchrecklichen Feuersbrunſt einige Feuerwehrleute auf die Straße hinabſtürzten und tot liegen blieben, verlor ſie vollends den Mut und fuhr nach dem Norden zurück. Auf der Fahrt im Abteil beruhigte ſie ſich und überlegte ſich, daß ſie nichts

mehr in der großen Menge der Menſchen zu ſuchen habe, daß ſie ein ſtiller Menſch ſei und Ruhe nötig habe. Die Kinder ſtanden alle auf eigenen Füßen, jedes hatte ſeinen Verſtand und ſein Handwerk. Sie konnte nunmehr für ſich leben.

„Und wie ſchön kann man für ſich allein leben! Ich habe es, ſtellen Sie ſich vor, in meinem Leben nicht gedacht; und auf einmal war mir, als ob jemand in der dunklen Ecke des Abteils ſtehe und mich daran erinnere, daß ich, obgleich ich in großem Glück lebte, doch einen Mann von ſeiner Frau getrennt habe, daß es ſchlecht ſei, dies zu vergeſſen, und beſſer, immer daran zu denken.“

Und das diente ihr zum Beſten.

20

Ein großer Mann hat einmal unſer Leben auf Erden mit der Lage von Paſſagieren verglichen, die ſich auf einer weiten Seereiſe befinden. Auf einer Inſel, an der ihr Schiff anlegt, läßt ſie der Steuermann ſpazieren gehen, bittet aber alle, ſich nicht zu weit zu entfernen und beim erſten Signalruf unverzüglich zum Schiff zurückzukehren. Wer nicht weit geht und des Steuermanns eingedenk iſt, der verſäumt auch nicht das Signal, kommt zur rechten Zeit zurück und fährt weiter, wer ſich aber weit entfernt und ſich's dort bequem macht wie zu Hauſe, der hört das Signal entweder überhaupt nicht oder wenn er es auch hört, dann gelingt es ihm nicht mehr, das Schiff wieder zu erreichen, und er bleibt an der Stätte, die ihn

als ſeine eigentliche Heimat dünkt, während er in Wirklichkeit auf einer Inſel hauſt zuſammen mit Wilden, die bereit ſind, einander zu freſſen.

Praſcha ging offenſichtlich nicht weiter als bis zu einer Stelle, von der ſie noch hören konnte, was ſie hören mußte, um nicht mit den Wilden zuſammen weiter leben zu müſſen.

Das erſte Merkmal, daß das Signal an Praſchas Ohr gedrungen war, war der Umſtand, daß ſie jenen Dingen gegenüber gleichgültig wurde, auf die ſie früher ſtets ihre Aufmerkſamkeit gerichtet hatte. Sie hatte immer die Ordnung geliebt. Plötzlich aber begann ſie auf die Straße zu gehen, nur einen Arm in den Mantelärmel geſteckt, oder ſie warf ſich den Mantel überhaupt nur um die Schultern ‚wie ein General'.

Das bemerkten die Ladnerinnen und Hofknechte, und ſie ſagten: „Das iſt doch ſehr verwunderlich, niemals iſt ſie ſo ausgegangen; immer pflegte ſie ordentlich angezogen zu ſein, jetzt aber ſteckt ſie einen Arm in den Ärmel, den andern jedoch läßt ſie frei und ſtemmt dazu noch den Ellenbogen in die Seite — genau wie ein alter General ſchiebt ſie daher."

Man ſprach zu ihr in ſcherzhaftem Ton darüber, aber ſie tat, als wenn ſie nichts verſtände, und fuhr fort ‚wie ein General umherzugehen'; einige Zeit ſpäter machte man die Beobachtung, daß ſie aufhörte, Einwände zu machen und zu ſtreiten und ſich bemühte, an vielem vorbeizuſehen. Dann hatte ſie plötzlich keine Furcht mehr vor Ratten, Toten und Drohungen und

wünſchte wie ein verendendes Tier nichts ſehnlicher als ſtille Einſamkeit.

Sie veräußerte ihre Wäſcherei und kaufte ſich für die kleine Summe, die ſie dafür erhielt, ein beſcheidenes Anweſen in Finnland, wo ſie für die von Bauern unterhaltenen Kinder eines Findlingshauſes wuſch und nähte.

Ob es von der dort herrſchenden Ruhe oder von irgend etwas anderem herrührte, genug, in Praſchas Denken bildeten ſich Begriffe, die ſie früher nicht gekannte hatte: gleichzeitig mit der Umformung der Begriffe veränderte ſie auch ihr Verhältnis zu dem, wovon dieſe Begriffe abhingen. So wollte ſie zum Beiſpiel nicht nur nichts zum Schaden der Leute des Landes, wo ſie Wohnung genommen hatte, reden — das tun auch andere, denen Geſetz und Ordnung angenehmer iſt als Willkür und Unordnung —, ſondern ſie verlor jeden Geſchmack an Äußerlichkeiten und fuhr nur ungern von ihrem Häuschen nach Petersburg. Dafür hatte ſie alles, wonach ſie trachtete, nämlich Ruhe.

Der unruhvollen Sinaida Pawlowna war es beſtimmt, Praſchas Seele und Verſtand einer letzten Prüfung zu unterziehen. Die altgewordene Schöne ſah ſich vor die Notwendigkeit geſtellt, ihren weltlichen Erfolgen zu entſagen. Unerwartet ſandte ſie der leſeunkundigen Praſcha einen Brief, in dem ſie ihr mitteilte, daß von den beiden Kiewer Greiſen Sinaida Pawlownas einer, der Blinde, aus ihrer Geſellſchaft ausgeſchieden ſei, ſich eine ‚Nichte‘ in Kiew geſucht habe und nach Woronjeſch gefahren ſei, um dort

mit ihr weiter zu leben. Dafür aber beläſtige der andere Greis, der mit der Haſenſcharte, Sinaida mit ſeinen Bitten, daß ſie mit ihm die geſetzmäßige Ehe eingehe. Sinaida Pawlowna war einerſeits ſehr erfreut, daß ſie ſich jetzt wieder verheiraten konnte, andrerſeits fürchtete ſie von Gott dafür beſtraft zu werden, weil ſie nach dem Tode ihres erſten Mannes doch geſchworen hatte, nicht wieder zu heiraten.

Praſcha wollte ihr keine Antwort darauf geben.

„Wenn ich zu ſchreiben verſtünde, würde ich ihr mitteilen, daß mir alle Quellen des Lebens verſchloſſen bleiben müßten, wenn ich einmal vierzig Jahre alt wäre.“

Die benachbarten Waiſenkinder und Hirten kannten Praſcha gar bald, gewannen ſie lieb, und Praſcha liebte ſie desgleichen.

21

Unter den Hirten gewann ſich Praſcha ſogar einen Freund: es war der in dürftigſten Verhältniſſen lebende Greis Awelij. Er lebte wie ein Gnom in irgendeinem Erdloch, und Praſcha erſchrak im Anfang immer etwas bei ſeinem Anblick. Er war klein und krummbeinig, hatte eine zerzauſte Mähne und war dazu noch ſehr alt, doch war in ſeinem ſchwarzen Haar noch kein Grau zu ſehen. Er trug ſtets eine Jacke aus Schafspelz, die ſchwarze Wolle nach außen gekehrt; ſeine Hoſen waren aus Leder. Tagsüber ſaß er in ſeiner Grube und flocht Körbe, wobei er ununterbrochen ſang. Nachts aber kroch er heraus und ſtreifte lange Zeit

zwiſchen den großen Felsblöcken umher, bis er ſchließlich auf einen Block kletterte und dort einſchlief. Praſcha erkannte bald, daß der alte Awelij kein ſchrecklicher Menſch war, und hörte auf, ſich vor ihm zu fürchten. Einmal fragte ſie ihn, was er ſänge?

Er antwortete: „Pſalmen.“

„Und warum ſitzt du nachts draußen?“

„Ich lauſche.“

„Auf was lauſchſt du denn?“

„Was Ohren nicht hören können.“

Er iſt ſicher ein bißchen verrückt, dachte Praſcha. Indes gefiel es ihr, nachts aus der Hütte zu gehen und draußen zu ſitzen. „Man ſitzt in der Stille, die ſo ſtark wird, daß man plötzlich etwas zu hören meint: genau wie wenn Aprelj Iwanytſch den ‚Pelenack‘ lieſt, ſo iſt es.“

„Awelij!“ ſagt Praſcha, „ich habe von Euch gelernt, nachts draußen zu ſitzen.“

„Schön! Sitz nur!“

„Aber warum gehſt du immer zwiſchen den Felſen herum, Awelij?“

Awelij verſtand ſie nicht und ſchüttelte den Kopf.

„Warum ſchauſt du immer nach der anderen Seite?“

Awelij verſtand, was er wollte, und antwortete: „Schau auch du nach der anderen Seite!“

Und Praſcha gefiel es, daß Awelij vom Himmel ſprach: ‚nach der anderen Seite des Lebens ſchauen‘.

Es bereitete ihr Freude zu ſehen, wie der ſchmutzige, zerlumpte Awelij ſich bemühte, das Unhörbare zu hören und das Unſichtbare zu ſchauen. Auch ſie be-

gann nachts hinauszugehen und ſaß lange mit Arwelij zwiſchen den Felſen. Hart, ſtreng und friſch wie in der Luft war es auch in ihrer Seele. Das Signal des Schiffskapitäns klang kaum vernehmbar vom Schiff herüber, allein es tönte von Mal zu Mal ſtärker.

Endlich wurde Praſcha auch die allerhöchſte Freude zuteil: das bleiche Grauen vor dem Tode fiel ganz von ihr ab. Aber zuweilen regte ſich noch das Leben.

22

Einmal erhielt Praſcha einen Brief; ſie erriet, daß er von Sinaida Pawlowna kam und verbarg ihn bis zum Wiederſehen mit mir. Die Briefe Sinaida Pawlownas hatte Praſcha wegen ihres nicht ungefährlichen Inhalts als eine verführeriſche Lektüre erkannt, die die Ruhe ihrer Seele auf die Probe ſtellen konnte. Auch der Brief, der ſich jetzt in ihren Händen befand, war von dieſer Art: die verblühte Schöne begann mit dem Anruf: ‚Paſcha, Praſcha, Paſchentzija!‘, und teilte dann mit, daß ſie durch Gottes Ratſchluß nunmehr Witwe ſei, und daß ſie jetzt ‚mit dem Segen der Väter in das Kloſter eingetreten ſei‘, deſſen Vorſteherin dieſelbe Dame ſei, der Praſcha ‚den Mann genommen habe‘.

Praſcha erbleichte und ſchauderte zuſammen. Ich wollte für mich weiter leſen, aber ſie bekam ſich wieder in die Gewalt und bat, laut zu leſen.

Sinaida ſchrieb, wie dieſe Dame jetzt ein gottgefälliges Leben führe und über alles in chriſtlicher Demut ſpräche. Ihr Sohn aber ſei ein liederlicher Menſch

und lebe mit Schauſpielern zuſammen. Sie verzeihe ihm jedoch, wie ſie auch Praſcha verziehen habe. Aber hier unterbrach mich Praſcha und ſagte: „Nun alſo, ich habe ihr auch verziehen.“

„Das iſt ſchön.“

„Ich habe ihr ſchon längſt verziehen. Sie iſt mir damals den Lohn für drei Monate ſchuldig geblieben. Er hätte uns zum Unterhalt gedient; ich habe ihr auch das verziehen, doch es ſteht mir wie ihr nicht an, heute noch daran zu denken.“

Außer der Geſchichte von der Vorſteherin ſchrieb Sinaida noch, daß ‚es in ihrem Kloſter viel verſchiedenartige Heiligkeit, aber auch viel Verſuchungen‘ gebe, ſo daß Sinaida Pawlowna ‚tagsüber bete, nachts aber zuweilen ihr Päckchen zuſammennehmen und fliehen möchte; ſowie es jedoch zur Frühmeſſe läute, flöge der Teufel von ihr‘, und ‚bald würde ſie ſchon in die Reihe der Nonnen aufgenommen, und dann würde es keine Rückkehr mehr zur irdiſchen Welt geben, wo alles Verſuchung ſei‘.

Aber obwohl ſich Sinaida ſelbſt gerettet hatte, konnte ſie ſich immer noch nicht um Praſcha beruhigen und beſchwor ſie bei ihrer Liebe, ſich doch möglichſt ſchnell zu bedenken, alle Sorgen von ſich zu werfen und ſich ins Kloſter zurückzuziehen. ‚Hier werden wir zuſammen in einer Zelle wohnen und gemeinſam zum Allerhöchſten für das ganze ſündige Menſchengeſchlecht beten.‘

„Nein!“ rief Praſcha und wurde noch bleicher.

„Was wollten Sie ſagen?“

„Leſen Sie nicht weiter.“

Und im gleichen Augenblick riß mir Praſcha geſchwind den Brief der Schönen aus der Hand, zerriß ihn in kleine Fetzen und ſchleuderte ſie in den glühenden Ofen. Dann ſaßen wir einige Minuten da, ohne etwas zu ſprechen. Später ſagte ich zu ihr: „Ärgern Sie ſich doch nicht!“

„Ich ärgere mich ja nicht,“ antwortete Praſcha, „aber ſehen Sie an, bald rät ſie mir zu heiraten, bald zu einem Mönch, bald zum Kloſter. Welche Unraſt! Mir geht es gut.“

Und ſie erzählte mir ſelbſt, wie ſie in der Dunkelheit zwiſchen den Felſen umherwandere, mit Awelij rede oder allein das ‚Vater unſer‘ leſe. Jetzt habe ſie nicht die geringſte Angſt mehr vor dem Tod, ſondern es beſeele ſie ein einziges großes Gefühl von Freude.

Awelij hatte ihr immer wieder geſagt: ‚Fürchte nichts! Er ruft dich! Du biſt an der Stätte, wo du hingehörſt.‘

„Und wiſſen Sie,“ endete Praſcha, „ich fühle auch ſo, daß ich dort bin, wo ich hingehöre.“

Sie lächelte freundlich, als wenn ſie eine Erwiderung erwarte, aber ich ſchwieg.

Bald danach ging Praſcha ganz ‚nach der anderen Seite‘. Eines Morgens fand man die Tür ihres Hauſes weit offen, der Körper der Frau lag auf einem Felsblock; auf ihren Lippen ſtanden ein paar Tropfen Blut, mit dem das Leben aus ihrem zerriſſenen Herzen entwichen war.

So beendete dieſes ‚Frauenzimmer‘ ihre Lehrzeit

auf dieſer Erde. Praſcha iſt für mich nichts anderes als die gewöhnliche ruſſiſche Frau, die niemanden ins Verderben zieht und ſich im irdiſchen Leben vollendet, wozu ihr weder der Schriftſteller, den ſie liebte, noch der einfache Mann, der ſie liebte, behilflich ſein konnte. Sie diente allen zum Heil, denn ſie ſchenkte jedem ihr koſtbares, edles Herz. Ich glaube, wenn der Schriftſteller länger gelebt hätte, wäre er ihrer überdrüſſig geworden, und ihr Leben hätte weit ſchlimmer geendet.

Ein Kadettenkloſter

Man ſagt, daß es heute bei uns in Rußland keine ehrenwerten und gerechten Männer mehr gibt. Ich freilich meine, daß man ſie nur nicht bemerkt und daß man ſie ſchon findet, wenn man näher zuſchaut. Ich wenigſtens kann mich ſofort eines ganzen Hauſes voller Gerechter erinnern, die dazu noch in einer Zeit lebten, in der das Heilige und Gute mehr als je zuvor von der Erde verſchwunden zu ſein ſchien. Dabei möge man beachten, daß ſie nicht aus altem Adel ſtammten oder Berühmtheiten waren, ſondern Männer in dienſtlichen Stellungen und abhängig von Vorgeſetzten; und man weiß doch noch gut, daß es für ſolche Männer weit ſchwerer iſt, ſich eine rechtſchaffene und ehrenwerte Geſinnung zu erhalten als für jene. Aber damals gab es ſolche Leute ... Es gibt ſie gewiß auch jetzt; man muß ſie natürlich nur zu finden wiſſen.

Ich will Ihnen eine ſehr ſchlichte Geſchichte erzählen, die indes der Beachtung recht wert iſt. Sie handelt von vier gerechten und ehrenwerten Männern aus der ſogenannten ‚dumpfen Zeit‘, die jedoch meiner Überzeugung nach, noch ſehr viele ihrer Art barg.

2

Meine Erinnerungen beziehen ſich auf das Erſte Petersburger Kadettenkorps und namentlich auf die Zeit, während der ich dort lebte, lernte und Gelegenheit hatte, alle vier Gerechte, von denen ich erzählen will, genau kennen zu lernen. Vorher aber geſtatte man mir,

etwas über die äußere Geſchichte des Korps zu ſagen, ſo weit ich ſie in der Erinnerung habe.

Bis zum Regierungsantritt Kaiſer Pauls war das Korps in Jahrgänge eingeteilt, und jeder Jahrgang in Reviere. In jedem Revier waren ungefähr zwanzig Mann, die unter Aufſicht von ausländiſchen Erziehern, den ſogenannten ‚Äbten‘, Franzoſen und Deutſchen, ſtanden. Ich glaube, es waren auch Engländer darunter. Jeder ‚Abt‘ bekam ungefähr fünftauſend Rubel Gehalt im Jahr. Sie wohnten mit den Kadetten zuſammen und ſchliefen ſogar mit ihnen im gleichen Raum, wobei jeder ‚Abt‘ zwei Wochen Offizier vom Dienſt war. Die Kadetten fertigten unter ihrer Aufſicht die Aufgaben an, und alle waren verpflichtet, in der Sprache des jeweilig dienſttuenden Abtes zu ſprechen. Aus dieſem Grunde beſaßen die Kadetten eine ſehr bedeutende Kenntnis der fremden Sprachen, und daraus erklärt ſich, warum aus dem Erſten Kadettenkorps ſo viele Geſandte und hohe Offiziere hervorgingen, die für den diplomatiſchen Kurier- und Verbindungsdienſt verwendet wurden.

Als der Kaiſer Paul Petrowitſch zum erſtenmal nach ſeiner Thronbeſteigung das Korps beſuchte, gab er ſogleich Befehl, ‚die Äbte zu entlaſſen, das Korps in Kompanien einzuteilen und für jede Kompanie Offiziere zu ernennen, genau wie es in den Kompanien der Regimenter der Fall ſei‘. (Aus der kurzgefaßten Geſchichte des Erſten Kadettenkorps von Wiskowatow iſt erſichtlich, daß dieſe Anweiſung am 16. Januar 1797 erlaſſen wurde.)

Von dieſer Zeit an ließ die Bildung in allen Fächern nach, die Sprachkenntniſſe aber waren kaum noch nennenswert. Die Erinnerungen an den früheren Zuſtand lebten jedoch im Korps fort und waren auch zu dem verhältnismäßig ſpäten Zeitpunkt noch nicht vergeſſen, wo meine perſönlichen Erinnerungen an die Männer und Gebräuche der Anſtalt beginnen.

Ich bitte zu glauben, daß mein Gedächtnis durchaus friſch und meine Gedanken vollkommen klar ſind; wer mich perſönlich gehört hat, wird das bezeugen. Ich begreife ja auch die Ereigniſſe der jüngſten Zeit vollkommen und ſtehe den Richtungen unſerer Literatur nicht fremd gegenüber. Ich leſe bis auf den heutigen Tag — und habe es immer getan — nicht nur, was mir gefällt, ſondern oft auch, was mir nicht gefällt, und weiß, daß Leute wie die, von denen ich ſprechen will, nicht in Gunſt ſtehen. Die Zeit, in der ſie lebten, wird gewöhnlich die ‚dumpfe‘ genannt, was auch ſeine Berechtigung hat, und beſonders die Militärs jener Zeit liebt man durchgängig als ‚Eiſenfreſſer‘ hinzuſtellen; dies dürfte doch wohl nicht ganz zutreffend ſein. Es waren große Männer darunter, Leute von ſolcher Klugheit, Gutherzigkeit, Ehrenhaftigkeit und Charakterſtärke, daß man meiner Meinung nach beſſere nie und nirgends wird finden können.

Allen heute Erwachſenen iſt es bekannt, in welcher Weiſe unſere Jugend in der Zeit erzogen wurde, die der dumpfen Periode folgte und nicht mehr ganz ſo ſchlimm war wie jene; wie die jungen Leute aber heute erzogen werden, haben wir alle vor Augen. Jedes Ding

hat ſeine Zeit. Dem einen gefällt dies, dem andern jenes. Das eine wie das andere kann gut ſein, ich aber will kurz erzählen, wer uns erzogen hat und wie wir erzogen worden ſind, das heißt, mit welchen vorbildlichen Zügen dieſe Männer in ſo eindrucksvoller Weiſe auf unſer Herz und Gemüt wirkten, weil ich — ein ſündiger Menſch — nicht verſtehe, wie man ohne das lebendige, erhebende Gefühl, Vorbild zu ſein, jemanden erziehen kann. Und im übrigen gibt es auch jetzt noch viele Gelehrte, die mit dieſem Grundſatz einverſtanden ſind.

Ich werde meine Erzieher, deren Lob ich nach ſo langer Zeit verkünden will, der Reihe nach beſchreiben.

3

Nr. 1. Der Direktor, Generalmajor Perskij (ein Zögling aus der beſten Zeit des erſten Korps). Ich trat zuſammen mit meinem älteſten Bruder 1822 ins Korps ein. Wir waren beide noch kleine Jungen. Der Vater hatte uns mit ſeinen eigenen Pferden aus dem Gouvernement Cherſon gebracht, wo er ein Gut beſaß, das er von ‚Mütterchen Jekaterina‘ als Belohnung bekommen hatte. Araktſchejew wollte ihm das Gut wegnehmen und eine Militärkolonie daraus machen, aber unſer alter Herr ſchlug ſolchen Lärm und widerſetzte ſich dieſem Vorhaben ſo entſchieden, daß man ſchließlich nicht anders konnte, als das ihm vom ‚Mütterchen‘ geſchenkte Gut in ſeinem Beſitz zu laſſen.

Als er den Bruder und mich dem General Perskij vorſtellte, der in einer Perſon das Amt des Direktors

und Inſpektors des Korps vereinigte, war mein Vater ſehr bewegt, weil er uns in der Reſidenz zurücklaſſen mußte, wo wir keine Menſchenſeele kannten und keine Verwandten beſaßen. Er ſagte das Perskij und bat ihn, auf uns achten und für uns ſorgen zu wollen.

Perskij hörte meinen Vater geduldig und ruhig an, gab ihm jedoch keine Antwort, wahrſcheinlich, weil wir bei der Unterhaltung zugegen waren. Dann wandte er ſich direkt an uns und ſagte: „Führt euch gut und erfüllt die Befehle eurer Vorgeſetzten. Die Hauptſache iſt, daß ihr das, was ihr wißt, für euch behaltet und niemals den Vorgeſetzten angebt, wenn eure Kameraden mutwillige Streiche verübt haben. Tut ihr das nicht, dann wird niemand imſtand ſein, euch vor Not und Kränkung zu bewahren.“

In der Kadettenſprache jener Zeit gab es für die, die ſich mit einer ſolch unwürdigen Sache befaßten, wie irgend etwas anzugeben, und überhaupt für jede Kriecherei vor Vorgeſetzten, einen beſonderen Ausdruck. Man nannte dieſe Leute ‚Unterkriecher‘, und die Kadetten pflegten derartige Verbrechen nie zu verzeihen. Gegen jemand, der ſich in dieſer Hinſicht etwas hatte zu Schulden kommen laſſen, zeigten ſie ſich voller Verachtung, Roheit und ſogar Grauſamkeit, und die Vorgeſetzten taten nichts dagegen. Dieſe eigenen, ſelbſt gegebenen Geſetze mochten gut oder ſchlecht ſein, unzweifelhaft aber erzogen ſie die Jungen zu Ehrbegriffen, deren ſich die Kadetten früherer Zeiten nicht umſonſt rühmten und denen ſie in allen Dienſtſtufen bis zum Grab unverbrüchlich treu blieben.

Michail Stepanowitſch Perskij war eine merkwürdige Perſönlichkeit: er war eine äußerſt ſtattliche Erſcheinung und ging ſtets ſehr korrekt und ſauber gekleidet. Ich weiß nicht, ob dieſer Hang zu Sauberkeit und Akkurateſſe in ſeiner Natur lag, oder ob er ſich für verpflichtet hielt, in dieſer Beziehung für uns ein Vorbild von Reinlichkeit und militäriſcher Ordnung zu ſein. Er war jedoch alle Zeit derart mit uns beſchäftigt, und alles, was er tat, geſchah ſo ausſchließlich für uns, daß wir von ſeiner erzieheriſchen Abſicht überzeugt waren und uns gefliſſentlich bemühten, ihm nachzueifern. Er war ſtets auf das vorſchriftsmäßigſte und doch gefälligſte gekleidet: immer trug er den damals üblichen Dreimaſter ‚den Vorſchriften entſprechend‘, wahrte eine gerade und jugendliche Haltung und ging mit gewichtigen, mächtigen Schritten, als ob ſich die Stimmung ſeiner Seele darin ausdrückte, die von ſeinen Dienſtpflichten durchdrungen war, aber nichts von den Schrecken des Dienſtes kannte.

Er hielt ſich beſtändig bei uns im Korps auf. Keiner konnte ſich des Falls erinnern, daß Perskij die Anſtalt jemals verlaſſen hatte. Als man ihn einmal in Begleitung einer Ordonnanz auf der Straße ſah, ging durch das ganze Korps eine Bewegung, und von einem Kadetten zum andern wurde die unglaubliche Nachricht weitergegeben: „Michail Stepanowitſch iſt auf der Straße geweſen!“

Er hatte übrigens auch nie Zeit, ſpazieren zu gehen. Da er Direktor und Inſpektor in einer Perſon war, hielt er ſich in ſeiner Eigenſchaft als Inſpektor für

verpflichtet, unbedingt viermal am Tag alle Klaſſen durchzugehen. In jeder der vier Unterrichtsſtunden war Perskij beſtimmt einmal anweſend. Er kam, ſetzte ſich, hörte ein wenig zu und ging in eine andere Klaſſe. Es verging keine Unterrichtsſtunde, in der er nicht zugegen geweſen wäre. Seinen Rundgang machte Perskij in Begleitung einer Ordonnanz, des Muſikers Ananjew, eines Unteroffiziers, der von ebenſo großer Geſtalt wie er war. Ananjew begleitete ihn überallhin und öffnete die Türen vor ihm.

Perskij beſchäftigte ſich ausſchließlich mit unſerer wiſſenſchaftlichen Erziehung und hielt den militäriſchen Ausbildungsdienſt und die Diſziplinarſtrafen von ſich fern, die er nicht leiden konnte und nicht ertrug. Bei ihm erlebten wir nur eine Art der Beſtrafung: wenn er jemand für träge oder nachläſſig befunden hatte, pflegte er ihn mit der Spitze ſeines Ringfingers nur leicht an der Stirn zu berühren, als wenn er ihn von ſich ſchieben wollte, und mit ſeiner klaren, väterlichen Stimme zu ſagen: „Schlechter Kadett!“ Und das war eine ſo bittere und unvergeßliche Strafe, daß der, der ſie verdient hatte, ihretwegen oft weder aß noch trank, ſondern nur danach trachtete, auf jede Weiſe den Fehler wieder gut zu machen, um dadurch ‚Michail Stepanowitſch zu tröſten‘.

Ich muß bemerken, daß Perskij Junggeſelle war, und daß wir alle die feſte Überzeugung hatten, er heirate unſertwegen nicht. Man ſagte, daß er fürchte, mit der Gründung einer Familie ſeine Fürſorge für uns verringern zu müſſen. Und hier wird es am Platz ſein,

wenn ich ſage, daß das durchaus richtig war. Wenigſtens erzählen Leute, die Michail Stepanowitſch näher gekannt haben, daß er in ſcherzhaften und ernſten Geſprächen über die Heirat allen derartigen Fragern zu erwidern pflegte: „Mir hat die Vorſehung ſoviele fremde Kinder anvertraut, daß ich keine Zeit habe, an eigene zu denken“, was im Munde dieſes ehrlichen Mannes keineswegs eine leere Redensart war.

4

Er lebte ganz wie ein Mönch. Ein ſtrengeres und asketiſcheres Leben kann ſich auf Erden niemand vorſtellen. Nicht genug, daß Perskij keine Geſellſchaften, keine Theater, keine Verſammlungen beſuchte, nein, er empfing auch bei ſich zu Hauſe niemanden. Ihm irgendwelche dienſtlichen Erklärungen zu machen, war für jedermann ſehr leicht und ſtand allen frei, aber nur im Empfangszimmer, nicht in ſeiner Wohnung. Dort war nie ein Fremder geweſen, und nach Gerüchten, die wahrſcheinlich von Ananjew ausgingen, war auch ſeine Wohnung für Empfänge ungeeignet. Perskijs Zimmer waren von der allergrößten Einfachheit.

Die ganze Dienerſchaft des Direktors beſtand aus der einen obenerwähnten Ordonnanz, dem Muſiker Ananjew, der nicht von der Seite ſeines Generals wich. Er begleitete ihn wie geſagt bei ſeinem täglichen Rundgang durch die Klaſſen, Schlafſäle, Speiſeräume und die Abteilung, wo die kleinen Knaben von vier Jahren an untergebracht waren, zu deren Beaufſichtigung

keine Offiziere, ſondern Damen beſtellt waren. Der gleiche Ananjew bediente Perskij auch, d. h. er reinigte gewiſſenhaft und vorzüglich ſeine Stiefel und ſeinen Rock, auf dem nie das geringſte Stäubchen lag, und holte ihm in einer Schüſſel das Eſſen, nicht aus irgendeinem ausgeſuchten Reſtaurant, ſondern aus der allgemeinen Kadettenküche. Dort wurde von den Anſtaltsköchen für die unverheirateten Offiziere das Eſſen bereitet, deren es in unſerm Kloſter ziemlich viele gab; das Beiſpiel des Direktors ſchien anfeuernd zu wirken. Perskij verzehrte genau das gleiche Eſſen und bezahlte dem Verwalter dafür die gleiche beſcheidene Summe wie alle andern.

Es iſt verſtändlich, daß Perskij, nachdem er ſich den ganzen Tag im Korps aufgehalten hatte und beſonders in den Klaſſen, wo er nicht der Form halber war, ſondern bei ſeinen guten Kenntniſſen in allen Fächern auch am Unterricht aufmerkſam teilnahm, ſehr müde wieder in ſeine Wohnung kam. Er nahm ſein Offiziersmahl ein, das ſich von dem allgemeinen Kadetteneſſen nur durch einen zweiten Gang unterſchied, ruhte dann aber nicht aus, ſondern begann ſofort alle an dieſem Tage in die Klaſſenbücher eingetragenen Zenſuren durchzuſchauen. Das gab ihm die Möglichkeit, alle Schüler der ihm anvertrauten umfangreichen Anſtalt kennen zu lernen und zufällige Fahrläſſigkeit nicht zur gewohnten Trägheit werden zu laſſen. Jeder, der an dieſem Tage eine unbefriedigende Note bekommen hatte, quälte ſich in der Erwartung, daß Perskij ihn morgen unbedingt zu ſich

rufen, mit ſeinem ſchlanken, weißen Finger an die Stirn rühren und ſagen würde: „Schlechter Kadett!“

Und dies war ſo ſchrecklich, daß es furchtbarer ſchien, als geſchlagen zu werden, eine Strafe, die bei uns in der Tat angewandt wurde, aber nicht für Vergehen im Unterricht, ſondern im Ausbildungsdienſt und bei Verſtößen gegen die Diſziplin. Perskij hielt ſich, wie geſagt, vom Frontdienſt zurück, wahrſcheinlich, weil man nach den damaligen Gepflogenheiten dabei nicht ohne Körperſtrafen auskam, während ſie ihm ohne Zweifel zuwider waren. Nur die Kompanieführer pflegten zu ſchlagen, und unter ihnen wandte Oreus, der Führer der erſten Kompanie, dieſe Art der Beſtrafung am liebſten an.

Den Abend verbrachte Perskij mit Inſpektionsarbeiten, indem er die Klaſſenverzeichniſſe zuſammenſtellte und überprüfte, wobei er die Fortſchritte der Schüler mit dem noch nicht ausgeführten Teil des Lehrplans verglich. Dann las er noch lange Zeit, weil er darin eine große Hilfe für die Aneignung fremder Sprachen ſah. Franzöſiſch, deutſch und engliſch beherrſchte er gründlich und übte ſich darin beſtändig, indem er Werke jeweils in der Originalſprache las. Dann ging er ein wenig ſpäter als wir zur Ruhe, um am nächſten Morgen wiederum etwas früher als wir aufzuſtehen.

So verlief viele Jahre lang ein Tag wie der andere im Leben dieſes würdigen Mannes, der bei einer Aufſtellung der drei ruſſiſchen Gerechten nicht vergeſſen werden darf. Er lebte und ſtarb als ein Ehren-

mann ohne Furcht und Tadel. Doch das bedeutet wenig: all dies iſt auf eine einfache Formel zu bringen, nämlich, ſeine Vorzüge entſtammten nur ſeiner großen Ehrenhaftigkeit; mochte dieſe immerhin bloß von wenigen erreicht werden, es war und blieb für uns trotz alledem nur Ehrenhaftigkeit. Doch Perskij hatte auch Mut, und wir Jungen ſahen in dieſem Mut nichts anderes als unſern eigenen, unſern Kadettenmut, weil Michail Stepanowitſch Perskij der erzieheriſche Leiter unſeres Kadettenkorps war und ſich in ſeiner Perſon Geiſt und Tradition des Kadettentums für uns verkörperten.

5

Durch eine gewiſſe Verkettung von Umſtänden wurden wir Knaben zu Mitbeteiligten an einem Ereignis des Dekabriſtenaufſtandes. Die Front der Kadettenanſtalt ging bekanntlich auf die Newa hinaus und lag dem heutigen Iſaaksplatz genau gegenüber. Die Säle aller Kompanien lagen auf der entgegengeſetzten Seite, nur die der ‚Reſervekompanie‘ befanden ſich auf der Hauptfront. Ich gehörte damals zu dieſer ‚Reſervekompanie‘, und wir konnten von unſern Fenſtern aus alles mit anſchauen.

Wem die Lage der Anſtalt bekannt iſt, der wird mich verſtehen, wer ſie nicht kennt, dem nützen alle Worte nichts. Es war ſchon ſo, wie ich es beſchrieben habe.

Damals führte in gerader Linie von der Inſel eine Brücke zum Iſaaksplatz, die nach ihm Iſaaksbrücke hieß. Wir ſahen von den Fenſtern der Hauptfront,

wie auf dem Iſaaksplatze eine große Menge Volks und aufrühreriſcher Truppen zuſammengeſtrömt war, die aus einem Bataillon eines Moskauer Regimentes und zwei Kompanien Garde du Korps beſtanden. Als nach ſechs Uhr abends aus ſechs Geſchützen, die gegenüber der Admiralität aufgefahren und auf den Senat gerichtet waren, das Feuer eröffnet wurde, hatten die Aufrührer ſogleich Verluſte, und einige von ihnen flohen Hals über Kopf über das Eis der Newa; einige liefen, andere krochen über das Eis. Nachdem ſie unſer Ufer erreicht hatten, eilten ungefähr ſechzehn Mann in das Tor der Kadettenanſtalt hinein, und dort ſchlüpfte jeder unter, wo es gerade ging, einer barg ſich hinter einer Wand, andere wieder liefen zu den Treppen, die in die Dienſtwohnungen hinunterführten.

Wenn ich mich recht erinnere, waren es alles Soldaten des aufrühreriſchen Bataillons des Moskauer Regimentes.

Als die Kadetten von dieſem Vorfall gehört und die Verwundeten geſehen hatten, ſtürzten ſie zu ihnen ohne ſich halten zu laſſen, aber auch ohne viel Worte zu machen und auf irgendwelche Mahnungen zu hören. Sie hoben die Verwundeten auf und bereiteten ihnen ſo gut es ging ein Lager. Eigentlich hatten ſie die Abſicht, ſie in die Schlafſäle zu bringen; meines Wiſſens iſt dies jedoch unterblieben; andere zwar ſagen, daß es doch geſchehen ſei. Ich will indeſſen darüber nicht ſtreiten und nichts behaupten. Wahrſcheinlicher iſt, daß die Verwundeten von den Ka-

detten in den Soldatenhängematten der Mannſchafts-räume untergebracht wurden. Dort machte man ſich daran, ihre Wunden zu verbinden und ihnen hilf-reich an die Hand zu gehen. Die Kadetten, die in alle-dem nichts Tadelnswertes und Schlechtes ſahen, ver-bargen ihr Tun nicht, das ja im übrigen auch unmöglich zu verbergen geweſen wäre. Sie machten dem Direktor Perskij ſofort Mitteilung von dem Geſchehenen, wäh-rend ſie, ſo gut ſie es verſtanden, den Verwundeten Verbände anlegten. Da die Aufrührer einen ganzen Tag lang ohne Nahrung geblieben waren, trafen die Kadetten ſogar von ſich aus Anordnung, die Leute mit Speiſen zu verſehen. Als zum Abendeſſen an-getreten war, wurde zu dieſem Zweck eine ſogenannte ‚Durchgabe‘ gemacht, das heißt in der ganzen Front gab einer dem andern im Flüſterton die Worte weiter: „Paſteten nicht eſſen — für die Verwundeten.“ „Pa-ſteten nicht eſſen — für die Verwundeten“ ...

Dieſe ‚Durchgabe‘ (Zöglinge aus ſpäteren Jahr-gängen des Korps ſagen, daß bei ihnen das Wort ‚Durchgabe‘ nicht mehr gebräuchlich war, aber ich behalte es ſo bei, wie es mir von einem alten Kadetten geſagt worden iſt) war die gewöhnliche Form, zu der wir ſtets griffen, wenn es im Korps vorkam, daß Kadetten in den Karzer geſperrt und auf Waſſer und Brot geſetzt waren.

Der Vorgang ſpielte ſich folgendermaßen ab: wenn das ganze Korps zum Mittag- oder Abendeſſen an-getreten war, erging von den älteſten Kadetten — den Grenadieren, die die Hausgeheimniſſe des Korps ſtets

am beſten kannten und Autorität bei den Jüngeren beſaßen — ein Befehl, der flüſternd von Mann zu Mann weitergegeben wurde und ſtets in derſelben kurzen, lakoniſchen Form abgefaßt war. Zum Beiſpiel: „Arreſtanten — Paſteten nicht eſſen!“

Wenn es auf dem Speiſezettel dieſes Tages keine Paſteten gab, dann wurde der gleiche Befehl bezüglich der Koteletts ausgegeben, wobei nicht darauf geachtet wurde, daß es weit ſchwieriger war, Koteletts zu verbergen und vom Tiſch zu nehmen als Paſteten. Aber wir verſtanden uns darauf, das ſehr behend und unbemerkt zu bewerkſtelligen. Die Vorgeſetzten, die unſern in dieſer Beziehung unbeugſamen Jungengeiſt kannten, verſuchten übrigens nie, uns daran zu hindern. „Sie eſſen nicht und nehmen die Speiſen mit hinaus — nun, laßt ſie gewähren.“ Schlechtes verſah man ſich nicht davon, und es war vielleicht auch nicht ſchlecht. Dieſe kleine Übertretung wirkte zu ihrem Teil an der Erziehungsarbeit mit, denn ſie förderte den Geiſt der Kameradſchaftlichkeit, den Geiſt gegenſeitiger Hilfe und des Mitgefühls, der jeder Gemeinſchaft erſt die Wärme und Lebendigkeit gibt und mit deſſen Verluſt die Menſchen aufhören, Menſchen zu ſein, und kalte Egoiſten werden, die unfähig zu irgendeiner Tat ſind, die Selbſtverleugnung und Mut verlangt.

So geſchah es auch an dieſem Tage, der für viele von uns ſchwere Folgen haben ſollte, als wir die verwundeten Aufrührer betteten und mit unſern Tüchern verbanden. Die Grenadiere machten alſo die Durchgabe: „Paſteten nicht eſſen — für die Verwundeten!“

Jeder erfüllte den Befehl auf das genaueſte. Keiner aß die Paſteten; alle wurden ſie den Verwundeten gebracht, die ſodann irgendwohin weitertransportiert wurden.

Der Tag ging zu Ende, und wir legten uns ſchlafen, ohne uns die geringſten Gedanken darüber zu machen, daß wir eine unerlaubte Handlung begangen hätten, die für unſere Kameraden ſchädlich werden könnte.

Wir konnten um ſo beruhigter darüber ſein, weil Perskij, der allen gegenüber die Hauptverantwortung für unſere Handlungen trug, uns kein einziges abfälliges Wort ſagte und im Gegenteil ſo mit uns verkehrte, als hätten wir nichts Häßliches getan. Er war ſogar ſehr freundlich zu uns und gab uns deshalb Grund zu der Annahme, daß er unſer kindliches Mitgefühl billigte.

Mit einem Wort, wir hielten uns nicht im geringſten für ſchuldig und waren nicht auf die kleinſte Unannehmlichkeit gefaßt. Aber ſie war auf dem Marſch und kam über uns, gleichſam in der Abſicht, uns Michail Stepanowitſch von einer Größe der Seele, des Verſtands und des Charakters zu zeigen, die unſere kühnſten Begriffe übertraf, die aber dafür keiner von uns bis an ſein Lebensende vergeſſen wird.

6

Am fünfzehnten Dezember kam unerwartet der Kaiſer Nikolai Pawlowitſch ins Korps. Er war ſehr zornig.

Man ließ Perskij ſofort die Ankunft des Kaiſers wiſſen, er kam aus ſeiner Wohnung und erſtattete

wie gewöhnlich Seiner Majeſtät Bericht über die Zahl der Kadetten und den Zuſtand des Korps.

Der Kaiſer hörte ihn finſter ſchweigend an und geruhte endlich mit lauter Stimme zu ſagen:

„Hier herrſcht kein guter Geiſt!“

„Ein militäriſcher, Euer Majeſtät,“ antwortete Perskij mit voller und ruhiger Stimme.

„Rylejew und Beſtuſchew ſind von hier hervorgegangen,“ ſagte der Kaiſer mit dem gleichen Unwillen.

„Rumjanzew, Proſorowskij, Kamenskij, Kuljnew — alle Oberkommandierenden ſind von hier hervorgegangen, desgleichen Toll,“ erklärte Perskij mit derſelben unveränderten Ruhe und ſchaute dem Kaiſer offen in die Augen.

„Man hat den Aufrührern Verpflegung gegeben,“ ſagte der Kaiſer und wies mit der Hand auf uns.

„Sie ſind ſo erzogen, Euer Majeſtät, — mit den Feinden ſich ſchlagen, aber nach dem Kampf um die Verwundeten Sorge tragen, als wären es die eigenen Kameraden.“

Der Unwille, der ſich auf dem Geſicht des Kaiſers ausdrückte, veränderte ſich nicht, aber er ſagte nichts mehr und fuhr wieder fort.

Perskij hatte mit ſeinen offenen und trotz aller Beſtimmtheit untertänigen Worten das Unglück von uns abgewendet. Wir lebten wie zuvor und ſetzten unſere Studien fort, wie es bisher geſchehen war. Wir wurden wie immer anſtändig und menſchlich behandelt, doch dauerte das nicht mehr lange. Ein in ſeinen

Folgen harter und bitterer Umſchwung bereitete ſich vor, der den Charakter dieſer wundervoll geleiteten Anſtalt von Grund aus ändern ſollte.

7

Genau ein Jahr nach dem Dekabriſtenaufſtand, nämlich am 14. Dezember 1826, wurde zum Generalinſpektor aller Kadettenanſtalten an Stelle des Generaladjutanten Paul Waſſiljewitſch Goleniſchtſchew-Kutuſow der Generaladjutant von der Infanterie Nikolai Iwanowitſch Demidow ernannt, ein außerordentlich frommer und vollkommen unbarmherziger Mann. Man zitterte in der Armee vor ihm und ſein Name wurde nur mit Entſetzen genannt, aber für uns bekam ſein Name noch einen beſonders furchtbaren Beiklang.

Demidow befahl, daß das Kollegium zuſammentreten ſolle, und kam ins Korps. Das Kollegium beſtand aus dem Direktor Perskij, dem Bataillonskommandeur, dem Oberſten Schmidt (einem Mann, der ſich durch ſeine Ehrenhaftigkeit auszeichnete) und den Kompanieführern Oreus (er hatte immer gleich den Stock zur Hand), Schmidt II, Ellermann und Tſcherkaſſow, der vordem lange Zeit Fortifikationskunde geleſen hatte; der 1822 in den Grafenſtand erhobene Toll war ſein Schüler geweſen.

Demidow begann damit, daß er ſagte:

„Ich wünſche die Namen der Kadetten zu erfahren, die ſich ſchlecht führen. Ich bitte, ein beſonderes Verzeichnis von ihnen anzulegen.“

„Hier gibt es keine ſchlechten Kadetten“, antwortete Perskij.

„Aber es müſſen ſich doch unbedingt einige beſſer und einige ſchlechter führen.“

„Ja, das iſt richtig, aber wenn man unter denen, die ſich ſchlechter führen, wählen wollte, würde es unter den übrigen wiederum ſchlechtere und beſſere geben.“

„In die Liſte müſſen eben die allerſchlechteſten eingetragen werden. Sie werden als abſchreckendes Beiſpiel für die übrigen als Unteroffiziere in die Regimenter geſchickt.“

Perskij, der nichts derartiges erwartet hatte, drückte ſein unverhohlenes Erſtaunen aus und erwiderte mit großer Selbſtbeherrſchung und Ruhe: „Warum ſollen ſie degradiert werden? Wofür?“

„Für ihr ſchlechtes Betragen.“

„Wie Ihnen bekannt iſt, ſind ſie uns in einem Alter von vier Jahren von ihren Eltern anvertraut worden. Wenn ſie ſchlecht ſind, dann tragen folglich wir daran Schuld, die ſie ſchlecht erzogen haben. Was ſollen wir den Eltern ſagen? Daß wir ſie zu dem Zweck erzogen haben, daß ſie als niedere Chargen in die Regimenter eingereiht werden? Sollte man da die Eltern nicht lieber vorher darauf aufmerkſam machen, ihre Kinder von der Anſtalt zu nehmen, als ſie ohne ihr Verſchulden zu Unteroffizieren degradieren zu laſſen?“

„Sie haben darüber keine Erwägungen anzuſtellen, Sie haben nur meinen Befehl auszuführen.“

„Ah! Es hätte ſich erübrigt, das Kollegium einzuberufen," antwortete Perskij, „wenn Sie geruht hätten, gleich im Anfang ſo zu ſprechen! Was befohlen iſt, wird pflichtgemäß ausgeführt."

Das Ergebnis war, daß am nächſten Tag, als wir über unſern Studienarbeiten ſaßen, Demidows Adjutant Baggowud die Klaſſen abging, wobei er eine Liſte in der Hand hielt und die Namen der Kadetten aufrief, die die ſchlechteſten Führungsnoten hatten.

Die Aufgerufenen hieß Baggowud in den Fechtſaal gehen, der ſo gelegen war, daß wir von den Klaſſen aus alles ſehen konnten, was dort vor ſich ging. Wir ſahen, daß Soldaten eine Menge grauer Mäntel dorthin trugen und unſere Kameraden einkleideten. Danach führte man ſie auf den Hof, verteilte ſie in bereitgeſtellte Schlitten und brachte ſie unter Bewachung nach den Regimentern.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Maßnahme eine entſetzliche Panik hervorrief. Man eröffnete uns, wenn ſich unter uns noch Kadetten finden würden, die ſich nicht befriedigend führten, würden ſich dieſe Strafverſetzungen wiederholen. Als Maßſtab für das Betragen wurde eine Zahl von ‚hundert Strichen' angeſetzt und geſagt, wer weniger als fünfundſiebzig Striche habe, würde unverzüglich zum Unteroffizier degradiert werden.

Die Vorgeſetzten ſelbſt waren in keiner geringen Verlegenheit, wie ſie nach dieſem neuen ‚Hundert-Strich-Syſtem' Führungsnoten ausſtellen ſollten, und wir hörten, wie ſie ganz ratlos darüber ſprachen.

Schließlich kam es ſo, daß die Vorgeſetzten, um uns zu ſchonen und zu ſchützen, unſeren jungenhaften Verfehlungen gegenüber, für die uns eine ſolche entſetzliche Strafe auferlegt werden ſollte, Milde walten ließen. Wir gewöhnten uns ſo ſchnell daran, daß das Gefühl des panikartigen Schreckens plötzlich in noch größere Kühnheit umſchlug. Aus Groll wegen der Ausweiſung unſerer Kameraden nannten wir Demidow unter uns nicht anders als ‚Barbar‘ und anſtatt vor ſeiner pädagogiſchen Grauſamkeit zu zittern und Angſt zu haben, entſchloſſen wir uns, in offenem Kampf gegen ihn vorzugehen, wobei vielleicht alle zugrunde gehen mochten, aber ihm doch ‚unſere Verachtung ihm und allen Fährniſſen gegenüber‘ gezeigt werden würde.

Eine Gelegenheit ſollte ſich bald ergeben, und es iſt ſehr ſchwer zu ſagen, wie weit die Sachen gegangen wären, wenn uns nicht die Geiſtesgegenwart Perskijs und ſein großes Taktgefühl, das ihn bei aller Ehrerbietung doch deutliche und energiſche Worte ſprechen ließ, zu Hilfe gekommen wäre.

8

Genau eine Woche, nachdem unſere Kameraden von uns entfernt und zu Unteroffizieren degradiert worden waren, bekamen wir Befehl, uns in den gleichen Fechtſaal zu begeben und uns dort in Kolonnen zu formieren. Wir führten den Befehl aus und harrten der kommenden Ereigniſſe. Uns war allen ſchwer und drückend zumute. Wir erinnerten uns, daß wir an

dem ſelben Ort ſtanden, wo unſere unglücklichen Kameraden vor den Stößen der für ſie zurechtgelegten Soldatenmäntel geſtanden hatten, und in unſerer Seele kochte und ſchäumte es . . . Wie mußten die Braven durch dieſe unerwartete Maßregelung zutiefſt getroffen und außer ſich geweſen ſein! Wir dachten daran, wo und wie ſie wieder zu ſich gekommen waren, und an vieles andere . . . Mit einem Wort: unter Seelenqualen ſtanden wir alle da, ließen die Köpfe hängen und gedachten des ‚Barbaren' Demidow. Aber Angſt hatten wir auch nicht ſo viel vor ihm. Gingen wir zugrunde, nun gut, dann gingen wir eben alle zuſammen zugrunde, — wiſſen Sie, ſo war unſer Standpunkt. Und in dieſem Augenblick öffnete ſich plötzlich die Tür. Zuſammen mit Perskij erſchien Demidow in eigener Perſon und rief: „Guten Morgen, Kinder!"

Alles ſchwieg. Ohne daß wir uns verabredet hatten, ohne daß vor ſeinem Erſcheinen eine ‚Durchgabe' ſtattgefunden hatte, einfach aus dem Gefühl unſeres Unwillens heraus tat ſich kein einziger Mund auf, um den Gruß zu beantworten. Demidow wiederholte: „Guten Morgen, Kinder!"

Wiederum Schweigen. Die Sache ging in bewußte Widerſetzlichkeit über, und die Situation wurde äußerſt kritiſch. Da ſagte Perskij, der ſah, daß die Angelegenheit die unangenehmſten Folgen nach ſich ziehen konnte, ſo laut, daß wir es alle hören konnten, zu Demidow:

„Sie antworten nicht, weil ſie nicht an den von Ihnen gebrauchten Ausdruck ‚Kinder' gewöhnt ſind.

Wenn Sie ſie mit den Worten: ‚Guten Morgen, Kadetten‘ begrüßen, geben ſie ſofort Antwort.“

Bei unſerer Verehrung für Perskij verſtanden wir ſofort, daß er dieſe Worte, die er ſo laut und eindringlich zu Demidow ſprach, hauptſächlich an uns richtete, wobei er an unſere Gewiſſenhaftigkeit und Vernunft appellierte und ſich ihrer vergewiſſerte. Wiederum ohne jede Verabredung verſtanden wir ihn alle wie mit einem Herzen und unterſtützten ihn in ſeiner Abſicht. Als Demidow ſagte: „Guten Morgen, Kadetten!“, antworteten wir wie aus einem Mund mit der üblichen Entgegnung: „Guten Morgen, Euer Exzellenz!“

Aber die Geſchichte war noch nicht zu Ende.

9

Als wir auf den hinterhältig freundlichen Gruß Demidows keine Antwort gaben, wollte er ſchon ſtrengere Saiten aufziehen. Nachdem wir jedoch unſer „Guten Morgen, Euer Exzellenz“ geſchrien hatten, hellte ſich ſein Geſicht wieder auf. Aber dafür tat er etwas, was uns noch viel unangenehmer war.

„Nun,“ ſagte er mit einer Stimme, die freundlich klingen ſollte, aber doch nur widerlich ſüß war, „nun, wir wollen euch gleich beweiſen, wie lieb wir euch haben.“

Er winkte der Ordonnanz Ananjew zu, der ſchnell vor die Tür ging und ſogleich mit einigen Soldaten zurückkehrte, die große Körbe mit teuren Konfitüren in ſchönen Packungen heranbrachten.

Demidow ließ die Körbe hinſtellen und wandte ſich zu uns mit den Worten: „Seht mal, hier ſind ganze fünf Pud Konfekt (ich meine, es waren fünf, vielleicht waren es auch mehr), — das iſt alles für euch, greift zu und eßt!“

Wir rührten uns nicht vom Fleck.

„Nehmt doch, es iſt für euch.“

Aber wir gingen nicht vom Platz. Als Perskij das ſah, winkte er den Soldaten, die das Geſchenk Demidows hielten, und ſie begannen, die Körbe die Reihen entlang zu tragen.

Wir verſtanden wiederum, was unſer Direktor von uns wollte, und erlaubten uns keine Unziemlichkeit gegen ihn. Aber die uns von Demidow geſpendeten Leckereien aßen wir dennoch nicht. Wir fanden eine beſondere Beſtimmung für ſie. In demſelben Augenblick, als der Flügelmann unſerer erſten Grenadierkompanie die Hand in den Korb ſtreckte und eine Handvoll Konfekt nahm, gelang es ihm, ſeinem Nachbarn zuzuflüſtern: „Konfekt nicht eſſen — in die Grube.“

In einer Minute hatte die ‚Durchgabe‘ ſchnell und unmerklich wie ein elektriſcher Funken die ganze Front durchlaufen, und kein einziges Stück Konfekt wurde verzehrt. Sowie die Vorgeſetzten gegangen waren und uns laufen ließen, gingen wir mit dem Konfekt in den Händen zu dem bewußten Ort, wo wir uns in einer Reihe anſtellten und jeder das Konfekt dorthin warf, wohin es befohlen war.

So endete die Demidowſche Bewirtung. Nicht einer, auch der kleinſte Bub nicht, handelte hinterhältig und

ließ ſich durch das Konfekt verführen, alle warfen es fort. Und anders durfte es auch nicht ſein: der Geiſt der Freundſchaft und Kameradſchaftlichkeit war wundermächtig, daß auch der kleinſte Novitius ſchnell von ihm durchdrungen wurde und ſich ihm mit einem geradezu heiligen Entzücken unterwarf. Man konnte uns nicht mit irgendwelchen Näſchereien kaufen und unſere Gunſt erſchmeicheln: wir waren unſern Vorgeſetzten ohnehin ergeben, aber nicht, weil ſie uns mit Schmeicheleien und Geſchenken gewonnen hatten, ſondern wegen ihrer Rechtſchaffenheit und Ehrenhaftigkeit, die wir in einem ſolchen Mann wie Michail Stepanowitſch Perskij verkörpert ſahen, unſerm Chef oder beſſer, dem Igumen unſeres Kadettenkloſters, für das er Mönche von gleichem Schrot und Korn wie er ſelbſt auszuwählen verſtand.

Ob er ſie im übrigen auszuſuchen wußte oder ob ſie ihn ſich ſelbſt als den für ſie paſſenden Vorgeſetzten wählten, um in friedvoller Übereinſtimmung zu leben, weiß ich nicht, weil wir zu klein waren, um in derartige Dinge hineinzuſehen. Was ich jedoch von den Gefährten Michail Stepanowitſchs weiß, will ich gleichfalls erzählen.

10

In einem Kloſter gebührt nach dem Igumen der zweite Platz dem Verwalter. So war es auch in unſerm Kloſter. Hinter Michail Stepanowitſch Perskij kam ſeiner Bedeutung nach der von Rylejew beſungene Brigadier Andrej Petrowitſch Bobrow.

Ich ſtelle ihn nur wegen ſeines geringeren Ranges an die zweite Stelle, und weil ich nicht alle zugleich an erſter Stelle bringen kann, aber an Würdigkeit der Seele, des Herzens und Charakters war dieſer Andrej Petrowitſch ein ebenſo hochbedeutſamer Mann wie Perskij ſelbſt, und er gab ihm in nichts etwas nach, außer daß er nicht ſo geiſtesgegenwärtig antworten konnte. Dafür hatte Bobrow ein noch wärmeres Herz.

Er war natürlich Junggeſelle, wie es im Kloſter Brauch iſt, und liebte Kinder über alles. Aber er liebte ſie nicht ſo, wie das manche tun, auf theoretiſche Weiſe und mit ſchönen Worten ‚ſie ſind die Zukunft Rußlands‘ oder ‚ſie ſind unſere Hoffnung‘, oder was ſich dieſe Leute Ähnliches, Abſtraktes und Leeres ausdenken, das oft keinen andern Grund als Egoismus und Herzloſigkeit hat. Die Liebe unſeres Brigadiers war einfach und ungekünſtelt, und er brauchte ſie uns nicht mit erläuternden Zuſätzen verſtändlich zu machen. Wir wußten alle, daß er uns liebte und ſich um uns kümmerte, davon konnte uns keiner eine andere Meinung beibringen.

Bobrow war von kleiner Geſtalt, dick, trug einen kleinen Zopf und bildete in bezug auf Sauberkeit den ſchärfſten Gegenſatz zu Perskij. In dieſer Beziehung ähnelte er dem Großväterchen Krylows. Solange wir ihn kannten, trug er immer ein und denſelben über und über mit Fettflecken bedeckten Waffenrock; einen andern beſaß er nicht. Es war unmöglich, die Farbe des Uniformkragens zu beſtimmen, aber Andrej Petro-

witſch ſtieß ſich niemals daran. In dieſer Uniform war er im Dienſt und in ihr ſtand er auch, wenn es ſein mußte, vor den ranghöchſten Militärs, Großfürſten und dem Kaiſer ſelbſt. Es hieß, der Kaiſer Nikolai Pawlowitſch habe gewußt, wozu Bobrow ſein Gehalt verwende, und habe aus Hochachtung für ihn keine Bemerkung über ſeine Unſauberkeit machen wollen.

Bobrow hatte den Annaorden mit Brillanten und trug ihn immer, aber fragt mich nicht, an was für einem Band dieſer Orden hing! Die Farbe des Bandes war ſo wenig beſtimmbar wie die des Uniformkragens.

Er verwaltete alle Wirtſchaftsangelegenheiten des Korps durchaus ſelbſtändig. Der beſtändig mit der Ausbildung beſchäftigte Direktor Perskij kümmerte ſich in keiner Weiſe um die Wirtſchaftsangelegenheiten und brauchte es bei einem ſolchen Verwalter wie dem Brigadier Bobrow auch nicht zu tun. Zu alledem waren ſie beide Freunde und hatten grenzenloſes Vertrauen zueinander.

Zu den Obliegenheiten Bobrows gehörte nicht nur die Verpflegung, ſondern auch die Einkleidung ſämtlicher Kadetten und des ganzen Dienſtperſonals ohne Ausnahme. Die Ausgaben machten jährlich bis ſechshunderttauſend Rubel aus; während ſeiner vierzigjährigen Dienſtzeit als Verwaltungsoffizier gingen alſo bis an die vierundzwanzig Millionen durch ſeine Hände, aber es blieb nichts daran hängen. Im Gegenteil, die dreitauſend Rubel des ihm jährlich zuſtehenden Gehalts nahm er nicht einmal, ſondern quittierte nur

darüber; und als dieſer Finanzmann im vierzigſten Jahre ſeines Verwaltungsdienſtes ſtarb, fand ſich kein Groſchen eigenen Geldes bei ihm und man begrub ihn auf Staatskoſten.

Ich werde am Schluß erzählen, was er mit ſeinem Gehalt machte und in welcher Weiſe er es ausgab, wovon wohl auch, wie ſchon oben bemerkt, der verſtorbene Kaiſer Nikolai Pawlowitſch Kenntnis hatte.

II

Bobrow war ein ebenſo eingefleiſchter Stubenhocker wie Perskij. Vierzig Jahre hintereinander hat er buchſtäblich nicht das Korps verlaſſen; dafür ging er jedoch unaufhörlich durch die Anſtalt, tat immer ſeine Pflicht und ſorgte ſich darum, ‚daß die Spitzbuben ſatt, warm gekleidet und ſauber waren‘. Die ‚Spitzbuben‘ waren wir, ſo pflegte er die Kadetten zu nennen, und ſelbſtverſtändlich gebrauchte er das Wort als Koſenamen und nur zum Spaß. Jeden Tag ſtand er um fünf Uhr auf und kam um ſechs Uhr zu uns, wenn wir Kaffee tranken. Danach begaben wir uns in die Klaſſenzimmer, während er in die Wirtſchaftsräume ging. Später nahmen wir das Mittageſſen, wie überhaupt jede Mahlzeit, in ſeiner Gegenwart ein. Er liebte das ‚Futtern‘ und gab uns prachtvoll und ſehr reichlich zu eſſen. Unſer jetziger Kaiſer hat in ſeiner Kindheit mehr als einmal mit uns am gemeinſamen Kadettentiſch geſpeiſt und geruht ſicherlich noch, ſich unſeres ‚alten Bobs‘ zu erinnern. (In der ‚Geſchichte des erſten Kadettenkorps‘ (1832) wird erwähnt, daß

S. M. der Kaiſer Alexander Nikolajewitſch in ſeiner Jugend das Korps beſuchte und dort mit den Kadetten aß.) Portionen, wie das in allen andern Anſtalten der Fall iſt, gab es für uns bei Bobrow nicht, jeder aß, ſoviel er wollte. Er kleidete uns immer gut; die Wäſche ließ er uns dreimal in der Woche wechſeln. Er hatte immer Mitleid mit uns und verzog uns ſogar, was gewiß zum Teil auch Perskij und den anderen bekannt war, aber nicht in ſeinem ganzen Umfang: es kamen Dinge vor, die Andrej Petrowitſch bei ſeinem guten Herzen einfach mitmachen mußte, wenn er auch wußte, daß ſie wider die Anſtaltsregeln waren; er, der Brigadier, verriet wie ein Schüler nichts von den Heimlichkeiten. Das kam beſonders für die Kadetten in Betracht, die eine Strafe verbüßten. In einem ſolchen Fall war er ganz außer ſich, ließ ſich äußerlich nichts merken, litt aber innerlich entſetzlich, kochte wie ein kleiner Sſamowar und konnte ſchließlich nicht anders, als den Spitzbuben mit irgendetwas ‚tröſten‘. Jeden Beſtraften pflegte er zu ſich zu rufen; er machte ein finſteres Geſicht, als wenn er ihm eine Strafpredigt halten wolle, ſtatt deſſen aber ſtreichelte er ihn, ſchenkte ihm irgendetwas und ſchob ihn wieder hinaus, indem er ſagte: ‚Lauf, Spitzbube, laß es in Zukunft nicht wieder ſo weit kommen!‘

Seine beſondere Sorge galt den in Arreſt befindlichen Kadetten, die in den Karzern auf Waſſer und Brot geſetzt waren; ſie waren während Demidows Amtszeit eigens zu dieſem Zweck erbaut worden und ermöglichten den Kadetten nicht, ihren Kameraden

Geſchenke zuzuſtecken. Andrej Petrowitſch wußte ſtets an den leeren Gedecken, wieviel in Arreſt ſaßen, aber die Kadetten ließen keine Gelegenheit unbenützt, ihn auch ihrerſeits noch beſonders daran zu erinnern. Wenn wir beim Verlaſſen des Speiſeſaals an ihm vorbeimarſchierten, kam es vor, daß wir im Rhythmus des Schrittegeſtampfes folgende Worte vor uns herſagten, die ſich auf nichts zu beziehen ſchienen: „Fünf Arreſtanten, fünf Arreſtanten, fünf Arreſtanten“.

Er aber ſtand dann nur immer mit großen Augen da und tat ſo, als wenn er nichts höre, wenn aber keine Offiziere in der Nähe waren, ging er auf den Scherz ein, das heißt er antwortete uns in derſelben Weiſe: „Werde ſchon ſorgen, werde ſchon ſorgen, werde ſchon ſorgen.“

Wenn aber die auf Waſſer und Brot Geſetzten aus den Arreſtantenzellen zum Schlafen in den Kompanieſchlafſaal geführt wurden, paßte Andrej Petrowitſch die Prozeſſion ab, ließ die Begleitſoldaten wegtreten und nahm die Kadetten mit ſich in die Küche, wo er ihnen zu eſſen gab. Im Korridor aber wurde während dieſer Zeit ein Soldat poſtiert, damit niemand unverſehens dazukäme.

Es kam vor, daß er ſelbſt den Kadetten die Grütze mit Butter übergoß und die Teller hinſtellte, damit es ſchneller ging, wobei er immer antrieb: „Schluck ſchneller, Spitzbube, ſchneller!“

Alle mußten oft dabei weinen, ſowohl die Arreſtanten wie ihr Verpfleger und die Wachſoldaten, die an den Streichen ihres gutmütigen Brigadiers teilnahmen.

Die Kadetten liebten ihn ſo abgöttiſch, daß er ſich buchſtäblich nicht zeigen durfte, wenn wir unſere Freizeit hatten. Betrat er unvorſichtigerweiſe einmal während dieſer Zeit den Spielplatz, ertönte ſofort der Ruf: „Andrej Petrowitſch iſt da!“

Mehr war nicht notwendig, alle wußten, was ſie zu tun hatten. Sie ſtürzten auf ihn los, fingen ihn, nahmen ihn auf die Arme und trugen ihn bis zu der Stelle, wohin er wollte. Das war ihm peinlich, weil er ſo klein und dick wie ein Würfel war; er wand ſich auf unſern Armen hin und her und ſchrie: „Ihr Spitzbuben, ihr werdet mich noch fallen laſſen und ums Leben bringen ... Nicht, nicht, das ſchadet meiner Geſundheit“, aber es half nichts.

Ich will jetzt von der kleinen Leidenſchaft erzählen, dank der Andrej Petrowitſch faſt nie dazu kam, ſein Gehalt zu empfangen, ſondern nur immer darüber quittierte.

12

Bei uns gab es eine Menge armer Jungen, und wenn man dieſe entließ, dann hatten ſie keine andere Einnahme in Ausſicht als das armſelige Offiziersgehalt. Aber ſie waren jung und dachten auch gar nicht an ſolch einträgliche Pöſtchen und Ämter, wie ſie die Mutterſöhnchen von heute kennen. Man hat mir nicht aufgetragen, etwas derartiges zu ſchreiben oder lebendig zu erhalten, aber wir pflegten damals zu ſagen: „Verfolgen Sie die Zeitungen; ſowie unſer Regiment in Aktion tritt, bin ich der erſte beim Sturmangriff.“

Dieſe Abſicht hatten alle, und viele führten ſie auch aus. Es waren erſchreckliche Idealiſten! Andrej Petrowitſch hatte großes Mitleid mit allen Kadetten, die arm und ohne Anhang waren, und wollte, daß auch von ihnen jeder etwas Angenehmes haben ſolle, wonach es ihn gelüſte. Er gab allen Armen eine Beigabe, nämlich ſilberne Löffel und Wäſche. Jeder zur Entlaſſung kommende Fähnrich erhielt von ihm drei Garnituren Wäſche, zwei ſilberne Löffel und vier Teelöffel aus achthundertkarätigem Silber. Die Wäſche war zum Gebrauch des Beſchenkten beſtimmt, die Löffel waren für ſein ‚Junggeſellenleben‘.

„Wenn ein Kamerad zu dir kommt, um bei dir Tee zu trinken, womit ſoll er den Tee ſchlürfen, und zum Tee kommen manchmal zwei, drei, alſo da gebe ich dir hier etwas, womit . . .“

Unter dieſen Geſichtspunkten hatte er die Verteilung getroffen; zum Eſſen konnte man wenigſtens einen Kameraden dabehalten, zum Tee aber vier. Alles, vom erſten bis zum letzten, das ganze Leben war von Kameradſchaftlichkeit erfüllt, und ſollte es ein Wunder ſein, daß es ſo war?

Dieſer Mann erweckt in jedem, der an ihn denkt, ein Gefühl der Rührung, wie er auch ſelbſt imſtande war, ſich ſtark und tief rühren zu laſſen. Er konnte wie ein Dichter in Begeiſterung kommen, und Rylejew ſchrieb, wie ich ſchon ſagte, eine Ode auf ihn, die mit den Worten begann:

O du, verehrungswürd'ger Ökonom Bobrow!

Die allgemeine Liebe zu ihm war wirklich, das kann

man ſagen, ohne Grenzen, und unſere Liebe wurde weder mit den Jahren, noch mit dem Wechſel der Stellung geringer. Solange er lebte, fuhr jeder von uns, ſobald er einmal nach Petersburg kam, unbedingt ins Korps, um ‚ſich Andrej Petrowitſch, dem alten Bob, vorzuſtellen‘. Und dabei ereigneten ſich zuweilen Szenen, die man mit Worten einfach nicht wiedergeben kann. Es kam vor, daß er manchmal einen ihm unbekannten Herrn mit den Dienſtabzeichen oder auch in großer Uniform ſah, worauf er ihm mit der offiziellen Frage entgegentrat: „Was wünſchen Sie?“ Wenn aber dann der Gaſt ſeinen Namen genannt hatte, trat Bobrow ſofort einen Schritt zurück, begann ſich mit der einen Hand die Stirn zu reiben, um ſich beſſer zu erinnern, und mit der andern hielt er den Gaſt von ſich ab: „Erlauben Sie, erlauben Sie,“ ſagte er, „erlauben Sie!“

Und wenn der ſich nicht beeilte, ſich ganz zu entdecken, dann murmelte er: „Bei uns war er ... der Spitzbube ... ach, er war doch nicht bei uns?“

„Doch, doch, Andrej Petrowitſch!“ antwortet der Gaſt, oder er tritt an den Hausherrn heran und zeigt ihm ſeinen ‚Segen‘, ein ſilbernes Löffelchen.

Aber nun bekommt die ganze Szene etwas Rührendes. Bobrow ſtampft mit den Füßen und ruft: „Weiter, weiter, Spitzbube!“ und damit wendet er ſich ſchnell in die Ecke des Diwans hinter dem Tiſch, bedeckt ſeine Augen mit den zarten Händen oder mit einem blauen Aktendeckel und weint nicht, ſondern ſchluchzt, ſchluchzt laut, wimmernd und unaufhaltſam

wie eine nervöſe Frau, ſo daß ſein ganzer runder Körper zittert und alles Blut in ſein Geſicht ſtrömt.

Ihn zurückzuhalten war in dieſem Fall nicht möglich, und da ſolche Anfälle bei den ihn ſo erregenden Begegnungen mehr als einmal vorgekommen waren, pflegte ſein Burſche, der das wußte, ſofort auf einem Tablett ein Glas Waſſer vor ihn hinzuſtellen. Was anderes konnte man nicht tun. Das hyſteriſche Entzücken legte ſich, der Greis trank ſelbſt das Waſſer, erhob ſich und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Nun ... jetzt gib mir einen Kuß, Spitzbube.“

Und ſie küßten ſich lange — lange; ja, viele küßten ihm, ohne darin eine Erniedrigung oder Schmeichelei zu ſehen, die Hände, während er nur immer ſelig wiederholte: „Hat ſich erinnert, der Spitzbube, hat an ſeinen Alten gedacht!“ Dann aber nötigte er den Gaſt zum Sitzen, holte ſelbſt aus einem Schrank eine Karaffe und ſchickte den Burſchen in die Küche nach einem Imbiß.

Das durfte keiner abſchlagen. Manchmal wollte ſich einer losmachen mit den Worten: „Andrej Petrowitſch, ich bin zu dem und dem oder zu irgendeiner gewichtigen Perſönlichkeit beſtellt und habe verſprochen, da zu ſein!“ Das half gar nichts, er wurde nicht fortgelaſſen.

„Ich will nichts wiſſen,“ ſagte Bobrow, „die gewichtigen Perſönlichkeiten haben dich nicht gekannt, als ich dir in der Küche zu eſſen gab. Biſt du einmal hier, ſo gehörſt du mir und mußt mit aus dem alten Trog eſſen. Anders laſſe ich dich nicht fort.“

Und er tat es auch nicht.

Erbauliche Sprüche hat er nie gemacht, er lebte vor uns und lebt auch weiter, trotzdem man ihn am Ende ſeines vierzigſten Dienſtjahres wegen ſeiner Armut auf Staatskoſten ins Grab gelegt hatte.

13

Jetzt ſoll der dritte Mönch unſeres Kloſters folgen, unſer Anſtaltsarzt Selenskij, gleichfalls ein Junggeſelle und Stubenhocker. Er zeichnete ſich ſogar vor den beiden andern dadurch aus, daß er im Lazarett, im letzten Zimmer wohnte. Jeder Feldſcher, jeder Krankenpfleger mußte ſtets auf der Hut ſein, weil Selenskij immer unvermutet bei den Kranken erſcheinen konnte. Er war da, Tag wie Nacht. Eine beſtimmte Beſuchszeit war bei ihm nicht eingeführt, er war eben immer bei den Kranken. Er pflegte jeden Tag einige Male die Krankenzimmer durchzugehen und erſchien zuweilen auch nachts ganz unvermutet. Wenn es aber einmal vorkam, daß ein Kadett ſchwer krank war, dann blieb Selenskij überhaupt ganz bei ihm und ſchlief ſogar in einer Hängematte neben dem Kranken.

In bezug auf ſein Äußeres war dieſer Doktor das direkte Gegenteil von Perskij und der Kollege des Verwaltungsoffiziers Bobrow. Er ging immer in einem aufgeknöpften Rock, der ſelten gereinigt wurde und an vielen Stellen ſehr abgetragen war. Die Farbe des Kragens war die gleiche wie am Rock Andreij Petrowitſchs, nämlich unbeſtimmbar.

Wie die beiden erſten war auch er mit Leib und Seele der Unſrige. Er kam nie aus der Anſtalt heraus. Das mag vielleicht unglaublich klingen, aber es war ſo. Er war mit keinem noch ſo hohen Geldbetrag zu einer Viſite außerhalb der Kadettenanſtalt zu beſtimmen. Nur ein einzigesmal war er ſeinen Grundſätzen untreu geworden. Der Großfürſt Konſtantin Pawlowitſch war aus Warſchau nach Petersburg gekommen. Seine Hoheit machte Beſuch bei einer Hofdame, die er in tiefſtem Kummer antraf: ihr kleiner Sohn war ſchwerkrank, und ſelbſt die damals beſten Ärzte der Hauptſtadt vermochten ihm nicht zu helfen. Sie hatte nach Selenskij geſchickt, der infolge ſeiner großen Praxis einen Ruf als Kinderarzt genoß, bekam aber ſeine übliche Antwort: „In meinen Händen befinden ſich eintauſenddreihundert Kinder, für deren Leben und Geſundheit ich verantwortlich bin; ich kann deshalb die Anſtalt nicht verlaſſen.“

Die Hofdame war durch ſeine Abſage gekränkt und erzählte den Vorfall dem Großfürſten. Konſtantin Pawlowitſch geruhte in ſeiner Eigenſchaft als Chef des Erſten Kadettenkorps Selenskij zu ‚befehlen‘, in das Haus der Dame zu kommen und ihr Kind ‚geſund zu machen‘.

Der Doktor gehorchte, fuhr hin und hatte das kranke Kind bald geheilt, doch nahm er keine Bezahlung für ſeine Mühe an.

Man mag ſein Verhalten gut heißen oder nicht, ich erzähle jedenfalls, wie es geweſen iſt.

Selenskij war ein ausgezeichneter Arzt. Soviel ich mich jetzt entſinnen kann, gehörte er wahrſcheinlich der neueren Richtung unter den Medizinern an: er richtete ſein Hauptaugenmerk auf Hygiene und griff nur in den dringendſten Fällen nach Arzeneien. Aber dann beſtand er auch energiſch auf die Anwendung der Medikamente und der anderen nötigen medizinischen Mittel und war außerordentlich beharrlich darin. Was er verordnete und verlangte, mußte unbedingt geſchehen, und er ließ keine Widerrede zu. Über die Verpflegung brauchte er nicht viel zu reden: er mochte anfordern, was er wollte, Bobrow ſagte ſelbſtverſtändlich niemals nein. Er, der den geſunden ‚Spitzbuben' überreichlich zu eſſen gab, verweigerte den Kranken natürlich erſt recht nichts. Ich erinnere mich aber eines Falles, wo der Doktor Selenskij für irgendeinen Kranken Wein anforderte und ihn auf dem Rezept mit den Worten bezeichnete: die und die Nummer nach der Preisliſte des engliſchen Magazins.

Ein Soldat brachte die Forderung zum Ökonom und nach einigen Minuten kam Andrej Petrowitſch ſelbſt.

„Väterchen," ſagte er, „wiſſen Sie wohl, was die Flaſche von dieſer Weinſorte koſtet? Sie koſtet achtzehn Rubel."

Selenskij verſetzte: „Das will ich gar nicht wiſſen. Der Junge braucht den Wein."

„Nun, wenn er ihn braucht, dann iſt alles Reden überflüſſig", antwortete Bobrow, gab ſofort Geld

heraus und ſchickte ins engliſche Magazin nach dem gewünſchten Wein.

Ich will das nur als Beiſpiel anführen, wie ſie alle in dem übereinſtimmten, was ſie für unſer Wohlergehen für notwendig hielten, und ſchreibe das namentlich der felſenfeſten Überzeugung zu, die einer vom andern hatte: daß keiner von ihnen ein köſtlicheres Ziel kenne als unſer Wohl.

Unter den 1300 Jungen, die Selenskij zu betreuen hatte, befanden ſich 250 im Alter von vier bis acht Jahren, die Selenskij ſorgfältig beobachtete, um keine epidemiſchen und anſteckenden Krankheiten aufkommen zu laſſen. Die Scharlachkranken pflegte er ſofort abzuſondern und in verdunkelten Zimmern, wohin kein Lichtſtrahl fiel, zu heilen. Über dieſes Syſtem hat man ſich ſpäter luſtig gemacht, er hielt es jedoch für ſehr gut und ging nie davon ab; ob es nun von dieſer Maßregel kam oder nicht, auf jeden Fall hatte er wundervolle Heilerfolge. Es gab keinen Fall, wo ein an Scharlach erkrankter Knabe nicht wieder geſund geworden wäre. Selenskij tat ſich darauf etwas zugute. Er pflegte zu ſagen: „Stirbt ein Kind am Fieber, muß man den Arzt am Hals aufhängen, ſtirbt es aber an Scharlach, muß man ihn an den Füßen aufhängen.“

Subalternbeamte gab es bei uns im Korps ſehr wenige. Zum Beiſpiel beſtand die ganze Kanzlei dieſer umfangreichen Anſtalt aus dem einzigen Buchhalter Pautow, einem Mann, der ein phänomenales Gedächtnis beſaß, und drei Schreibern. Es ging aber

auch ſo, und alles, was notwendig war, wurde geſchafft. Nur Selenskij hatte im Lazarett eine große Anzahl von Feldſcherern angeſtellt, und man legte ihm in dieſer Hinſicht kein Hindernis in den Weg. Zu jedem ernſtlich Kranken wurde ein Feldſcher beordert, der neben dem Kranken zu ſitzen hatte, ihn bettete, ihn bedeckte, wenn er die Laken abwarf, und ihm Arzenei gab. An Weggehen war natürlich überhaupt nicht zu denken, denn Selenskij war ja hinter der nächſten Tür und konnte jeden Augenblick kommen; und dann wurde nach alter Weiſe ohne viel zu reden kurzer Prozeß gemacht: es gab eine Maulſchelle, und der Feldſcher ſaß wieder auf ſeinem Platz.

15

Selenskij glaubte und ſuchte mit vielen Worten nachzuweiſen, daß ‚die Hauptſache nicht in der Heilung, ſondern in Vorbeugung und Verhütung der Krankheiten‘ beſtehe. Deshalb war er außerordentlich ſtreng zum Krankenperſonal, und bei der geringſten Übertretung ſeiner hygieniſchen Anordnungen teilte er Maulſchellen aus. Es iſt bekannt, wie ſich unſere Ruſſen hygieniſchen Maßnahmen gegenüber verhalten. Sie betrachten ſie als durchaus unbegründete und launenhafte Einfälle. Selenskij hielt es mit ihnen nach der Moral von Krylows Fabel ‚Kater und Koch‘. Wurde eine ſeiner Anordnungen nicht ausgeführt oder nicht ſo, wie er es haben wollte, ließ er ſich nicht in Erörterungen ein, ſondern es ſetzte ſofort Maulſchellen. Dann ging er weiter.

Es tut mir ein wenig leid, von dieſer Angewohnheit Doktor Selenskijs zu erzählen, denn urteilsflinke Zeitgenoſſen werden ſagen: ‚So ein Grobian und Schlagtot‘. Aber damit meine Erinnerungen wahr und vollſtändig werden, darf ich keine Note in dem Lied auslaſſen. Ich werde nur ſagen, daß er kein Schlagtot, ſondern die Güte ſelbſt war, und dazu der allerrechtſchaffenſte und hochherzigſte Mann. Aber er war natürlich ein Menſch ſeiner Zeit, und die Zeit war ſo, daß man eine Maulſchelle nicht für etwas ſonderlich Großes hielt. Damals gab es ein anderes Maß: man verlangte vom Menſchen, daß ‚er niemanden unglücklich mache‘; daran hielten ſich alle guten Leute, und unter ihnen auch der Doktor Selenskij.

Sein Prinzip, ‚den Krankheiten vorzubeugen‘, veranlaßte Selenskij, alle Klaſſenzimmer durchzugehen, bevor wir Kadetten die Klaſſen betraten. In jedem Zimmer befand ſich ein Thermometer. Er verlangte, daß in den Klaſſenräumen nicht weniger als 13° und nicht mehr als 15° ſein ſollten. Die Ofenheizer und der Pedell mußten ſich dort einfinden, und entſprach die Temperatur nicht der Vorſchrift, erfolgte umgehend die doktorliche Maulſchelle. Wenn wir in den Klaſſen unſere Beſchäftigung aufgenommen hatten, ging er in derſelben Weiſe durch die Kompaniequartiere, wo ſich wiederum dieſelben Szenen abſpielten.

Über unſere Verpflegung wußte er Beſcheid, weil er dasſelbe aß wie wir. Er ſpeiſte immer entweder

mit den Kranken im Lazarett oder mit den Geſunden, aber nicht an einer beſonderen, ſondern an der allgemeinen Kadettentafel, wobei er nicht erlaubte, daß für ihn ein Platz freigehalten wurde, ſondern er ſetzte ſich, wie es gerade kam, und aß genau das gleiche, was wir vorgeſetzt bekamen.

So oft wir badeten, beſichtigte er uns, aber außerdem hielt er noch unvermutete Reviſionen ab. Er hielt plötzlich einen Kadetten an und befahl ihn, ſich zu entkleiden. Dann beſchaute er ſeinen Körper, die Wäſche und ſah ſogar nach, ob die Nägel an den Füßen kurz genug geſchnitten waren.

Eine ſeltene und äußerſt nützliche Aufmerkſamkeit!

Doch nun will ich zum Schluß noch erzählen, worin das Vergnügen dieſes dritten mir bekannten wahren Kinderfreundes beſtand.

16

Das Vergnügen Doktor Selenskijs beſtand darin: wenn diejenigen Kadetten, die zur Offiziersbeförderung vorgeſchlagen waren, die Kabinettsordre über die Beförderung erwarteten, ſuchte er fünf bis ſechs unter ihnen aus, die er kannte und wegen ihrer Tüchtigkeit auszeichnete und liebte. Er ſchrieb ſie krank, brachte ſie neben ſeinem Zimmer im Lazarett unter, gab ihnen Bücher guter Autoren zu leſen und führte mit ihnen lange Geſpräche über die verſchiedenſten Themen. Das war natürlich in gewiſſer Art ein Mißbrauch ſeiner Macht; aber wie verzeihlich wird dieſer Mißbrauch, wenn man tieferen Einblick in die Sache bekommt!

Man muß ſich nur daran erinnern, was mit den Kadettenanſtalten geſchehen war, ſeitdem ſie unter die Aufſicht Demidows gekommen waren, der, wie bereits geſagt, den Auftrag erhalten hatte, ‚ſie feſt in die Kandare zu nehmen‘, und ſich dem Anſchein nach der Ausführung dieſes Befehles mit allzu großer Freude annahm. Ich ſchließe das daraus, daß die Grafen Stroganow und Uwarow, die in der gleichen Zeit wirkten, nicht ſo handelten, wie Demidow den Anſtalten gegenüber verfuhr. Unter dem Ausdruck ‚in die Kandare nehmen‘ verſtand Demidow, die Bildung aufhören laſſen. Bei ſolchen Grundſätzen blieb natürlich kein Platz mehr für das, was die Anſtalt ehedem für ihre Aufgabe gehalten hatte, nämlich die Knaben ſo zu bilden, daß unter ihnen nach alter Weiſe ohne Schwierigkeit fähige Leute zu jeder Art Dienſt, den diplomatiſchen nicht ausgeſchloſſen, ausgeſucht werden konnten. Zu allem Überfluß geſchah das alles, um die Weite unſeres geiſtigen Blickfeldes einzuengen und die Bedeutung der Wiſſenſchaften auf jede Art und Weiſe zu ſchmähen. Im Korps exiſtierte eine reiche Bibliothek und ein Muſeum. Es kam Befehl, die Bibliothek zu verſchließen und niemanden mehr in das Muſeum zu laſſen. Außerdem ſollte darauf geachtet werden, daß keiner es wage, ein Buch aus dem Urlaub mitzubringen. Kam es heraus, daß trotz des Verbotes irgend jemand ein Buch, und war es auch das harmloſeſte, aus dem Urlaub mitbrachte oder, noch ſchlimmer, ſich unterſtand, ſelbſt etwas zu ſchreiben, dann war als ſtrenge Strafe darauf geſetzt, den

Miſſetäter mit Ruten zu züchtigen. Bei der Beſtimmung des Strafmaßes war eine originelle Stufenfolge feſtgeſetzt: wenn ein Kadett überführt worden war, etwas in Proſa geſchrieben zu haben (natürlich weltlichen Inhalts), dann bekam er fünfundzwanzig Schläge, wenn er aber Verſe verbrochen hatte, das Doppelte. Das geſchah, weil Rylejew, der Verſe ſchrieb, aus unſerm Korps hervorgegangen war. Wir hatten nur ein kleines Büchlein über Weltgeſchichte, deſſen Verfaſſers ich mich nicht mehr entſinne. Es umfaßte kaum zwanzig Seiten und auf dem Umſchlag ſtand als Untertitel: ‚Für Soldaten und Einwohner‘. Früher hatte der Titel gelautet: ‚Für Soldaten und Bürger‘ — ſo hatte nämlich der kunſtvolle Verfaſſer geſchrieben —, aber das war von irgend jemandem als anſtößig erklärt worden, und daraufhin wurde an Stelle des Ausdrucks ‚für Bürger‘ jener ‚für Einwohner‘ geſetzt. Sogar die Globen ließ man entfernen, damit ſie nicht zu irgendwelchen Gedanken verführten, und die Wand, auf der früher einmal in großen Aufſchriften wichtige geſchichtliche Daten geſtanden hatten, wurde übermalt. Es wurde Grundſatz, was ſich ſpäter auch in der Inſtruktion ausdrückte, daß ‚keinerlei Lehranſtalten in Europa für unſere Lehranſtalten als Beiſpiel dienen könnten, denn ſie wären ſich ſelbſt Vorbild genug‘. (Vgl. die nicht mehr geltende ‚Inſtruktion zur Bildung der Zöglinge in den Kriegslehranſtalten‘ vom 24. Dezember 1848. St. Petersburg, Typographie der Kriegslehranſtalten.)

Man kann ſich vorſtellen, wie gebildet wir waren, als wir bei ſolcher Unterrichtsmethode die Anſtalt verließen ... Und vor uns lag das ganze Leben. Ein guter und aufgeklärter Mann, wie es unzweifelhaft unſer Doktor Selenskij war, mußte fühlen, wie entſetzlich das war, und konnte nicht anders als Sorge tragen, die furchtbaren Lücken in unſerm Wiſſen wenn auch nicht auszufüllen (das war nicht möglich), ſo doch wenigſtens uns ſichtbar zu machen und dadurch in uns ein gewiſſes Intereſſe zu wecken, das unſern Gedanken eine höhere Richtung gab.

Es iſt richtig, daß dies nicht Gegenſtand der Sorge für den Arzt einer ſtaatlichen Anſtalt zu bilden hat, aber er war Menſch, er liebte uns und wünſchte, daß wir glücklich und gut würden; was konnte es aber bei einer reſtloſen Unwiſſenheit für Glück geben? Wir wurden im Korps zwar auf irgendetwas eingedrillt, traten jedoch im vollen Sinne des Worts als Kinder ins Leben, natürlich mit einem gewiſſen Begriff von Ehre und mit guten Vorſätzen beladen, gewiß, aber ſonſt doch durchaus ohne jedes Verſtändnis. Jeder Zufall, jeder liſtige Verführer konnte uns aus dem Geleis und auf eine ſchlechte Bahn bringen, die wir nicht zu begreifen und abzuſchätzen vermochten. Wie konnte man demgegenüber gleichgültig ſein?

Alſo nahm uns Selenskij zu ſich ins Lazarett und füllte teils durch Lektüre, teils durch Diskuſſionen die Lücken unſerer Bildung aus.

Ob Perskij davon wußte, iſt mir unbekannt, aber vielleicht war er davon unterrichtet, und liebte es nur nicht, von etwas Kenntnis zu haben, das zu wiſſen er nicht für nötig hielt.

Wir laſen bei Selenskij, ich wiederhole es, keine verbotenen Bücher, und von den Unterhaltungen entſinne ich mich nur einer und das darum, weil ſie eine kleine Anekdote als Ausgangspunkt hatte, die ſie meinem Gedächtnis beſonders eindringlich machte. Da es heißt, daß kein Menſch ſo leicht charakteriſiert werden kann wie durch eine kennzeichnende Anekdote, ſo will ich ſie hier anführen.

Selenskij ſagte, daß man möglichſt viel gute Gefühle ins Leben mitnehmen müſſe, die geeignet ſeien, gute Stimmung zu erzeugen, aus der wiederum ein gutes Betragen erwüchſe. Gutes Benehmen aber gebe dem Verhalten bei jedem Konflikt und jeder zufälligen Begegnung beſſere Form und mehr Wirkung. Für jedes mögliche Ereignis ſich ſein Verhalten im voraus feſtzulegen, ſei unmöglich, aber man müſſe ein gutes Gemüt haben, einſichtig und nicht widerſpenſtig ſein. Gebrauche man dieſes Rezept, ohne zu wirken oder eine Gegenwirkung hervorzubringen, ſo ſolle man in vernünftiger Weiſe ein anderes wählen. Er entnahm dies alles der Medizin und ſetzte alles zu ihr in Parallele. Er erzählte uns, daß er in ſeiner Jugend einen ſehr ſtarrköpfigen Chefarzt gehabt hat.

Er ſei zum Kranken gekommen, erzählte Selenskij, und habe gefragt, was ihm fehle. „Das und das,“ habe Selenskij zur Antwort gegeben, „der ganze Or-

ganismus funktioniert nicht, es iſt ſo etwas wie eine Miſere.“

„Haben Sie oleum ricini gegeben?“

„Jawohl.“

Auf eine weitere Frage antwortete Selenskij wieder: „Jawohl“.

„Und oleum crotoni?“

„Jawohl.“

„Wieviel?“

„Zwei Tropfen!“

„Geben Sie zwanzig!“

Statt jeder Antwort konnte Selenskij nur den Mund aufſperren, aber der Chefarzt blieb dabei: „Geben Sie zwanzig!“

„Zu Befehl!“

Am andern Tag fragte der Chefarzt: „Was macht der Kranke mit der Miſere? Haben Sie ihm zwanzig Tropfen gegeben?“

„Jawohl!“

„Na, und was iſt mit ihm?“

„Er iſt geſtorben.“

„Es hat alſo gewirkt?“

„Jawohl, gewirkt.“

„Na alſo.“

Und zufrieden, daß man gehandelt hatte, wie er befohlen, begann der alte Doktor ſeelenruhig ſeine Akten zu unterſchreiben. Daß der Kranke geſtorben war, tat nichts zur Sache, wenn es nur gewirkt hatte.

Wieviel auch zu dieſer mediziniſchen Anekdote hinzugedichtet ſein mochte, ſie gefiel uns und ſchien uns

verſtändlich; inwieweit ſie aber irgendeinen von uns von dem gedankenloſen Gebrauch ſtarker und ſchadenbringender Mittel abgehalten hat, weiß ich nicht.

Selenskij diente dreißig Jahre im Korps, fünfzig Rubel waren der ganze Reichtum, den er hinterließ.

Solcherart waren die drei Stammväter unſeres Kadettenkloſters. Aber ich muß noch eines vierten Erwähnung tun, der mit ſeinem eigenen Statut in unſer Kloſter kam, aber dennoch Geiſt von unſerm Geiſt war und uns allen in vorzüglicher Erinnerung blieb.

18

Damals herrſchte die Gepflogenheit, daß für den Religionsunterricht der Kadetten in den oberen Klaſſen ein Archimandrit aus der Zahl der Prälatenanwärter geſchickt wurde. Es waren ſelbſtverſtändlich zum größten Teil ſehr gute und kluge Männer, aber beſonders teuer und der Erinnerung wert ward uns der letzte, der in unſerer Anſtalt mit dieſer Aufgabe betraut wurde, und mit dem ich meine Erzählung beenden will. Ich kann mich an ſeinen Namen abſolut nicht mehr erinnern, weil wir ihn einfach ‚Vater Archimandrit‘ nannten, und es iſt ſchwer, jetzt noch ſeinen Namen zu erfahren. Laſſen wir ihn ruhig namenlos bleiben. Er war ein Mann in den mittleren Jahren, von nicht ſehr großer Geſtalt, hager, brünett, energiſch, lebhaft, er hatte eine volle Stimme und ſehr angenehme Manieren, liebte Blumen und beſchäftigte ſich aus Liebhaberei mit Aſtronomie. Aus dem in den Garten ſchauenden Fenſter ſeines Zimmers ragte ein kupfernes Fernrohr

hervor, durch das er abends den Sternenhimmel zu beobachten pflegte. Er wurde von Perskij und dem ganzen Offizierskorps ſehr geachtet, von uns Kadetten außerordentlich geliebt. So oft ich bisher in meinem Leben über die Religion urteilen hörte, ſie ſei langweilig und unnütz, mußte ich immer denken — und ich tue es heute noch —: Ihr ſchwätzet Unſinn, meine Lieben, das ſagt ihr nur, weil ihr nicht auf einen Meiſter geſtoßen ſeid, der es verſtand, euch Intereſſe einzuflößen und euch die Poeſie der ewigen Wahrheit und des unſterblichen Lebens zu enthüllen. Dabei muß ich dann immer gleich an den letzten Archimandriten unſeres Korps denken, der mich für immer des Segens der heiligen Schrift teilhaftig werden ließ und meinem religiöſen Erleben Form gab. Und nicht nur für mich, nein, für viele war er ſolch ein Wohltäter. Er erteilte uns Unterricht und predigte in der Kirche, aber wir wollten immer noch mehr von ihm hören. Als er es bemerkte, kam er jeden Tag, wenn wir in den Garten durften, gleichfalls dorthin, um mit uns zu plaudern. Jedes Spiel und Gelächter hörte ſogleich auf, und er ſchritt dahin, umringt von einem ganzen Schwarm Kadetten, die ſich von allen Seiten ſo um ihn drängten, daß er kaum vorwärtsgehen konnte. Man hing an ſeinen Lippen und erhaſchte jedes Wort. Wirklich, die Szene erinnert mich an etwas Patriarchaliſches, Bibliſches. Wir verſchloſſen uns nicht vor ihm, ſondern ſagten ihm all unſere Kümmerniſſe, die vornehmlich in den widerwärtigen Hinterhältigkeiten Demidows ihren Grund hatten, und

klagten beſonders darüber, daß er uns nicht erlaubt habe, etwas zu leſen.

Der Archimandrit hörte uns immer geduldig an und tröſtete uns, daß wir in unſerm Leben noch genug leſen könnten, hielt uns aber ſtets genau ſo eindringlich wie Selenskij vor Augen, daß die Bildung, die wir im Korps erhielten, höchſt unvollkommen wäre, und daß wir uns daher nach der Entlaſſung möglichſt viel Kenntniſſe aneignen müßten. Über Demidow ſprach er von ſich aus nie, aber aus einer kaum merklichen Bewegung ſeiner Lippen konnten wir ſchließen, daß er ihn verachtete. Das kam denn auch bald in einem ſehr eigenartigen und erinnernswerten Ereignis zum Ausdruck.

19

Ich ſagte bereits, daß Demidow ein großer Frömmler war, er bekreuzte ſich andauernd, ſtiftete Kerzen und verneigte ſich vor allen Ikonen, doch in der Religion war er abergläubiſch und unwiſſend. Er hielt es für ein Verbrechen, religiöſe Fragen zu erörtern, vielleicht, weil er ſelbſt nicht dazu imſtande war. Er war uns entſetzlich überdrüſſig geworden mit ſeiner bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit vorgebrachten Ermahnung: „Betet, Kinderchen, betet, ihr Engel, eure Gebete hört Gott.“ Genau, als wenn man ihm mitgeteilt hätte, weſſen Gebete zu Gott kommen und weſſen nicht. Und hinterher wurden dieſelben ‚Engel‘ auf die Schlachtbank geſtreckt und wie die Zicklein zerriſſen. Wie die meiſten Heuchler hielt er ſich ſelbſt für einen vollkommenen Chriſten und Glaubenseiferer.

Der Archimandrit aber war ein Chriſt von anderem Schlag und dazu, wie ich ſchon ſagte, klug und gebildet. Seine Predigten waren nicht ausgeklügelt, ſondern ſchlicht, warm und ſtets darauf gerichtet, unſer Gefühl im chriſtlichen Geiſt zu ſtärken. Er predigte mit ſchöner, klangvoller Stimme, die bis in den letzten Winkel der Kirche drang. Seine Lehrſtunden oder Lektionen zeichneten ſich durch ungewöhnliche Einfachheit aus. Während des Unterrichts konnten wir ihn über alles befragen und ihm offen, ohne etwas befürchten zu müſſen, alle unſere Zweifel vortragen und mit ihm darüber ſprechen. Dieſe Stunden waren unſer Geſchenk, unſer Feiertag. Als Beiſpiel will ich nur eine Lektion anführen, an die ich mich ſehr gut erinnere.

„Überlegen wir uns einmal," ſagte der Archimandrit, „ob es zur Verhinderung jeden Zweifels und Unglaubens, die ſich nun ſchon durch ſo viele Jahre hinziehen, nicht beſſer geweſen wäre, wenn Jeſus Chriſtus nicht in beſcheidener Menſchengeſtalt gekommen, ſondern wie ein Gott in triumphierender Majeſtät vom Himmel geſtiegen wäre, umgeben von einer Schar leuchtender Geiſter, die ihm dienten. Dann hätte es natürlich keinerlei Zweifel gegeben, daß er in der Tat ein göttliches Weſen iſt, woran jetzt doch ſehr viele zweifeln. Wie denkt ihr darüber?"

Die Kadetten ſchwiegen natürlich. Was hätte hier auch einer von uns ſagen können? Ja, und wir wären auch über den Schwätzer böſe geworden, weil er ſich in Dinge miſchte, deren Erörterung ihm nicht zuſtand.

Wir warteten auf ſeine Erläuterungen und harrten ihrer leidenſchaftlich, gierig und mit angehaltenem Atem. Er aber ging lange vor uns auf und ab, blieb endlich ſtehen und fuhr folgendermaßen fort:

„Wenn ich, ein Satter, wie man an meinem Geſicht ſehen kann, in Seide gehüllt in der Kirche predige und erkläre, daß man Hunger und Kälte mit Geduld ertragen müſſe, dann leſe ich immer auf den Geſichtern meiner Zuhörer: ‚Du haſt gut predigen, Mönch, du biſt ſatt und in Seide gehüllt. Aber wir möchten ſehen, wie du von der Geduld ſprechen würdeſt, wenn ſich dir vor Hunger der Magen krümmte und du am ganzen Körper blau vor Kälte wäreſt.‘ Und ich meine, wenn unſer Herrgott in all ſeiner Herrlichkeit gekommen wäre, würde man ihm auch etwas derartiges geſagt haben. Vielleicht hätten die Menſchen geſagt: ‚Dort bei dir im Himmel ſcheint es ausgezeichnet zu ſein, du biſt ſicher nur für einige Zeit zu uns gekommen, um uns deine Lehre zu verkündigen. Nein, ſieh mal, wenn du unter uns geboren wäreſt und von der Wiege bis zum Grabe gelitten und geduldet hätteſt, wie wir es alle hier auf Erden tun müſſen, dann wäre es eine andere Sache.‘ Und das iſt ſehr wichtig und von grundlegender Bedeutung. Darum kam Er mit bloßen Füßen und wanderte als Heimatloſer durch das Land.“

Demidow, ſage ich, hatte keinen Begriff von Religion, aber er fühlte, daß dieſer Menſch nicht von ſeiner Art war, daß er ein rechtſchaffener, wahrer Chriſt war, und ſolche Leute ſind den Frömmlern

widerwärtig und dünken ihnen ſchlimmer als der größte Ungläubige. Aber er konnte ihm nichts antun, weil er nicht wagte, die Gottesgelehrtheit und Klugheit des Archimandriten offen zu tadeln, ſolange er ſich nicht eine Blöße gab, an der er getroffen werden konnte. Endlich verlor der Archimandrit ſeine Geduld, aber auch jetzt nicht ſeinet-, ſondern unſertwegen, und zwar deshalb weil Demidows Scheinheiligkeit ſeine ganze Arbeit zerſtörte. Demidow zerriß unſere religiöſe Stimmung und verführte uns zu Tollheiten, in denen ſich bekanntlich das Gegenteil von Heuchelei, nämlich ein gedankenloſes Verhältnis zu den heiligen Gegenſtänden zeigt.

20

Demidow war außerordentlich abergläubiſch: er hatte glückliche und unglückliche Tage. Er fürchtete ſich vor drei Kerzen, einem Kreuz, vor einer Begegnung mit Geiſtlichen und hatte viele andere törichte Vorurteile. Wir hatten mit der jungen Menſchen eigenen Beobachtungsgabe bald dieſe Eigentümlichkeiten unſeres Oberchefs bemerkt und machten ſie uns zunutze. Wir wußten ſehr gut, daß Demidow um nichts in der Welt an einem Montag oder Freitag, an einem andern Schickſalstag oder am Dreizehnten kommen würde; am meiſten aber ſchlugen wir Kapital aus den Kreuzen... Wir hatten bemerkt, daß Demidow bei ihrem Anblick ſich bekreuzigte und ſofort ſchnell im Bogen um das Kreuz herumzukommen trachtete. Alſo machten wir uns einmal das Vergnügen, ihm überall derartige

Überraſchungen in den Weg zu legen. Für die Tage, wo wir ſeinen Beſuch im Korps erwarten konnten, hatten wir ſelbſtgemachte Kreuze zurechtgelegt, die wir aus Ruten oder auch nur aus Strohhalmen fertigten. Sie waren von verſchiedener Größe und Form, beſonders gut fielen die Kreuze in der Art der Grabkreuze mit Schutzhüllen aus. Vor ihnen hatte Demidow die meiſte Angſt, wahrſcheinlich, weil er irgendeine geheime Hoffnung auf Unſterblichkeit hatte. Dieſe Kreuze verteilten wir über den ganzen Fußboden hin, am häufigſten aber brachten wir ſie an den Treppenſtufen an. Die Vorgeſetzten paßten ſchon immer auf, daß nichts derartiges geſchah, aber wir waren liſtig und warfen das Kreuzchen heimlich an ſeinen Ort. Es konnte vorkommen, daß alle dort vorübergingen und keiner etwas bemerkte, doch Demidow ſah das Kreuzchen, ſprang ſofort zur Seite, bekreuzte ſich zu wiederholten Malen und machte kehrt. Tatſächlich konnte ihn nichts dazu bringen, auf eine Stufe zu treten, auf der ein Kreuz lag. Dasſelbe geſchah, wenn das Kreuzchen auf dem Boden eines Zimmers lag, durch das ihn ſein Weg führte. Er ſprang ſofort beiſeite, bekreuzte ſich, ging hinaus und nahm für dieſes Mal den Alpdruck von uns; doch dann begannen die Ermittelungen, die entweder mit Karzer für viele oder mit körperlicher Züchtigung für einige endeten.

Den Archimandriten brachte das ſehr auf. Obgleich er uns nichts in bezug auf Demidow ſagte, wurde er doch einmal, als eine ähnliche Kinderei für viele mit einer empfindlichen Züchtigung geendet hatte, ſehr

bleich und ſagte: „Ich verbiete euch, etwas derartiges zu tun, wer mich auch nur ein wenig lieb hat, der gehorcht.“

Wir gaben unſer Wort, künftig keine Kreuze mehr auszuſtreuen, und taten es auch nicht. Im Anſchluß daran hielt der Archimandrit am nächſten Sonntag am Schluß des Hochamts in Anweſenheit Demidows eine Predigt ‚über Aberglauben und Scheinheiligkeit‘, wo er nur Demidows Namen nicht nannte, ſonſt aber alle ſeine abergläubiſchen Dummheiten aufzählte und ſogar der Kreuzchen Erwähnung tat.

Demidow ſtand da, weiß wie ein Tuch, zitterte am ganzen Leib und ging hinaus, ohne an den Altar herangetreten zu ſein, aber der Archimandrit ſchenkte dem keinerlei Aufmerkſamkeit. Es war unausbleiblich, daß ſich zwiſchen den beiden ein ganz beſonderer geiſtlich-militäriſcher Zweikampf entſpinnen mußte, und ich weiß nicht, wem ich den Sieg in dieſem Kampfe zuſchreiben ſoll.

21

An dem der berühmten Predigt über den ‚Aberglauben‘ folgenden Sonntag hielt ſich Demidow nicht von der Kirche fern, aber er kam etwas ſpäter, als das Hochamt bereits zur Hälfte vorbei war. Er hielt ſich bis zum Schluß abſeits des Altars und der Kanzel, auf der der Archimandrit diesmal über die üblichen Dinge predigte und nichts Scharfes gegen Demidow einflocht. Aber plötzlich leiſtete ſich dieſer ein ganz beſonderes Stück, worauf der Archiman-

drit indes eine noch bewunderungswürdigere Antwort fand.

Nachdem der Archimandrit laut die Schlußworte ‚Der Segen des Herrn ſei über euch' verkündet und die Türen der Sakriſtei hinter ſich geſchloſſen hatte, rief Demidow plötzlich laut in die Kirche einen Begrüßungsruf für uns hinein.

Wir antworteten natürlich, wie wir es gewohnt waren, mit ſchallender Stimme: „Guten Morgen, Euer Exzellenz!“ und wollten uns ſchon umwenden und hinausgehen, als plötzlich der Vorhang mit lautem Geräuſch unerwartet auseinanderflog und in der offenen Tür der Sakriſtei der Archimandrit erſchien, der noch nicht einmal ſeinen Ornat hatte ablegen können.

„Kinder! Ich ſage euch,“ rief er ſchnell, aber ruhig, „im Hauſe Gottes iſt nur ein Gruß ſtatthaft, nämlich der Gruß zu Ehre und Ruhm des Ewigen Gottes, und ſonſt keiner. Hier habe ich das Recht und die Pflicht zu verbieten und zu ſtrafen, und ich verbiete euch, den Gruß eurer Vorgeſetzten zu beantworten. Amen.“

Er trat zurück und ſchloß die Tür. Demidow jagte davon, um Beſchwerde einzureichen. Der Archimandrit mußte uns verlaſſen und zugleich wurde angeordnet, daß in Zukunft überhaupt keine Archimandriten mehr für das Korps beſtimmt werden ſollten. Dieſer war der letzte.

22

Ich bin am Ende. Mehr kann ich über dieſe Männer nicht erzählen, und ich glaube, es iſt auch nicht not-

wendig. Ihre Zeit iſt vorbei, heute wirken andere Männer und man geht an alles mit anderen Forderungen heran, beſonders an die Erziehung, die ‚nicht mehr ſich ſelbſt Vorbild genug‘ ſein darf. Vielleicht wären die Männer, von denen ich erzählt habe, heute nicht mehr geeignet, als Erzieher zu wirken, oder wie man ſagt, nicht genug ‚pädagogiſch gebildet‘, und man würde ſie vielleicht nicht mehr zur Erziehung zulaſſen, aber vergeſſen dürfen wir ſie deshalb nicht. Zu einer Zeit, wo alles klagte und vor Angſt zitterte, plätſcherten wir, ein ganzes Tauſend ruſſiſcher Jungens, wie die Fiſchlein im Waſſer, das man mit dem Öl der chriſtlichen Güte übergoß, um alle Stürme von uns abzuhalten. Wie richtig dachte der unvergeßliche Sſergeij Michailowitſch Sſolowjow, wenn er ſagte, daß derartige Männer, und mögen ſie noch ſo abſeits von den großen Triebkräften der Geſchichte ſtehen, ſtärker als die andern die Geſchichte machen. Und wenn auch ihre ‚pädagogiſche Unbildung‘ der Kritik nicht ſtandhält, ſo verehrt man doch ihr Andenken und ihre Seelen haben einen Platz unter den Seligen.

Anhang

In all den Jahren, in denen der ſelige Andrej Petrowitſch als Verwaltungsoffizier im erſten Kadettenkorps war, diente dort als ‚Oberkoch‘ ein gewiſſer Kulakow.

Unerwartet und plötzlich überraſchte der Tod dieſen Koch an ſeinem Dienſtplatz, — am Herd, und ſein

Tod bildete ein merkwürdiges Ereignis im Korps. Kulakow war ein ehrlicher Menſch, kein Dieb, weshalb der ehrliche Verwalter Bobrow Kulakow auch hoch ſchätzte und über ſein tragiſches Ende ſehr bekümmert war. Nachdem Kulakow ‚am Herd ſtehend‘ geſtorben war, wollte ſich lange kein Erſatzmann von ſo ausgezeichneten Fähigkeiten finden Mit dem Tod Kulakows geſchah es trotz aller Strenge, mit der der Brigadier Bobrow aufpaßte, daß der ‚Teig nicht ging‘ und ‚die geriebenen Kartoffelklöße nicht locker genug‘ waren. Der Schaden an den Klößen, die einen Hauptbeſtandteil an der Kadettentafel bildeten, war das ſchlimmſte Übel. Nach Kulakows Tod kullerten die Kartoffelklöße nicht mehr melancholiſch hin und her, wenn ſie vom Löffel auf den Teller getan wurden, ſondern ſie floſſen und ‚klatſchten‘. Bobrow ärgerte ſich bei dieſem Anblick jedesmal, zankte ſich zuweilen mit den Köchen herum, vermochte ihnen aber auf keine Weiſe das Geheimnis beizubringen, die Klöße ſo abzureiben, daß ſie ‚wie Butter‘ waren. Dieſes Geheimnis ſchien auf ewig zuſammen mit Kulakow untergegangen zu ſein, und darum iſt es verſtändlich, daß man Kulakow im Korps in beſtem Andenken behielt. Der damals unter den Kadetten ſich befindende Kondratij Fjodorowitſch Rylejew (geſt. am 14. Juli 1826), der den Kummer Bobrows ſah und den Verluſt Kulakows zu würdigen wußte, ſchrieb im Anſchluß an dieſen Fall ein komiſches Epos in zwei Geſängen mit dem Titel ‚Die Kulakiade‘. Das Gedicht, das die Verdienſte und guten Eigenſchaften Kulakows aufzählte, beſchrieb

ſeinen Tod am Küchenherd und ſein Begräbnis und endete mit folgender Huldigung für Andrej Petrowitſch Bobrow:

Ich weiß, daß ich nicht würdig bin
Zu künden alle Deine Taten,
Ich bin kein Dichter, einfach iſt mein Sinn,
Und meinen Lippen wird kein Vers geraten.
Doch Du, o Weiſer, deſſen Ruhm erſchallt,
Des Wort in Küch' und Keller galt,
Der ſtets von heißen Dämpfen troff,
Du unſer einz'ger Held Bobrow!
Erzürne nicht, daß ich es wage
Für dich zu ſtimmen meine Leier,
Denn wiſſe, daß durch dieſes Lied
Dein Ruhm in Ewigkeit erblüht.
Und wenn die Nachfahrn einmal leſen,
Was Du, Bobrow, für uns geweſen,
Wenn ſie Dir neue Kränze weihn,
Wird auch mein Name nicht vergeſſen ſein.

So iſt Bobrow auch auf der einzigen von ihm vorhandenen Bleiſtiftzeichnung dargeſtellt: als Gebieter ‚des Wort in Küch' und Keller galt', ‚der ſtets von heißen Dämpfen troff', ‚unſer einz'ger Held Bobrow'.

Und noch eine Anekdote.

Bobrow erſchien jeden Tag beim Direktor der Anſtalt, Michail Stepanowitſch Perskij, um ihm Bericht zu erſtatten, daß ‚alles in Ordnung' ſei. Dieſe natürlich rein formalen Berichte waren immer auf ein Stück gewöhnliches Papier geſchrieben, das Bobrow viermal faltete und dann hinter die Kokarde ſeines Dreiſpitzes ſteckte. Bobrow nahm ſeinen Hut und begab ſich zu Perskij. Da aber jedermann im Korps ein

Anliegen hatte, ſo wurde er auf ſeinem Wege oft aufgehalten, um irgendwelche Anordnungen zu treffen, und weil Bobrow die Schwäche beſaß, ſchnell in Eifer und Hitze zu kommen, ſo legte er oft ſeinen Hut beiſeite oder vergaß ihn. Später ſetzte er ihn wieder auf und ging weiter.

Die Kadetten, die dieſe Angewohnheit Bobrows kannten, machten ſich daher mit ihrem ‚Großväterchen‘ einmal folgenden Spaß: ſie ſchrieben die ‚Kulakiade‘ auf ein gleiches Stück Papier, wie es Bobrow für ſeine Meldungen zu benutzen pflegte. Die Kadetten falteten das Papier ebenſo, wie es Bobrow mit ſeinen Meldungen tat, ſteckten Rylejews Gedicht an den Dreiſpitz Bobrows und zogen den Rapport heraus, den ſie verſteckten.

Bobrow merkte den Umtauſch nicht und erſchien bei Perskij, der Andrej Petrowitſch ſehr ſchätzte, aber dennoch ſein Vorgeſetzter war und einen gewiſſen Abſtand wahrte.

Michail Stepanowitſch faltete den Bogen auseinander. Als er an Stelle der Meldung ein Gedicht ſah, fing er an zu lachen und fragte:

„Nanu, Andrej Petrowitſch, ſeit wann ſind Sie denn unter die Dichter gegangen?“

Bobrow konnte nicht verſtehen, worum es ſich handelte, ſondern merkte nur, daß etwas nicht ſtimmte.

„Was, wie bitte . . . wieſo Dichter?“ fragte er, ſtatt Perskij zu antworten.

„Aber ja doch! wer Verſe ſchreibt, den nennt man

doch einen Dichter! Alſo ſind auch Sie ein Dichter, da Sie angefangen haben, Verſe zu ſchreiben.“

Andrej Petrowitſch war wie vor den Kopf geſchlagen.

„Was denn . . . Verſe . . .“

Er ſchaute jedoch den Bogen an, den er geſchloſſen überreicht hatte, und ſah in der Tat irgendwelche nicht dahin gehörende, ungleichmäßige Zeilen darauf.

„Was iſt denn das?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Perskij und begann Andrej Petrowitſchs Meldung laut vorzuleſen.

Bobrow wurde völlig verwirrt und regte ſich ſo auf, daß ihm faſt die Tränen kamen, ſo daß ihn Perskij nach beendigter Lektüre beruhigen mußte.

Hinterher wurde der Verfaſſer des Poems entdeckt. Es war der Kadett Rylejew, über den der brave Bobrow in voller Wut all ſeinen Unwillen ausſchüttete, ſoweit er überhaupt zornig ſein konnte. Aber Bobrow war bei all ſeiner grenzenloſen Gutmütigkeit ſehr hitzig und ‚in ein Gedicht zu kommen‘ ſchien ihm eine fürchterliche Schmach. Er ſchimpfte nicht ſehr auf Rylejew, ſondern jammerte nur immerzu:

„Es iſt mir ja gar nicht darum zu tun! Aber ich will wiſſen, warum du Räuber mich ſo verunglimpft haſt!“

Rylejew war betroffen von dem nicht vorhergeſehenen Kummer, den er dem allbeliebten Alten zugefügt hatte, und bat Bobrow in tiefſter Zerknirſchung um Verzeihung. Andrej Petrowitſch weinte und ſchluchzte, wobei ſein ganzer dicker Körper in Erſchütterung kam. Er war ſtets geneigt, Tränen zu

vergießen, oder in der Kadettenſprache, er war ein ‚Greiner', ein ‚Tränenfaß'. Geſchah etwas Feierliches oder Trauriges, ſofort begann der Brigadier zu weinen. Die Anſtaltsſoldaten ſagten von ihm, daß ‚ſeine Augen auf feuchtem Boden ſtänden'.

Aber wie ſchrecklich auch die Geſchichte mit der ‚Kulakiade' geweſen war, ſchließlich ſöhnte ſich Bobrow doch mit den Tatſachen aus. Er verzieh Rylejew, hielt ihm aber im Anſchluß daran eine erbauliche Rede, nämlich, daß die Literatur eine unſaubere Angelegenheit ſei und daß eine Beſchäftigung mit ihr keinem Glück bringen würde.

Man ſtellt es ſo hin, als ob Bobrow eigens für Rylejew ſeine Worte in dieſer Form geſagt habe, um damit auf das verhängnisvolle Ende des Dichters hinzudeuten, den der gute Bobrow mit beſonderer Zärtlichkeit als klugen und kühnen Kadetten liebte.

‚Der letzte Archimandrit', der mit dem General Demidow zuſammengeſtoßen war und ihm einmal zu ſchweigen gebot, war der Archimandrit Irenus. Er amtierte in der Folgezeit als Biſchof von Sibirien, hatte dort viel Streit mit den weltlichen Behörden und fiel ſchließlich in geiſtige Umnachtung.

89097729891

B89097729891A

89097729891

b89097729891a